R G B WH GR BL
Grey Scale #13
C M Y K
DANES PICTA .COM
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
Colour Chart #13
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Inches
Centimetres
DANES PICTA .COM

Ak 220(2)
VII g 57
4087.

Heinrich Katharina Davila's

Geschichte der bürgerlichen Kriege von Frankreich.

Aus dem Italienischen übersetzt, mit einer Geschichte der königlichen Macht und der Staatsveränderungen in Frankreich bis zur Ligue, und mit andern nöthigen Erläuterungen und Zusätzen begleitet

von

Bernhard Reith.

Wehrkreisbücherei Breslau.

Zweyter Theil.

Nach der neuesten Ausgabe.

Wien, 1817.
Im Verlage der Franz Härter'schen Buchhandlung.

40241/2

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Unruhen und Streitigkeiten über die Gewissensfreyheit. Fortgesetzter Verstellungsplan des Königs und der Königinn-Mutter. Mißlungenes Gesuch des Connetabels, seine Stelle dem Marschall von Montmorency resigniren zu dürfen. Die Königinn-Mutter dringt in den Cardinal von Chatillon, sich des Cardinalhutes und seiner Beneficien zu begeben. Mißvergnügen des päpstlichen Hofes und der Republik von Venedig über die Königinn, welche Gesandte nach Rom und Venedig schickt. Die Häupter der Hugonotten veranstalten eine politische Komödie. Neue Aufläufe in mehreren Städten. Vereitelte Anschläge der Hugonotten auf die Stadt Avignon. Falsche Gerüchte von Verschwörungen gegen des Königs und der Königinn-Mutter Leben. Der König von Spanien schickt den Herzog von Alba mit einem Heere in die Niederlande; der Hof trifft voll Verstellung Gegenanstalten, die nur die Unterdrückung der Hugonotten zum Gegenstande haben. Der König faßt den Entschluß, die Hugonotten mit Gewalt zu Paaren zu treiben, welche durch viele Umstände bestärkt werden, die Waffen zu ergreifen.

Indeß der Hof sich den Lustbarkeiten überließ, war das ganze Reich voll Unruhen und Aufruhr. Die Hugonotten, welche sich eine größere Freyheit anmaßten, als ihnen durch das Friedensedict zugestanden war, suchten dieselbe mit Hintansetzung des Gehorsams gegen ihre Obrigkeiten Jahr 1566.

Jahr 1566. gewaltthätig so viel zu erweitern, als sie konnten. Die Katholischen wünschten die Einschränkung eben dieser Gewissensfreyheit, und widersetzten sich derselben durch wiederhohlte Klagen, und selbst durch Thathandlungen. Mitten im Frieden loderte gleichsam von allen Seiten das Kriegsfeuer. Diese Bewegungen in den Provinzen beunruhigten die Parlamenter, welche nur auf die Beylegung der aus der Religionsverschiedenheit entstehenden Unordnungen bedacht seyn mußten; selbst der königliche Staatsrath und der Hof, auf welchem die Last der höchsten Entscheidung lag, war öfters der Schauplatz hartnäckiger Streitigkeiten zwischen den Beschützern beyder Parteyen. Der Marschall von Montmorency und die Anhänger des Admirals begehrten, daß man die den Hugonotten ertheilte Gewissensfreyheit entweder erweitern, oder sie doch in derselben wenigstens schützen möge. Der Cardinal von Bourbon, und vorzüglich der von Lothringen drangen darauf, die Katholischen zu befriedigen, und die Gewissensfreyheit einzuschränken. Die Streitigkeiten über diesen Gegenstand wurden so häufig, und erbitterten die Gemüther so sehr, daß der Herzog von Anjou, Bruder des Königs, dem Staatsrathe präsidiren mußte, obschon er noch sehr jung war, und kein die Religion betreffender Gegenstand abgehandelt werden durfte, wenn nicht der König oder die Königinn-Mutter gegenwärtig war. Dieß half aber nichts, denn die Unterthanen, welche nun gewohnt waren, frey zu sprechen und zu handeln, hatten alle der königlichen Majestät schuldige Ehrfurcht auf die Seite gesetzt; sie zeigten durch die Hitze ihrer Streitigkeiten und Widersprüche, daß ihnen mehr das Interesse ihrer Partey als das Wohl und die Ruhe des Reiches am Herzen lag.

Die Königinn-Mutter beharrete unterdessen auf ihrem Vorhaben, und bestärkte den König, in dem schon gefaßten

Entschlusse, mit Verstellung und der möglichsten Geduld alle diese Unordnungen zu ertragen, und eher durch List als durch Gewalt dieses Übel zu heilen. Sie machten bald der einen bald der andern Partey günstige Erklärungen, suchten durch ein kluges Betragen einem Bruche zwischen denselben vorzubeugen, und durch die Zeit die noch blutenden und offenen Wunden zu heilen. Diesem zu Folge erhielten der Admiral und seine Anhänger von dem Könige mehrere Gnadenbezeugungen als seine Günstlinge und Höflinge selbst; aus dieser Ursache überließ man dem Prinzen von Condé eine so unumschränkte Gewalt in seiner Statthalterschaft von der Picardie, daß der König dem Marschalle von Damville verboth, diese Provinz zu besichtigen, weil der Prinz sein Mißfallen darüber an den Tag legte; denn es ist herkömmlich, daß die Marschälle die Gränzen besichtigen. Nach dem nähmlichen Plane beobachtete man über die unaufhörlichen Klagen der Hugonotten und Katholischen das Stillschweigen, um die Zwietracht in das Grab der Vergessenheit zu senken, und nach und nach die Ruhe herzustellen. In der nähmlichen Zeit ließ der Connetabel den König um die Erlaubniß bitten, die Connetablie seinem Sohne, dem Marschalle von Montmorency resigniren zu dürfen; er gab vor, daß ihm sein Alter und seine kränklichen Umstände nicht mehr gestatteten, am Hofe zu bleiben. Die Königinn, welche den Marschall wegen seines Stolzes und seiner Anhänglichkeit an die Partey der Hugonotten sehr haßte, überredete den König, auf dieses Gesuch zu erklären, daß er schon seinen Bruder, den Herzog von Anjou, zum Generallieutenant des Königreiches bestimmt habe; wenn also der Connetabel seine Stelle nicht mehr vertreten könne oder wolle, so sey es nicht nöthig, einen Anderen zu derselben zu ernennen. Da man sich aber mit dem Vater nicht überwerfen, und durch diese abschlagige Antwort den Sohn nicht gänzlich ent- Jahr 1565.

Jahr 1566. fremden wollte, so wurde der Marschall von Montmorency in den geheimen Staatsrath aufgenommen, welches er schon längst, aber vergebens, gesucht hatte; überdieß erhielt er noch ein Geschenk von dreyßig tausend Livres, um einen Theil seiner Schulden zu bezahlen, obschon die Finanzen in der übelsten Verfassung waren. Der Connetabel fühlte sich durch diese abschlägige Antwort sehr beleidigt, und ward durch die anderen Gnadenbezeugungen nicht gänzlich befriedigt; aber die Unbesonnenheit des Prinzen von Condé wirkte so stark auf ihn, daß er sich endlich besänftigen ließ. Der Prinz, welcher mehr mit Hitze und Heftigkeit als nach der Vernunft handelte, hatte sogleich, als er hörte, daß der Connetabel seine Stelle zum Vortheile seines Sohnes niederlegen wollte, ohne Rücksicht für die Herren von Montmorency, seine Verwandte, erklärt, daß er selbst auf dieselbe Anspruch mache. Dieß entschuldigte den König noch mehr, daß er zwischen zwey so mächtigen Mitwerbern ein Mittel getroffen, und seinem Bruder den Vorzug gegeben hatte. Dieser Vorfall machte den Connetabel zum Feinde des Prinzen, und erkältete einiger Maßen den Marschall von Montmorency, welcher bis jetzt sein eifrigster Anhänger gewesen war.

Dieser glückliche Erfolg ermunterte die Königinn, den Cardinal von Chatillon, welcher ganz offenbar sich zur reformirten Religion bekannte, auf andere Gedanken zu bringen. Der Bischof von Ceneda, päpstlicher Nuntius am französischen Hofe, drang sehr darauf, daß er der Cardinalskleidung und seiner Beneficien sich begeben möge 1). Die Köni-

1) Der Cardinal von Chatillon, ein Bruder des Admirals, war durch den Papst Pius IV. im Jahre 1562 seiner Würde und seines Bisthums entsetzt worden, worauf er aber gar

ginn suchte unter vielerley Entschuldigungen die Beendigung dieser Sache zu verzögern; sie versprach dem Cardinal Güter, weltliche Ämter und Würden, um dasjenige gutwillig von ihm zu erhalten, was sie ihm mit Gewalt nicht entreißen wollte. Je länger die Sache aufgeschoben wurde, um so dringender und häufiger waren die Vorstellungen des Papstes, welcher noch überdieß die als Ketzer von ihren Bisthümern abgesetzten Bischöffe von Uzes und Valence am Hofe in großer Gunst sah. Diese und andere ähnliche Umstände hatten in dem Papste Pius V. welcher erst seit kurzem Pius dem IV. auf dem päpstlichen Stuhle gefolgt war, die nachtheiligste Meinung von der Königinn-Mutter hervorgebracht, die durch eine von ihren Feinden ausgestreuete Sage vermehrt wurde, als habe sie einen Edelmann nach Constantinopel geschickt, um den Großherrn zu vermögen, die christlichen Fürsten mit seiner Seemacht anzugreifen, damit sie, mit ihrer eigenen Vertheidigung beschäftigt, aufhörten, sich in die Angelegenheiten von Frankreich zu mischen. Dieses obschon falsche Gerücht wurde allgemein geglaubt, weil der Hof wirklich einen Edelmann an die Pforte abgeschickt hatte, und brachte nicht allein den schon mißvergnügten Papst, sondern auch die Republik von Venedig auf. Der Senat hielt dieses Vorhaben nicht nur allein für alle christliche Fürsten sehr schädlich, sondern auch für eine große Undankbarkeit der Königinn-Mutter, welche derselbe billig von ihr nicht erwarten konnte, da Jahr 1566.

---

nicht achtete. Er vermählte sich öffentlich in — Cardinalskleidung mit der Franziska von Hauteville, welche er lange vorher unterhalten hatte, und bezog nach wie vor, die Einkünfte seines Bisthumes von Beauvais; er erschien selbst als Pair bey der Salbung des Königs, und seine Gemahlinn genoß gleiche Ehre am Hofe. . . S. *Variations* de la Monarchie françoise t. III. p. 459.

Jahr 1566. er sie in ihrer dringendsten Noth mit Rath und Geld unterstützt hatte. Der päpstliche Nuntius machte darüber am Hofe mehrmahlige Klagen, und der venetianische Gesandte sprach auf Befehl des Senats darüber mit dem Könige und der Königinn-Mutter, und bath sie auf eine bescheidene Art, jetzt, da der Friede hergestellt sey, der Republik die hundert tausend Ducaten zurückzuzahlen, welche dieselbe während dem Kriege ihnen so großmüthig zur Wohlfahrt des Reiches vorgeschossen hätte; er fügte noch hinzu, daß die Kriegsrüstungen der Türken auf ihren Gränzen, wie das Gerücht lautete, die Republik in die Nothwendigkeit setze, das ihrige zu brauchen, und für ihre Sicherheit sich in Gegenwehre zu setzen.

Die Königinn-Mutter, welche diese Gerüchte und die von ihr gefaßte üble Meinung bestürzt machte, und sich die Freundschaft ihrer Alliirten, vorzüglich des Papstes und der Republik von Venedig, zu erhalten wünschte, auf deren Unterstützung sie ihre meisten Hoffnungen gründete, hielt es für nothwendig, den Herrn von Seurre nach Rom zu schicken, um ihr Betragen zu rechtfertigen. Er war in seinem Auftrage so glücklich, daß der von Natur mißtrauische und bedenkliche Papst, den er in den nähmlichen Operationsplan einweihete, welcher mit seinem Vorgänger durch Ludwigen Antinori war verabredet worden, sich gänzlich zu Frieden gab. Die gleiche Vorsicht beobachtete sie gegen den Senat von Venedig, dessen Weisheit und Freundschaft sie immer sehr hoch schätzte, und schickte einen Edelmann an denselben ab, welcher mit ihrem Gesandten in Venedig gemeinschaftlich seinen Auftrag vollziehen sollte: da aber derselbe auf seiner Reise zu Mailand gestorben war, so unterließ der Gesandte nicht, sich des Geschäftes ganz zu unterziehen, und machte die Eröffnung in einer gewöhnlichen Audienz des Doge in Gegenwart der Signoria, welche man das Collegium nennt, daß der König sein Herr einen Edelmann an die Republik abgeschickt

habe, welcher aber auf seiner Reise krank geworden, und zu Mailand gestorben sey; er müsse nun allein den Auftrag Seiner Majestät vollziehen, und der Republik erklären: die Freundschaft und Zuneigung des Königs Franz, seines Großvaters, und Heinrichs, seines Vaters, für die Republik sey sehr groß gewesen; die Seinige aber übertreffe sie wegen der vielen von derselben in der dringendsten Noth empfangenen Wohlthaten und Geldsummen; er wolle nicht nur allein dieselben zurückzahlen, sondern sie doppelt, und wo möglich, noch besser vergüten; sein Vater habe ihm viele während einem langen Kriege gemachte Schulden hinterlassen: er würde dieselben haben bezahlen, und noch überdieß Geld zurücklegen können, wenn ihn die bürgerlichen Kriege seines Reiches nicht zurückgesetzt hätten. Obschon dieselben geendigt worden, so hörten doch deßwegen die Ausgaben nicht auf, weil die Furcht vor dem Rückfalle ihn nöthige, eine beträchtliche Anzahl Truppen auf den Beinen zu halten; die Furcht vor dem Kriege sey schlimmer als der Krieg selbst: im ersten Falle müsse man nur von der einen, im letzteren aber von allen Seiten auf der Huth seyn. Zu diesem sey noch eine große Hungersnoth, welche sein Reich heimgesucht habe, und die Unruhen in dem benachbarten Flandern zu rechnen, die ihn aus guten Staatsgründen in die Nothwendigkeit setzten, gerüstet zu seyn. Er glaube sich also für hinlänglich entschuldigt, wenn er die Schuld nicht ganz ausbezahlte: Er werde gegenwärtig einen Drittheil, und das Übrige nach und nach bezahlen. Sollte die Republik im Falle der Noth sich befinden, so werde Er nicht allein das Nähmliche erwiedern, sondern auch derselben mit einer viel größeren Summe, ja mit seinem ganzen Staatsschatze zu Dienste stehen. Je mehr Seine Majestät an Alter zunehme, um so lebhafter werde seine Freundschaft und Erkenntlichkeit für die Republik, und das Verlangen, für sie so viel zu thun, als für sein eigenes Reich. Jahr 1506.

KOENIGL. PREUSS. PRIV. ... ZU BRESLAU 1818

Jahr 1566. Auf dieses erwiderte der Doge, daß es dem Könige frey stehe, nach Zeit und Umständen die Republik zu befriedigen, welche bey der Vorleihe nur das Wohl desselben vor Augen gehabt habe. Der Gesandte eröffnete nachher weiter, daß er von dem Könige auch den Auftrag erhalten habe, die Republik über die ausgestreuten falschen Gerüchte zu belehren, als wenn derselbe bey dem Großherrn darauf gedrungen, die christlichen Fürsten mit seiner Seemacht anzugreifen; sie schienen durch einen von einem Ragusaner geschriebenen Brief veranlaßt worden zu seyn, welchen die Gesandten des Kaisers und des Königs von Spanien in Venedig bekannt gemacht, dessen Inhalt vergrößert, und so ausgelegt hätten, als wenn zu diesem Behufe jener Edelmann im vorigen Monathe vom Könige an die Pforte abgesendet worden. Es sey allerdings wahr, daß derselbe einen Edelmann an die Pforte abgesendet habe, aber nur aus dem Beweggrunde, einige in die Gefangenschaft gerathene Provenzalen zu befreyen. Da der Resident, welchen der König gewöhnlich bey der Pforte halte, um seine Zurückberufung gebethen, so habe man es ihm bewilligt, und den Edelmann, welcher dort zu bleiben wünschte, in gleicher Eigenschaft angestellt. Derselbe wolle nur die von seinem Großvater und Vater mit den Türken errichtete Freundschaft und Verbindung in dem nähmlichen Grade ohne irgend eine Veränderung oder Verstärkung forterhalten. Sollte aber der König mit der Pforte oder irgend einer anderen Macht eine neue Verbindung schließen, so werde es gewiß nicht geschehen, ohne vorher die Republik davon zu benachrichtigen, und sie um Rath zu fragen, in der gewissen Überzeugung, daß dieselbe aus der zu Seiner Majestät tragenden Freundschaft und Zuneigung, und wegen ihrer Weisheit nichts für gut heißen würde, als was Frankreich und der ganzen Christenheit fromme; sey die Republik gesonnen, mit der Pforte die alte Ver-

KOENIGL:PREUSS: BRIGADE SCHULE ZU BRESLAU 1819

bindung beyzubehalten, so werde der König das Nähmliche beobachten; sollte sie aber ihre Gesinnungen ändern, so werde Er gleichfalls ihren Fußstapfen folgen, da der König im geringsten nichts ohne gemeinschaftliche Zusammenstimmung thun, sondern allezeit zur Erhaltung beyderseitiger Interessen mit Ihr verbunden bleiben wolle. Der mit einer so bündigen und bestimmten Erklärung beruhigte Senat ließ dem Könige und der Königinn-Mutter durch den Gesandten seine Zufriedenheit bezeugen. Auf diese Art war nun der bey dem päpstlichen Stuhle und der Republik von Venedig erregte Argwohn und die Abneigung gehoben, mit Beyden das alte gute Verständniß wieder hergestellt, und auf's neue so verstärkt, daß der französische Hof seine gänzliche Aufmerksamkeit auf die inneren Angelegenheiten des Reiches wenden konnte. Jahr 1566.

Jede Bemühung, den Prinzen von Condé zu besänftigen, und die Herren von Chatillon zu beruhigen, war vergebens. Jener konnte sein unruhiges Naturell nicht bändigen, und diese setzten ein Mißtrauen in den Hof, dessen Arglist sie befürchteten; die Hugonotten, welche nach dem Genusse der Gewissensfreyheit in der völligen Ausdehnung des Edictes vom Juny hinanstrebten, konnten sich nicht in den Gränzen der ihnen durch den letzten Frieden zugestandenen Rechte inne halten. Das Beyspiel der Katholischen, welche durch eine Gesandtschaft des Papstes und der übrigen katholischen Fürsten an den König auf die Verkündigung der Schlüsse des Trienter Conciliums gedrungen hatten, reizte sie, die protestantischen Fürsten Deutschlands zu bewegen, durch eine gleiche Gesandrschaft sich bey dem Könige zu beklagen, daß ihre Glaubensgenossen so übel behandelt würden, und zu begehren, daß derselbe aus Rücksicht gegen diese Fürsten und zur Ruhe des Reiches den Hugonotten eine volle Freyheit gestattete, sich überall zur Haltung ihres Gottesdienstes versam-

Jahr 1566. meln zu dürfen. Diese Gesandtschaft wurde im Nahmen des Pfalzgrafen bey Rhein, des Herzogs von Würtemberg, von Zweybrücken, Pommern, eines der Herzoge von Sachsen und des Markgrafen von Baden abgeschickt; Viele glaubten, daß die Kosten derselben von den Hugonotten seyen bestritten worden: denn die Interessen dieser Fürsten waren nicht so geeigenschaftet, daß sie zu dieser Zeit einen so außerordentlichen Schritt hätten thun sollen. 2) Es mag nun dem

2) Man muß den theatralischen Geist der französischen Nation nicht kennen, um solche politische Comödien demselben nicht angemessen zu finden. Als der König nach dem Ende des ersten bürgerlichen Krieges mit seiner Mutter die Provinzen besuchte, wurde Er zu Bourdeaux mit großem Pompe empfangen. Dreyhundert Edelleute zu Pferde gingen demselben mit einem Truppe Gefangener von fremden Nationen entgegen. Man sah unter der Zahl dieser unglücklichen besiegten Völker — Türken, Araber, Ägypter, Ceylaner, Indier, Canarier, Mauren, Canibalen, Amerikaner, und Brasilianer in Ketten. Die Anführer einer jeden Nation machten in ihrer Landessprache dem Könige ihre Complimente, welche die Dolmetscher seiner Majestät auslegten. S. De Thou, Hist. Univ. t. III. p. 546. Man erwäge den Zeitpunct, in welchem der König diesen Weihrauch empfing! . . Vermuthlich diente diese schöne Maskerade dem Schöpfer von Ludwigs XIV. Bildsäule zum Vorbilde. Es war überhaupt eines französischen Königs unwürdig, das Gekrächze und Geheule eines Ceylaners und Canibalen anzuhören. Die gelehrten Commentatoren De Thou's machten bey dieser Erzählung die Anmerkung, daß sich damahls in Bourdeaux unmöglich so viele Leute hätten vorfinden können, die aller dieser Sprachen mächtig gewesen wären, um den König zu becomplimentiren; sie müßten also wahrscheinlich nur so etwas daher gemurmelt haben... Ich habe wohl nicht nöthig, an die neueste Maskerade, aber von einer anderen Bedeutung, zu erinnern, wo man

seyn, wie es will, die Gesandten besprachen sich zuerst mit Jahr 1566.
dem Prinzen von Condé, mit dem Admiral und mit den übrigen Vornehmsten dieser Partey, und hatten hernach bey dem Könige, welcher nach Paris zurückgekommen war, eine Audienz, welchen sie in einer langen Rede von der Freundschaft ihrer Herren und ihren Gesinnungen versicherten, die alten Verbindungen mit der Krone Frankreichs fort zu erhalten. Nach diesem Vorspiele begehrten sie die Aufrechthaltung des Friedensedictes, erhöheten aber nach und nach ihre Ansprüche, und drangen darauf, daß den Dienern der reformirten Religion erlaubt würde, in Paris und dem ganzen Königreiche zu predigen, und daß das Volk ohne Furcht, und so zahlreich es sich auch einfinden möchte, zuhören dürfte. Der König, welcher sich schon in einem Alter befand, um das Gut- vom Schlimmen unterscheiden zu können, von Natur sehr gähzornig und heftig war, weil er gleichsam unter den Waffen erzogen worden, war schon vorher sehr darüber entrüstet, daß sie zuerst eine Conferenz mit den Häuptern der Hugonotten gehabt; durch ihre Forderungen brachten sie ihn aber so auf, daß er kaum in einigen Worten denselben antworten konnte: er werde das gute Verständniß mit den deutschen Fürsten zu erhalten suchen, wenn sie sich nicht in die Angelegenheiten seines Reiches mischten, so wie er sich nicht in die ihrigen mische. Nachdem er ein wenig eingehalten hatte, so setzte er noch im vollen Ausdrucke seines Unwillens hinzu, daß es wohl nöthig seyn werde, die protestantischen Fürsten zu bitten, daß sie den Katholischen erlaubten, in ihren Staaten die Messe lesen und predigen zu lassen? Mit diesen Worten verabschiedete er die Gesandten.

---

nur einige dieser Nationen ausgestrichen, und Andere an ihre Stelle gesetzt hat.

Jahr 1566. Die Königinn-Mutter, welche fürchtete, sie möchten voll Mißvergnügen zurück kehren, und ihren Herren gleiche Gefühle beybringen, überhäufte sie mit Ehrenbezeugungen und großen Geschenken, um den Fehler ihres Sohnes wieder gut zu machen, welcher sich durch seine Heftigkeit hatte hinreißen lassen.

Das Betragen des Admirals vermehrte den Zorn des Königs. Er war bey dieser Gelegenheit an den Hof gekommen, entweder aus Furcht, das Ansehen bey seiner Partey zu verlieren, oder auch bloß aus Scham, zu einer Zeit, wo auswärtige Fürsten so dringende Vorstellungen zum Vortheile der Hugonotten machten, ganz stille zu sitzen. Als er sich den folgenden Morgen nach seiner Ankunft in dem Gemache des Königs befand, und zufälliger Weise eine kurz vorher bekannt gemachte Erklärung zu Gesichte bekommen hatte, vermöge welcher gebothen worden, daß sich in den auf den Schlössern der Edelleute erlaubten Predigten nur die Familien und das Hausgesinde derselben einfinden dürften, so gab ihm dieß Gelegenheit, sich heftig darüber zu beklagen, daß man auf diese Art die Freyheit aufhöbe, und ein Freund, welcher sich zufällig als Gast in dem Schlosse eines Anderen befände, zur Anhörung des Wortes Gottes nicht zugelassen werden könnte, da es doch im Gegentheile den Katholischen erlaubt sey, sich überall zu versammeln, ohne die Anzahl derselben, den Ort, und die Art und Weise zu bestimmen. Der Connetabel, welcher gegenwärtig war, gab seinem Neffen scharfe Verweise und erwiderte ihm, daß zwischen Beyden ein großer Unterschied sey, denn der König gestatte den Katholischen keine Religionsfreyheit; sie sey die Religion des Königs selbst, wie er sie aus den ältesten Zeiten von seinen Vorfahren erhalten habe; die Ausübung der neuen Religion sey eine bloße Begünstigung auf eine gewisse Zeit, für eine bestimmte Zahl und Örter, wie es Seine Majestät zu ge-

statten für gut gehalten, oder halten würden. Der sehr Jahr 1566.
entrüstete König setzte noch hinzu: ehemahls begnügtet Ihr euch mit wenig Freyheit, jetzt wollt Ihr mit Uns gleich gestellt, und in Kurzem würdet Ihr allein herrschend seyn, und Uns aus dem Königreiche jagen. Der Admiral schwieg; aber sein Gesicht war der Ausdruck seiner inneren heftigen Bewegung; der König begab sich voll Zorn in das Gemach der Koniginn-Mutter, wo er den Vorfall vergrößerte, und in Gegenwart des Kanzlers sagte, daß er mit der Meinung des Herzogs von Alba sehr einverstanden sey: diese Häupter seyen in einem Staate viel zu hoch; man richte durch Verstellung mit solchen lästigen Politikern nichts aus, man müsse endlich einmahl die Gewalt brauchen, und strenge mit denselben verfahren. Die Königinn bemühete sich umsonst, ihn zu besänftigen; dieser Entschluß wurzelte so tief in seiner Seele, daß es nicht mehr möglich war, denselben auszurotten.

Es fehlte auch nicht an täglichen Vorfällen, welche den Zorn des Königs immer mehr reitzten, und bestärkten. Die Königinn von Navarra hatte, um ihrem Rachgefühle so viel möglich Luft zu machen, es darauf angelegt, die Stadt Pamiers in der Grafschaft von Foix zum Aufruhre zu bringen. Die Frohnleichnamsprocession gab dazu die Gelegenheit, wo die Hugonotten zu den Waffen griffen, die wehrlosen Katholiken überfielen, und unter den Geistlichen ein grosses Blutbad anrichteten. In der nähmlichen Wuth steckten sie die Häuser derselben in Brand, und zerstörten sie. Durch ihre Anreitzung und jene der anderen Häupter entstanden starke Aufläufe in den Städten Montauban, Cahors, Rhodes, Perigueux, Valence und in verschiedenen andern Orten in Languedoc und dem Delphinate. Obschon bey diesen Tumulten kein Blut vergossen wurde, so hatten sie doch zur Folge, daß die Hugonotten und die Katholischen wech-

Jahr 1566. stelsweise aus ihren Vaterstädten verjagt wurden, je nachdem die eine oder die andere Partey die stärkste war. Der König und die Königinn-Mutter schwebten wegen diesen Unordnungen immer in Ängsten: einige Tage waren sie für die Stadt Lyon in großen Besorgnissen, wo sich die Anzahl der Hugonotten durch diejenigen vermehrt hatte, welche aus den benachbarten Staaten, vorzüglich aus Savoyen waren verjagt worden. Sie erregten einen Aufruhr, und würden sich der Stadt bemächtigt haben, wenn nicht der Präsident von Vivague, welcher nachher Kanzler und Cardinal wurde, durch kluge Maßregeln das umgreifende Feuer des Aufruhrs gelöscht hätte. Obschon die erste Hitze verraucht war, so hörten doch die beyden Parteyen nicht auf, sich zu verfolgen. Die Hugonotten wurden besonders beschuldigt, einen unterirdischen, tausend Schritte langen, Gang bis unter die Mauern der Stadt gegraben zu haben, um dieselben in die Luft zu sprengen, und sich während dem Tumulte der Stadt zu bemeistern. Ungeachtet sich die Hugonotten damit entschuldigten, daß dieser unterirdische Gang die Überbleibsel einer alten Wasserleitung seyen, so konnten sie doch dem Könige den Verdacht nicht benehmen, welcher dem Präsidenten befahl, die Besatzung zu verstärken, für die Sicherheit der Stadt alle mögliche Wachsamkeit und Strenge zu brauchen, und die Versammlungen der Hugonotten zu verhindern, welche sich dadurch für beleidigt hielten, und überall laut darüber klagten.

Nicht weniger war man für die Stadt Avignon besorgt, welche die Könige von Frankreich immer in ihren besondern Schutz wegen dem gemeinsamen Interesse und der Hochachtung für den päpstlichen Stuhl genommen haben. Alle diejenigen, welche ihrer Religion wegen verdächtig schienen, waren auf päpstlichen Befehl aus dieser Stadt vertrieben worden; diese hatten sich in die benachbarten

Städte von Languedoc und der Provence geflüchtet, von Jahr 1566.
wo aus sie dieselbe bey Gelegenheit zu überrumpeln suchten. Sie waren schon so weit gekommen, daß sie durch ein geheimes Verständniß eines Thores sich bemächtigen wollten; die Sache wurde aber durch die Wachsamkeit der Bürger entdeckt. Der Gouverneur der Stadt, der Cardinal von Armagnac, ließ einige Mitschuldigen gefangen nehmen, und schickte eilends auf Postpferden den Scipio Vimecrat an den König ab, um denselben davon zu benachrichten, welcher sogleich dem Grafen von Tende, Statthalter der Provence, dem Herrn von Gordes, Lieutenant des Königs im Delphinate, und dem Vicomte von Joyeuse, Lieutenant in Languedoc die gemessensten Befehle ertheilte, die nöthigen Hülfstruppen zu schicken, und Avignon außer Gefahr zu setzen. Auf diese Art fiel der Versuch der Hugonotten fruchtlos aus, welche aber jede Gelegenheit zu benutzen suchten, und einen gleichen Anschlag auf Narbonne gefaßt hatten: dadurch hielten sie jede Provinz, und jede Festung des Reiches in Allarm. Niemand aber schwebte in größeren Ängsten als der König und die Königinn-Mutter, welche mit Grunde fürchteten, das in so vielen Orten lodernde Feuer möchte am Ende sich irgendwo weiter ausbreiten. Die Federn der Hugonotten waren nicht weniger kühn als ihre Waffen: denn zur nähmlichen Zeit streifte ein von Orleans gebürtiger Prediger im Lande herum, welcher aufrührerische Predigten gegen die königliche Gewalt hielt, und ein Werk heraus gab, in dem er behauptete, daß das Französische Volk nicht mehr verbunden sey, dem Könige Gehorsam zu leisten, weil er ein Abgötter geworden, und aus diesem Grunde es erlaubt sey, ihn umzubringen. Aus dieser ruchlosen Quelle entsprang eine Lehre, welche hernach in andere Zeiten und Menschen überging, alle göttliche und menschliche Gesetze umstürzte, und die Menschen unterrichtete, sich unter dem Deck-

Jahr 1566. mantel von Religion mit dem Blute rechtmäßiger Könige zu beflecken 3). Der Admiral und die übrigen Anhänger seiner Partey haben sich vielleicht durch diese Lehre, welche ihren Absichten und Neigungen entsprach, verleiten lassen, sich gegen das Leben der Königinn-Mutter und selbst gegen jenes des Königs, wie das Gerücht es ausbreitete, zu verschwören. Ein wegen anderen Verbrechen gefangen gesetzter Edelmann beschuldigte sie, es sey mit Wahrheit oder Falschheit, dieses Vorhabens, welcher durch die Entdeckung, als wenn der Admiral ihn und zwey andere Edelleute durch Geld verführt hätte, den König bey irgend einer schicklichen Gelegenheit umzubringen, Gnade zu erhalten dachte. Anfangs maß man dieser Aussage wenig Glauben bey; da aber dieser Edelmann mit denjenigen, welche er als seine Mitschuldigen angegeben hatte, confrontirt worden, so brachte er sie durch unvermuthete Fragen in eine solche Verwirrung, und so zum Stillschweigen, daß der König den stärksten Verdacht schöpfte. Man konnte aber keine hinlängliche Beweise herausbringen, überließ die ganze Untersuchung der Vergessenheit, und der Edelmann wurde wegen seinen anderen Verbrechen zum Tode verdammt.

Dieser starke Verdacht wurde noch durch einen anderen Vorfall vermehrt. Die Königinn ging eines Morgens aus ihrem Gemache, um die Messe zu hören, und fand zu ihren Füßen einen langen an sie gerichteten Brief, in welchem sie ermahnt wurde, ihr Betragen zu ändern, und den Hugo-

3) Bey so schrecklichen Imputationen hätte Davila sowohl den Nahmen des Verfassers als den Titel und Druckort der Schrift anführen sollen. Die Hugonotten machten nie Anschläge auf das Leben ihrer Könige, die Feinde derselben mögen auch sagen, was sie wollen.

notten die völlige Gewissensfreyheit zu gestatten; widrigen Falls drohete man ihr, sie eben so wie den Guisard und den Präsidenten Minard aus dem Wege zu schaffen, welcher im Anfange der Religionsunruhen im Parlamente auf zu strenge Maßregeln gegen die Hugonotten gestimmt hatte, und am hellen Mittage durch einen Büchsenschuß getödtet worden, ohne daß man je den Urheber dieser That habe ausfindig machen können. Die Königinn möge sich also vor dem Zorne Gottes und den verzweifelten Entschlüssen der Menschen hüthen. Alle diese vielfachen und fast täglichen Warnungen entfremdeten und brachten den König noch mehr auf, dessen Haß sich mit dem wachsenden Alter gegen jene vermehrte, welche sich seinem Willen widersetzten. Der Rath des Herzogs von Alba war seiner Gemüthsstimmung so entsprechend, und die Hugonotten hörten nicht auf, ihn zu beleidigen, und zu reitzen, daß kein Tag verging, wo er nicht geheime Berathschlagungen mit der Königinn-Mutter hielt, um ein schnell wirkendes Heilmittel für dieses Übel ausfinden zu wollen. Die Königinn-Mutter blieb unentschlossen, und widersetzte sich sogar, wie der Großkanzler von L'Hopital, gewaltsamen Entschlüssen, welche sie für schädlich, und dem Charakter der französischen Nation nicht anpassend hielten. Sie hörten nicht auf, gemeinschaftlich den König zur Geduld und zur Verstellung zu ermahnen; auch der Cardinal von Lothringen selbst, seine Brüder und Neffen, welche innigst sich über den racheschnaubenden Geist des Königs freueten, wünschten doch, daß er sich mehr verstellte, und so lange inne hielte, bis sich eine schickliche Gelegenheit darböthe. Die Klagen des Volkes, und der erregte Verdacht dauerten fort; die durch die Häupter der Hugonotten angezettelten Unruhen brachten überall blutige Auftritte und Zwietracht hervor. Der Prinz und der Admiral hatten immer Beschwerden vorzubringen, sie mochten den Hof verlassen, oder wieder kommen; sie vermehrten Jahr 1566.

Jahr durch neue Ansprüche das Mißvergnügen und den Argwohn.
1566. Der zornige und heftige König konnte sie nicht mehr ertragen, so daß man endlich beschloß, List mit Gewalt zu paaren, und die übermüthigen Aufrührer zu bändigen.

Zur nähmlichen Zeit schickte der König von Spanien den Herzog von Alba als Generalissimus in die Niederlande, um jene im Zaume zu halten, welche unter dem Vorwande der Religion, aber mehr aus Haß gegen die spanische Herrschaft, sich zu gleicher Zeit dem Gehorsame der römischkatholischen Kirche, und ihres Königs entzogen hatten. Der Vertrag von Bayonne wurde erneuert, und beschlossen, daß sich beyde Könige wechselseitige Hülfe leisten, und suchen sollten, die Häupter zuerst aus dem Wege zu schaffen, welche den so gefährlichen Brand des Aufruhres anfachten, und unterhielten. Der Herzog von Alba marschirte mit einem ansehnlichen Heere nach den Niederlanden. Der König und die Königinn-Mutter ergriffen diesen Vorwand, um eine große Anzahl Schweizer in Sold nehmen zu lassen, als wenn sie sich nichts Gutes zu den Spaniern versähen. Sie ertheilten durch alle Provinzen Befehle, die Gendarmerie wieder aufzurichten, und ließen im Lyonischen verschiedene Compagnien französischer Infanterie anwerben, um sie, dem Vorgeben nach, in die Lande jenseits der Gebirge zu schicken. Sie schafften von allen Seiten Geld zusammen, und machten bey einigen italienischen Kaufleuten eine Anleihe von acht Mahl hundert tausend Scudi, in der festen Entschließung, mit diesen Zurüstungen jene hartnäckigen Aufrührer zu bändigen, und zu unterdrücken, welche nach so vielen fruchtlosen Versuchen sich nicht zur Ruhe begeben, und der bürgerlichen Zwietracht des Reichs ein Ende machen wollten.

Die nähmlichen Beweggründe, welche den König zu diesem Entschlusse zwangen, nöthigten auch die Häupter der Hugonotten, auf ihrer Huth zu seyn. Sie wußten aus

mehreren Vorfällen, daß der König gegen sie entrüstet, und die Königinn-Mutter mit dem Papste ausgesöhnt sey. Ungeachtet dieselbe ihnen zeither einiger Maßen gewogen gewesen, so sahen sie doch, daß die Herren von Lothringen allgewaltig am Hofe seyen, und alle diese Zurüstungen nur auf ihren Untergang zielten. Reitzte sie Anfangs eine gewisse natürliche Unruhe zur Ergreifung der Waffen, so schien es jetzt, als wenn die Noth sie dazu zwänge. Der Marsch des Herzogs von Alba gab einen hinlänglich scheinbaren Vorwand zu allen diesen Zubereitungen; es war aber doch ein auffallender Widerspruch mit den Äußerungen des Königs und der Königinn-Mutter, welche beschlossen, nicht nur allein die Spanischen Truppen, obschon sich der Großkanzler dawider setzte, mit Lebensmitteln und allem Nöthigen zu versehen, sondern auch für Bresse und Savoyen zu sorgen, welche daran Mangel litten, und wo so viele durchmarschirende Truppen keinen Unterhalt finden konnten. Überdieß hatten die Hugonotten die Nachricht erhalten, daß der Graf von Brissac, Oberst der Französischen Infanterie, jenseits der Gebirge fünf Compagnien, jede zu zwey hundert Mann stark, anwerbe, welche, wie man sagte, zu Besatzungen der festen Plätze in der Markgrafschaft Saluzzo bestimmt seyen, obschon der größte Theil derselben in Lyon, und der übrige unter allerhand Vorwänden im Delphinate bleiben sollte, weil diese Provinzen der Anhänglichkeit an die Hugonotten verdächtig waren. Um sich ganz von der Sache zu überzeugen, mußte D'Andelot als General der Infanterie von dem Hofe begehren, ihm diese Werbung zu übertragen, welches ihm aber derselbe abschlug. Sie sahen, daß man keine Gelegenheit vorbey gehen ließ, die Gewissensfreyheit der Reformirten einzuschränken, und die von den Katholischen gegen die Hugonotten ausgeübten Gewaltthätigkeiten bey weitem nicht so übel aufgenommen würden, als die ge- Jahr 1566.

Jahr 1566. ringfügigsten Handlungen der letzteren. Sie hatten noch nicht vergessen, daß die dem Marschalle von Montmorency abgeschlagene Anwartschaft auf die Connetablie eine Wirkung seiner Anhänglichkeit an die Hugonotten war, und man die durch den Tod des Marquis von Elbeuf erledigte Stelle eines Generals der Galeeren eilends dem Herrn von La Garde mit Hintansetzung des von Merou, eines Bruders des Marschalls, übertragen habe, welcher doch zur See diente, aber gleichen Verdacht wider sich hatte. Eben so wußten sie, daß nach dem Tode des Marschalls von Bourdillon noch den nähmlichen Abend der Stab dem Herrn von Gonnor, Bruder des verstorbenen Marschalls von Brissac, verliehen worden, um dem D'Andelot und von Moui, welchen man ihn versprochen hatte, keine Zeit zu lassen, denselben zu suchen. Sie befürchteten also, der König möchte, in gutem Einverständnisse mit jenem von Spanien, sie wegen dem Vergangenen züchtigen, und mit Gewalt zur katholischen Religion zurückbringen wollen.

Der Vicomte von Joyeuse belagerte die Stadt Pamiers, welche sich offenbar gegen den König empört hatte. So bald die Aufrührer die aufgepflanzten Kanonen sahen, verließen sie dieselbe, und flüchteten sich in das Gebirge. Diesem ungeachtet stellte sich der König nach der Anleitung der Königinn-Mutter ungemein nachgiebig für die Vorschläge der Hugonottischen Herren; er machte verschiedene Entschuldigungen und Auslegungen der zeitherigen Vorfälle; er fuhr fort, dem Prinzen von Condé und dem Admiral seine Gewogenheit zu bezeigen, um sie so lange im Zaume zu halten, bis die Schweizer angekommen, und die übrigen Truppen versammelt seyn würden. Er versicherte sie von seiner aufrichtigen Absicht, die Gewissensfreyheit und das Friedensedict aufrecht zu erhalten und zu handhaben; man versäumte keinen Kunstgriff, um sie hinzuhalten, und einzuschläfern. Die

Königinn-Mutter, auf deren Schritte die Scharfsichtigsten der Hugonotten aufmerksam waren, suchte durch die tiefste Verstellung den geheimen Plan zu verhüllen, und allen Argwohn zu entfernen, welchen irgend eine aus der Ungeduld des Königs herrührende Handlung oder ein unbedachtsames Wort einflößen könnte. Sie benutzte das gemeine Gerücht, als wenn der König von Spanien beschlossen hätte, sich in eigener Person nach Flandern zu begeben; sie vergrößerte und verbreitete dasselbe, und zeigte deßwegen die größte Furcht, als wenn darunter ganz andere Plane verborgen lägen, da das Heer des Herzogs von Alba hinreichte, die Gueux zu bändigen. Sie äußerte solche Besorgnisse, und blendete durch dieselben den größten Theil des Volkes so sehr, daß man allgemein glaubte, als wenn alle ihre Zurüstungen dahin zielten. Jahr 1566.

Um diesen betrügerischen Glauben zu vermehren, beschied sie viele Herren an den Hof, und hielt einen außerordentlichen Staatsrath, in welchem eine beträchtliche Anzahl Hugonotten gegenwärtig war. Man berathschlagte sich nicht nur allein über die Art, die Gränzen zu vertheidigen, sondern auch Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn es sich zeigte, daß der katholische König irgend einen gefährlichen Anschlag im Schilde führte. Es wurde also einmüthig beschlossen, den jüngeren Staatssecretär L'Aubespine in der Absicht nach Spanien zu schicken, um dem König seine Reise abzurathen, oder den wahren Zweck derselben zu erforschen, in der That aber, um die Ausführung des festgesetzten Planes zu verabreden. Die Königinn-Mutter schickte auch den Pater Hugo, aus dem Franziskanerorden, mit Postpferden nach Madrid, welcher den König von dem geheimen Gange ihrer Politik unterrichtete: Er sollte die dem L'Aubespine zu ertheilende Audienz lange verzögern, ihn mit wenig Achtung empfangen, seine Unzufriedenheit sowohl über den König, als die Königinn-

Jahr 1566. Mutter, und wenig Vertrauen in dieselben an Tag legen, welche dann von ihrer Seite nicht ermangeln würden, sich öffentlich über das Betragen der Spanier zu beklagen, und ihre geheimen Absichten bekannt zu machen, die darin bestünden, Frankreich feindselig anzufallen. Dieses ganze Spiel zweckte dahin ab, den Verdacht gegen Spanien zu vermehren, und die fortdauernden Zurüstungen zu bemänteln. Die Vorstellung hatte eine so kräftige Wirkung, daß nicht nur allein das Volk, und diejenigen, welche gar nicht dabey interessirt waren, sondern der Papst selbst von der Wahrheit dieser Sache so sehr überzeugt war, daß er sich so gar durch seinen Nuntius eifrigst und mehrmahls verwendete, um die Königinn-Mutter zu überreden, daß der katholische König nichts feindseliges unternehmen werde; es sey also nicht nöthig, solche Kriegsrüstungen zu machen, welche an den gemeinschaftlichen Gränzen in den Niederlanden irgend einen unangenehmen Vorfall veranlassen könnten, welchen man nicht vorher gesehen hätte. Die Königinn-Mutter gab auf diese Vorstellungen des Nuntius eine zweydeutige und listige Antwort, aus welcher man weder auf den Krieg noch auf den Frieden schließen konnte. Sie zeigte ihm ihr Mißtrauen in die Absichten des katholischen Königs; sie beklagte sich, daß derselbe so wenig dem in seine Aufrichtigkeit gesetztem Vertrauen und dem Bestreben entspreche, damit seine aufrührischen Unterthanen von den Hugonotten nicht unterstützt würden. Zu gleicher Zeit erklärte sie aber doch, daß der König, ihr Sohn, nicht Sinnes sey, die Waffen zuerst zu ergreifen, wenn er nicht der Vertheidigung wegen dazu gezwungen würde. Diese unbestimmten Erklärungen vermehrten nur den Zweifel, ob sie aufrichtig spreche oder handle. Nicht nur allein der Papst ließ sich durch den Anschein betrügen, sondern so gar der Prinz von Condé selbst, welcher seiner Natur nach für alle Eindrücke genug empfänglich war.

Er ließ den König ermahnen, diese Gelegenheit zu benutzen, Jahr
und mit dem Könige von Spanien zu brechen, in welchem 1566.
Falle er ihm eine beträchtliche Anzahl Hülfsvölker von seiner
Partey anboth. Dieß diente nur, das Gemüth des Königs
noch mehr zu erbittern, welchem es äußerst mißfallen mußte, daß sich ein Unterthan anmaßte, ein größeres Ansehen
und mehr Gewalt zu besitzen, als Er selbst. Obschon die
Königinn und die Herren der katholischen Partey ihm unaufhörlich anlagen, mehr Verstellung zu brauchen, so vermochten sie doch nicht so viel über Ihn, daß er nicht dem
Prinzen sein Mißfallen darüber zu erkennen, und ihm in
Privatunterredungen Verweise darüber gab. Der König entschuldigte sich nachher bey der Königinn-Mutter damit,
daß er den Prinzen nur deßwegen so behandelt habe, damit
er selbst alle Hoffnung zu der Würde eines Connetabels verlöre, nach welcher er immer strebte. Als der Prinz um dieselbe bey dem Könige selbst anhielt, so erwiderte der Herzog von Anjou, welchen die Königinn-Mutter davon unterrichtet hatte, ohne dem Könige zu einer Antwort Zeit zu
lassen, ganz voll Unwillen, daß ihm Seine Majestät schon
versprochen hätte, ihn zum Generallieutenant zu machen:
er werde es also nicht dulden, daß irgend ein Anderer sich
das oberste Commando des Heeres anmaßen wolle. Der
über diese abschlägige Antwort aufgebrachte Prinz verließ
kurz hernach den Hof, so wie der Admiral und D'Andelot,
welche es noch viel mehr waren, da Letzterem, als General
der französischen Infanterie, die Obersten von Brissac und
Strozzi nicht mehr gehorchen wollten, und der Staatsrath
gegen alle Gewohnheit zu ihrem Vortheile aus Hasse gegen
denselben entschieden hatte. Die Königinn-Mutter hörte
dennoch nicht auf, die Partey der Hugonotten durch falsche
Versprechungen und Hoffnungen hinzuhalten, anzuködern,
und dieselbe mit ihrem Mißtrauen gegen Spanien, ihrer

Jahr 1566. Furcht vor dem Herzoge von Alba und den großen Unruhen von Schottland zu unterhalten, an welchen sie wegen dem mit diesem Reiche schon lange bestehenden guten Verständnisse einen lebhaften Antheil zu nehmen schien; sie zeigte, wie wenig man auf England rechnen könne, dessen Königinn Calais zurückgefordert, aber eine abschlägige Antwort erhalten habe. Solche Reden und Äußerungen sollten nur dazu dienen, der Neugierde und Unruhe der Hugonotten einen entfernteren Stoff zur Nahrung zu reichen, und sie einzuschläfern. Es ist aber schwer, diejenigen zu betrügen, welche, ohnedieß voll Verdacht, die Triebfedern der geringsten Vorfälle ausspähen. Der Prinz von Condé und der Admiral, welche nach dem Maßstabe ihrer eigenen Gefühle das stärkste Mißtrauen in die Verstellung des Hofes setzten, drängten alle Umstände und Vorfälle in ihrer Seele in ein ganzes Bild zusammen, und betrachteten es ohne Unterlaß; die Vergleichung lehrte sie, ihren Feinden zuvorzukommen, und zuerst die Waffen zu ergreifen.

Zweytes Kapitel.

Die zu Valery versammelten Häupter der Hugonotten fassen den Entschluß, sich des Königs zu bemächtigen. Der Hof verläßt eilends Monceaux, seinen Aufenthaltsort, begibt sich nach Meaux, und marschirt in der Mitte eines Schweizerbataillons nach Paris. Fruchtloser Angriff der Hugonotten auf dasselbe; sie blokiren Paris. Unterhandlungen. Aufruhr in den Provinzen. Schlacht bey St. Denys. Tod des Connetabels von Montmorency. Die Hugonotten ziehen sich zurück, und brechen nach Lothringen auf.

Im Anfange des Jahres tausend fünf hundert und sieben und sechszig kamen sechs tausend Schweizer unter der Anführung des von seiner Nation sehr geachteten Obersten Pfeifer in Frankreich an. 4) Die zu Valery versammelten Häupter der Hugonotten theilten ihren Anhängern einige geheime Nachrichten mit, welche sie von einem der vornehmsten Herren des Hofes erhalten zu haben vorgaben. Sie wurden in Jahr 1567.

4) Als die Hugonotten Miene zum Angriffe machten, wollte sich der König mit dem Degen in der Hand an die Spitze des Schweizerbataillons setzen. Der Connetabel hielt ihn aber bey dem Zaume seines Pferdes fest, und sagte zu ihm: Eure Majestät dürfen ihr Leben auf eine solche Art nicht wagen; Höchst Dero Person ist uns viel zu theuer, um sie einer geringeren Begleitung als von zehen tausend Mann französischer Reuterey anzuvertrauen. Mémoires du Duc de Bouillon.

Jahr 1567. denselben gewarnt, auf ihrer Huth zu seyn; man gehe mit dem Vorhaben schwanger, sich des Prinzen von Condé und des Admirals zu bemächtigen, und Ersteren zu einer ewigen Gefangenschaft zu verdammen, Letzteren aber eiligst aus dem Wege zu schaffen. Die Schweizer sollten nachher als Besatzungen in jene Städte, welche der neuen Religion anhingen, gelegt, das Friedensedict widerrufen, und die Ausübung der reformirten Religion im ganzen Reiche verbothen werden. Anfänglich waren sie in ihren Meinungen getheilt, da Viele diesen Nachrichten keinen Glauben beymaßen; Andere setzten in die Stärke ihrer Partey Mißtrauen; der größte Theil derselben verabscheuete den Krieg. Sie verließen also Valery mit dem Entschlusse, erst noch bestimmtere und gewissere Nachrichten abzuwarten. Die Schweizer waren aber schon in Isle de France eingerückt, welche doch, wie man anfänglich versichert hatte, auf den Gränzen von Flandern bleiben sollten. Der Cardinal von Sainte-Croix, Erzbischof von Arles, war bey Hofe angekommen. Die Hugonotten hatten ihn im Verdacht, als wenn er in der Eigenschaft eines päpstlichen Legaten erschienen sey, um mit Einwilligung des Königs die Schlüsse des Trienter Conciliums zu verkündigen. Die Parteyhäupter versammelten sich also neuerdings zu Chatillon für Loing, wo sie der Prinz von Condé, der Admiral, und D'Andelot zu überreden suchten, ohne Aufschub den Krieg anzufangen. Dieser Vorschlag wurde nicht ohne Schwierigkeit angenommen, und hernach über den Operationsplan gerathschlagt.

Einige hielten es für rathsam, sich so vieler Städte und Festungen im Königreiche zu bemeistern, als es möglich wäre, um die Macht des Königs zu zertheilen, und zu schwächen. Andere stellten diesen Rath als gefährlich und unnütz dar, wie der letzte Krieg hinlänglich bewiesen habe, und waren der Meinung, daß man sich von zwey

oder drey festen Städten, welche nicht weit von einander entfernt lägen, bemächtigen, dort alle Macht ihrer Partey zusammen ziehen, und den Feinden eine Schlacht liefern müsse, da sie ohne einen entscheidenden Sieg nichts Ersprießliches hoffen könnten. Aber der Admiral, welcher diese Meinungen lange erwogen hatte, setzte alle Hoffnung auf die Schnelligkeit, den Feinden zuvor zu kommen, und schlug ein Mittel vor, welches sie geschwinder zu ihrem Ziele führen sollte, aber auch schwerer und gefährlicher in der Ausführung war, nähmlich durch einen unvermutheten Überfall sich des Königs und der Königinn-Mutter zu bemächtigen, welche die Hugonotten durch ihre Künste eingeschläfert zu haben wähnten, oder glaubten, daß sie so schnell und so leicht ihre Truppen nicht versammeln könnten. Der Hof halte sich ohne Furcht und Argwohn in dem Schlosse der Königinn zu Monceaux und in anderen Lustschlössern in Brie auf, wo sie ganz leichterdings überrumpelt, und hinweggeführt werden könnten. Er zeigte ihnen, daß sie durch eine so unvermuthete Veränderung sich mit aller Macht und jenem Anscheine von Gerechtigkeit umgürten würden, deren sich im vorigen Kriege ihre Feinde so vortheilhaft bedient, und dadurch den Sieg auf ihre Seite gelenkt hätten. Obschon der König und die Königinn-Mutter zu ihrer Sicherheit die Schweizer in der nähmlichen Provinz einquartirt, so würde doch ein unvermutheter Überfall denselben keine Zeit übrig lassen, Hülfe zu erhalten. Nach der Gefangennehmung des Königs könnte man ohne großen Widerstand die in so viele Quartiere zertheilten Schweizer angreifen; habe man sie geschlagen, so würde im ganzen Königreiche nichts mehr dem Fortschritte ihrer Waffen widerstehen. Dieser Vorschlag wurde mit ausserordentlichem Beyfalle aufgenommen, und beschlossen, sich ohne längeren Aufschub den sieben und zwanzigsten Septem- Jahr 1567.

Jahr 1567. ber mit einer starken Anzahl Reuterey in der Stadt Nosoi in Brie zu versammeln, wovon der Aufenthaltsort des Hofes nicht weit entfernt war.

Viele haben ausgebreitet, daß der geheime Endzweck dieser Unternehmung gewesen sey, den König, die Königinn-Mutter, und alle ihre Kinder umzubringen, und den Prinzen von Condé auf den Thron zu setzen. Obschon Einige, welche von dem Herrn von Montlüc in Gascogne bey verschiedenen Gelegenheiten gefangen genommen, und hingerichtet worden sind, unter der Folter dieß ausgesagt haben, so maß man doch diesem schrecklichen Gerüchte nicht allgemein Glauben bey. Während die Hugonotten in verschiedenen Gegenden sich rüsteten, und ihre Verbündeten versammelten, war ihre Unternehmung ganz Geheimniß; so bald sie aber anfingen, sich von allen Seiten nach dem Sammelplatze zu begeben, so erhielt die Königinn-Mutter, aber sehr spät und kurz vor der Ausführung, davon Nachricht. Sie hatte sich nie vorgestellt, daß die Hugonotten sich so geschwind und so geheim verbinden und rüsten könnten, ohne lange vorher eine solche Unternehmung zu entdecken. Sie glaubte sich durch die in den umliegenden Gegenden versammelten Schweizer hinlänglich gedeckt, wurde aber für dießmahl überlistet, weil sie eben der Verstellung und jenen Kunstgriffen Glauben beygemessen, welche sie zeither gegen Andere ausgeübt hatte. Durch die Größe der Gefahr verlor sie aber nicht einen Augenblick die Geistesgegenwart, und noch in der nähmlichen Stunde, als sie die Nachricht erhielt, stieg sie mit dem Könige eilends zu Pferde, und flüchtete mit einem kleinen Gefolge (sie hatte den ganzen Haufen der Höflinge und das Gepäcke zurück gelassen) nach Meaux, welche Stadt am nächsten lag, denn die Zeit erlaubte ihr nicht, sich in einen festeren Platz zu werfen.

Die Schweizer wurden durch mehrere Eilbothen dorthin berufen, welche nur einige Meilen entfernt waren, und der Marschall von Montmorency den Hugonotten entgegen geschickt, um sie im Nahmen des Königs um die Ursache ihrer Empörung zu fragen. Der Marschall war der Partey des Prinzen und des Admirals sehr ergeben; aber seine Unentschlossenheit, die Ehrfurcht für seinen Vater, eine gewisse innere Scham und seine Unzufriedenheit mit dem Prinzen von Condé erhielten ihn bey der katholischen Partey fest. Aus dieser Ursache glaubte die Königinn-Mutter, daß er vorzüglich geschickt sey, sie in ihrem Vorhaben zu unterstützen, welches darin bestand, die Hugonotten in ihrer ersten Hitze ein wenig aufzuhalten, und den Schweizern Zeit zu verschaffen, den Hof zu erreichen. Die Wirkung entsprach auch der Absicht, denn der Marschall traf den Prinzen und den Admiral auf dem Wege nach Meaux; er fragte sie um die Ursache ihrer Bewaffnung; er mißbilligte ihr Vorhaben, durch offenbare Gewaltthätigkeit sich der Person des Königs zu bemächtigen. Indeß er ihnen seinen Rath mittheilte, und bald diesem, bald jenem von ihnen angeführten Beweggrunde widersprach, und sie sich über eine gemeinschaftliche Antwort berathschlagten, welche er der Königinn-Mutter zurück bringen sollte, so ließen sie wider ihren Willen so viel Zeit verstreichen, daß die Schweizer, welche mit einer unglaublichen Geschwindigkeit ihren Marsch beschleunigten, sich frühzeitig genug mit dem Könige vereinigen konnten. So verloren die Häupter der Hugonotten die Gelegenheit, ihr Vorhaben zu vollbringen. Jahr 1567.

Als die Schweizer angekommen waren, und man wußte, daß auch die Hugonotten in kurzem erscheinen würden, so berathschlagte sich der königliche Staatsrath, ob es rathsamer sey, sie in Meaux zu erwarten, und eine Belagerung auszuhalten, oder nach Paris sich zurückzuziehen, wel-

Jahr 1567. ches nur zehen Meilen entfernt war, und sich der Gefahr auszusetzen, auf dem Wege von den Feinden angegriffen zu werden. Der Connetabel zweifelte im geringsten nicht an dem Letzteren, und hielt den Kampf auf freyem Felde für zu ungleich und zu gefährlich, da sie mit keiner Cavallerie versehen seyen; er war also der Meinung, den König und die Königinn-Mutter keiner so offenbaren Gefahr Preis zu geben. Der Herzog von Nemours behauptete im Gegentheile, daß es nicht nur allein herabwürdigend, sondern auch viel gefährlicher sey, sich in einer so kleinen Stadt belagern zu lassen, welche bloß mit einigen alten und zum Theile verfallenen Ringmauern umgeben, und mit keinem Mund- und Kriegsvorrathe versehen sey. Man schwankte lange unentschlossen zwischen beyden Meinungen, und würde am Ende jener des Connetabels beygetreten seyn, wenn nicht der Oberste Pfeifer begehrt hätte, in den königlichen Staatsrath vorgelassen zu werden. Er bath Seine Majestät sehr nachdrücklich und kräftig, sich nicht in einem so offenen Orte von seinen aufrührischen Unterthanen belagern zu lassen, sondern sich und die Königinn-Mutter der Treue und Tapferkeit der Schweizer anzuvertrauen, welche, obschon in geringer Anzahl, mit ihren Piken durch jedes noch so zahlreiche Heer sich einen Weg öffnen würden. Diese Rede wurde durch die mit Geberden des Muths begleiteten Bitten der Hauptleute, welche sich alle an der Thüre des Staatsrathes eingefunden hatten, unterstützt. Die Königinn-Mutter stand nun auf, ertheilte ihrer Treue und Tapferkeit das größte Lob, und befahl ihnen, ihre Truppen noch einige Stunden ausruhen zu lassen: sie sey entschlossen, beym Anbruche des Morgens die Majestät und das Heil der Krone von Frankreich ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Als die Schweizer dieß hörten, so erfüllten sie die Luft mit dem wildesten Freudengeschrey, und bereiteten sich zum Marsche. Die Herren des Hofes brachten ebenfalls die Bogen-

schützen von der Leibwache des Königs in Ordnung, und be- Jahr
waffneten ihre Dienerschaft. 1567.

Es war kaum die Mitternacht vorüber, als schon die Schweizer den Generalmarsch schlugen, aus Meaux abmarschirten, und sich eine Meile vor der Stadt in Schlachtordnung stellten. Bey dem Anbruche der Morgenröthe begab sich der König mit dem Hofe auf verschiedenen Wegen zu dem Schweizerbataillon, welches in seine Mitte nebst der Königinn-Mutter die fremden Gesandten und alle Hofdamen einschloß, und seinen Marsch mit so viel Muth und Entschlossenheit antrat, daß man in Frankreich seit vielen Jahren kein so merkwürdiges und fürchterliches Schauspiel gesehen hat. Der Herzog von Nemours führte mit der Leibgarde des Königs zu Pferde den Vortrapp, und der Connetabel schloß mit den Edelleuten des Hofes den Zug. Sie hatten kaum zwey Meilen zurückgelegt, als die ersten Compagnien der hugonottischen Reuterey erschienen, welche in starkem Trotte anritten, um den Kampf zu beginnen 5). Die Schweizer machten Halt, senkten ihre Piken, und zeigten eine solche Unerschrockenheit zum Empfange der Feinde, daß der Prinz und der Admiral,

5) Als die Schweizer in Sold genommen wurden, schickten die Hugonotten sogleich geheime Circularschreiben an ihre Kirchen, daß ein jeder sich auf St. Michelstag bereit und gerüstet halten sollte. Eben deßwegen wurde auch dieser zweyte Krieg la guerre de Saint Michel genannt. Diese geheimen Bewegungen waren dem Hofe nicht unbekannt. Der König schickte einige Herren an den Admiral ab, um ihn nach Hof zu berufen, damit er gewisse Geschäfte erledigen möchte. Sie fanden den Admiral, wie einen Haushälter gekleidet, einige Tage vor Michelstag, eben da er seinen politischen Herbst einthat. Er roch die Lunte, und kam nicht. Lettres d'Estienne Pasquier t. II. p. 118.

Jahr welche sich mit einer Schwadron von sechs hundert Pferden
1567. der Arriere = Garde in verschiedenen Wendungen genähert hatten, es nicht wagten, das Bataillon anzugreifen, welches in gedrängten Gliedern seine Piken wild schwenkte, und ihre Reuterey wenig zu fürchten schien. Der Graf von Rochefoucault war an der Spitze von dreyhundert Pferden, und D'Andelot mit zwey hundert herbey gekommen, und griffen die Schweizer wüthend im Rücken an, welche schnell sich wendeten, um sie abzuschlagen. Der König zeigte sich voll Muth an der Spitze des Treffens; die vornehmsten Herren des Hofes umgaben ihn, welche keine andere Waffen als ihre Degen hatten. Die Hugonotten zeigten durch einige Büchsenschüsse, als wenn es ihnen wirklich Ernst sey; aber die unerschrockene Standhaftigkeit der Schweizer bewog sie, sich zu entfernen, und in verschiedenen Wendungen auf dem Felde zu plänkern. Auf diese Art legten sie auf eine bewundernswürdige Art sechs Meilen zurück, und machten öfters Halt, je nachdem es die Bewegungen der Hugonotten erforderten. Die Häupter derselben waren ermüdet, und sahen ein, daß sie nichts ausrichten konnten, weil ihnen die Schweizer tapfern Widerstand leisteten, und alle ihre Truppen am bestimmten Orte nicht eingetroffen waren. Sie hörten also auf, die Königlichen zu verfolgen, und zogen sich beym Einbruche der Nacht in die nächsten Dörfer zurück.

Die katholischen Herren faßten auf die davon erhaltene Nachricht den Entschluß, den Connetabel, den Herzog von Nemours und den König und die Königinn = Mutter mit den Schweizern zurückzulassen, um sie nicht den folgenden Tag einer ähnlichen oder auch vielleicht größeren Gefahr auszusetzen. Dieses Vorhaben wurde auch mit aller Schnelligkeit, und nicht ohne große Furcht ausgeführt, weil es nur in einer Begleitung von zwey hundert Pferden geschah, und sie von den Hugonotten leicht hatten überfallen werden können. Es

war ein sehr rührendes Schauspiel für alle jene, welche die Jahr 1567.
Königinn-Mutter und ihre Kinder so nahe von Feinden umgeben sahen, daß in einem Augenblicke die ganze königliche Familie zu Grunde gehen konnte; ein sonderbares Glück, daß ein so großes Unglück sie nicht traf! Eben so hatte man der Geschwindigkeit der Schweizer Alles zu danken; denn ohne dieselbe wäre es unmöglich gewesen, den Händen der Hugonotten zu entrinnen. Der König wurde zu Paris mit großen Freudenbezeugungen empfangen (gegen Abend den neun und zwanzigsten September); das Volk war so sehr bewegt, daß es in Thränen überfloß. Der Herzog von Aumale ging mit drey hundert Pferden den Schweizern entgegen, welche erst nach Mitternacht die Vorstädte erreichten. Den folgenden Morgen hielten sie ihren Einmarsch in die Hauptstadt in der nähmlichen Ordnung und Haltung. Der König empfing sie an dem Thore von Saint-Martin, überhäufte sie mit Lobe, und beschenkte sie mit einer doppelten Löhnung, wie man es mit siegreichen Truppen zu thun pflegt. Sie wurden nachher in die Vorstädte einquartirt. Der Cardinal von Lothringen, welchen die Hugonotten vorzüglich aus dem Wege schaffen wollten, hatte zu gleicher Zeit Meaux verlassen, um sich mit einer kleinen Begleitung nach seinem Erzbisthume Rheims zu begeben; zufälliger Weise stieß er auf einige Haufen Hugonotten, welche von dieser Seite sich mit ihrem Hauptcorps vereinigen wollten; er rettete sich, nicht ohne große Noth, durch die Flucht, und ließ ihnen seine Wagen und Bagage zur Beute.

Der Prinz und der Admiral sahen nun ihr Unternehmen auf eine so unglückliche Art vereitelt, welches einzig in der zuvorkommenden Schnelligkeit bestand; nichts desto weniger beschlossen sie, Paris zu belagern. Sie hielten dafür, daß eine so große und volkreiche Stadt, welche mit

Jahr 1567. keinen Lebensmitteln versehen sey, sich in wenigen Tagen ergeben würde, da sie von außen keine Hülfe zu erwarten habe. Diesem zu Folge besetzten und befestigten sie alle die Flüsse beherrschenden und Paris umgebenden Städte, auf welchen die Lebensmittel nach der Hauptstadt gebracht werden, ohne große Schwierigkeit, da sie mit keinen Besatzungen versehen waren. Auf diese Art hatten sie sich von Montereau, Lagni, Saint-Denys, der Brücke von St. Cloud, von Dammartin, und allen benachbarten Plätzen bemeistert. Den fünften October streiften sie bis unter die Mauern von Paris, und verbrannten die Windmühlen, welche zwischen den Thoren von Saint-Honoré und du Temple lagen. Die Pariser geriethen darüber in den größten Schrecken, und der König in einen solchen Zorn, daß er die heftigsten Drohungen gegen sie ausstieß. Indeß war die Königinn-Mutter, welche durch ihre Staatsklugheit die ganze Staatsmaschine lenkte, darauf bedacht, so geschwind als möglich ein Kriegsheer zu versammeln, und den Feinden zeitig genug Widerstand zu leisten. Diesem zu Folge schickte sie die gemessensten Befehle durch das ganze Königreich, daß die Katholiken sich bewaffnen sollten. Die Obersten Brissac und Strozzi erhielten Ordre, mit der alten Infanterie, so wie Sansac, Savigni, Tavannes und Martigues, mit der Gendarmerie eiligst nach Paris aufzubrechen. Man hatte den Herzog von Guise von seiner Statthalterschaft aus Champagne, und den Großprior von jener aus Auvergne zurück berufen; der Marschall von Damville wurde mit allen seinen Haustruppen erwartet; alle andere Baronen und katholische Edelleute erhielten Befehle, ihre Ankunft zu beschleunigen, welche auch bey der Nachricht von der Gefahr des Königs zur Hülfe herbey eilten. Obschon die Noth sehr dringend war, so hoffte man doch, daß alle diese Hülfsvölker zeitig genug erscheinen, und die Tapferkeit der Schweizer so wie der

Eifer und die Bereitwilligkeit der Pariser hinreichen würden, die Anfälle der Feinde mehrere Tage lang auszuhalten. Jahr 1567.

Vor Allem aber war die Königinn-Mutter wegen dem Geldmangel in großen Sorgen. Sie lud also die an ihrem Hofe sich befindenden Gesandten der katholischen Fürsten zu sich, stellte ihnen mit eindringender Beredsamkeit die gegenwärtige Noth der Krone vor, und ersuchte einen jeden derselben, ihre Herren von ihrer traurigen Lage zu unterrichten, damit sie eine angemessene Unterstützung erhielte. Überdieß schickte sie auf der Post den Annibal Rucellai nach Italien, um von dem Papste und dem Großherzog von Toskana so starke Geldsummen als möglich herbey zu treiben. Mit dem Gesandten von Venedig, Johann Corraro, pflegte sie eine besondere Unterhandlung mit einer ausgezeichneten Vertraulichkeit, um den Senat zu einer Anleihe von zwey Mahl hundert tausend Ducaten zu bewegen. Sie schrieb sehr dringend an den Herzog von Ferrara, um einen Aufschub in der Zahlung des an ihn schuldigen Geldes von mehr als hundert tausend Franken zu erhalten; zu gleichem Endzwecke schickte sie den Herrn von Malassise nach Spanien. Da man aber voraus sah, daß alle diese Hülfsgelder langsam eintreffen würden, so beschied der König in dieser dringenden Noth die vornehmsten Bürger von Paris zu sich, welche ihm vier Mahl hundert tausend Livres vorschossen. Glücklicher Weise waren zu gleicher Zeit mehrere Bischöfe in der Hauptstadt versammelt, um für die Disciplin der Klerisey Vorkehrungen zu treffen; sie beschlossen, dem Könige ein Geschenk von zwey Mahl hundert und fünfzig tausend Gulden als eine Kriegsbeysteuer zu machen, welche sogleich ausgezahlt wurden. Der König hatte erfahren, daß einige Kaufleute sechszig tausend Pistolen nach Flandern schickten; er wurde

Jahr 1567. darüber aufgebracht, daß sie ihm kein Geld hatten vorschießen wollen, und ließ die benannte Summe in Beschlag nehmen, welche ihm in der gegenwärtigen Noth sehr zu statten kam.

Die Königinn-Mutter mußte nun wieder zu ihren gewöhnlichen Verstellungkünsten ihre Zuflucht nehmen, um so viel Zeit zu gewinnen, bis die Hülfsvölker angekommen seyn, und sie andere Vorkehrungen getroffen haben würde. Sie stellte sich, die neuen Unbilden und Attentate nicht zu fühlen. Sie eröffnete durch den Herrn von Saint-Sulpice Vergleichsvorschläge, in welchen sie ein großes Vertrauen setzte, und der bey den Hugonotten in keiner geringen Achtung stand. Da sie sich dem Frieden nicht gänzlich abgeneigt zeigten, so begab sich der Großkanzler, die Marschälle von Montmorency, Vieilleville, Morvilliers und der Bischof von Limoges zu denselben an einen von beyden Heeren gleich weit entfernten Ort. Die Bedingnisse der Hugonotten waren eben so hochtrabend und übertrieben, wie sie gewöhnlich Sieger den Überwundenen vorzuschreiben pflegen; nichts desto weniger wurden die Unterhandlungen mit vieler Arglist fortgesetzt, um Zeit zu gewinnen, und den Hugonotten Hoffnung gemacht, sie einzugehen. Die Forderungen derselben bestanden hauptsächlich darin: die Königinn-Mutter sollte keinen Antheil mehr an der Regierung haben, und diejenigen, welche bis jetzt das Staatsruder geführt hätten, Rechenschaft von ihrer Verwaltung ablegen; der König solle alle seine Truppen entwaffnen lassen, und abdanken; die Fremdlinge, vorzüglich die Italiener, welche sie als die Erfinder neuer Auflagen und Steuern darstellten, aus dem Reiche schaffen; das Edict vom Juny auf's neue verkündigen, und in seiner ganzen Fülle beobachten lassen; die freye Ausübung der reformirten Religion allenthalben, vorzüglich in Paris, gestatten, und ihnen Metz, Calais, und Havre de Grace als Sicherheitsplätze einräu-

men; alle übermäßigen Auflagen sollten aufgehoben, und die Generalstaaten des Reiches zusammenberufen werden. Man solle ihnen Gerechtigkeit gegen die Verläumdungen und Verfolgungen der Herren von Lothringen verschaffen. Sie machten noch andere ähnliche Forderungen, welche mehr lächerlich als unerträglich schienen, vorzüglich, daß der König sich entwaffnen sollte, indeß sie doch als Feinde mit ihrem Heere vor den Thoren der Hauptstadt standen. Es blieb also keine Hoffnung zum Vergleiche übrig; die Königinn schickte aber doch immer neue Unterhändler ab, um durch längeren Zeitgewinn sich aus der gegenwärtigen kritischen Lage zu ziehen. Jahr 1567.

Die Hugonotten, welche Paris nicht mit Gewalt einzunehmen, sondern durch Hungersnoth zur Übergabe zu zwingen hofften, hatten an diesen Unterhandlungen kein Mißfallen, weil diese Zeitverlängerung ihren Absichten entsprach; sie schlossen Paris immer enger ein, und erwarteten indeß ihre übrigen Hülfsvölker, welche sich in allen Provinzen versammelten. Die Ankunft der Königlichen so wie der Hugonotten wurde durch die großen und gefährlichen Aufläufe in jeder Provinz verhindert. In der Normandie, in der Pikardie, in Champagne, welche als Nachbarinnen Paris von allen Seiten umgeben, hatten sich die Hugonotten in starker Anzahl und mit dem Entschlusse versammelt, ihrer Partey zu Hülfe zu eilen; ein Gleiches hatten die Statthalter mit den Katholischen für die Königlichen gethan, damit sie dieselben verhinderten, das Heer der Hugonotten vor Paris zu verstärken. Durch diese wechselseitigen Bewaffnungen und Aufstände waren nicht nur allein das platte Land und die Städte, sondern auch die Landstraßen gänzlich gesperrt, und verlegt. Über dieß hatten sich auch die Hugonotten der Stadt Orleans und der Citadelle fast ohne Widerstand bemächtiget, welche noch nicht hinlänglich befestiget, und mit geringer Besatzung versehen war. Die Wegnahme einer so ansehnli-

Jahr 1567. chen und nahen Stadt war für sie sehr wichtig: denn sie fanden in derselben drey Kanonen und fünf Feldschlangen — eine um so nützlichere Beute für ihr Heer, als sie anfänglich nicht ein einziges Feldstück in ihrer Gewalt hatten. In Burgund nahmen sie Auxerre und Maçon weg, obschon ihnen letztere Stadt wegen dem tapferen Widerstande der Katholischen sehr theuer zu stehen kam, und im Delphinate Valence. In Lyon wüthete ein großer Aufruhr; der Herr von Ponsenac ergriff zu ihrem Vortheile die Waffen, und sperrte alle Wege. Der Graf von Montgommery hatte Estampes überrumpelt, welche Stadt wegen ihrer Nähe von Paris um so wichtiger war. In Languedoc erklärten sich die Städte Nimes und Montpellier für die Hugonotten. Metz, die wichtigste Gränzfestung von Lothringen, stand auf dem Puncte des Aufruhres, da sich der Herr von Ausances, welcher dort in Besatzung lag, für die Partey der Hugonotten erklärt hatte. Der Marschall von Vielleville, Gouverneur dieser Festung, verließ eilends den Hof, und der Herzog von Guise unterstützte ihn mit seinen Truppen. An den Ufern des Oceans hatten sie sich Dieppe bemeistert, und in Gascogne war ihre Zahl so angewachsen, daß der Herr von Montlüc die nach Paris bestimmten Truppen nicht abschicken konnte, um denselben Widerstand leisten zu können.

Alle diese mit Mord, Raub und Zerstörung begleiteten Aufstände und Unruhen verzögerten einige Tage die Ankunft der Truppen von beyden Seiten; diesem ungeachtet kamen die Königlichen zuerst an: denn Timoleon Graf von Brissac, und Philipp Strozzi, welche die Französische Infanterie commandirten, erreichten glücklich mit vier Regimentern Infanterie und dem katholischen Adel Paris, obschon D'Andelot und von Mony, welche aus dem Lager waren abgeschickt worden, sie vergebens anzugreifen suchten, da sie

durch Wälder, über Hügel und Weinberge marschirten, und ihre Flanken durch ihre Wagen bedeckten. Jahr 1567.

Der Zeitpunct war nun erschienen, daß der Hof die Larve der Verstellung ablegte. Der König schickte einen Herold ab, und ließ den Prinzen von Condé und nahmentlich alle seine Verbündete, welche zu St. Denys versammelt waren, auffordern, in einer Zeitfrist von vier und zwanzig Stunden die Waffen niederzulegen, und dem Könige persönlich ihren Gehorsam zu bezeigen, widrigenfalls würden sie des Verbrechens der beleidigten Majestät und des Aufruhrs schuldig erklärt werden. Bey der Erscheinung des Herolds, welcher die auf ein Papier geschriebene Aufforderung in den Händen trug, drohete ihm der aufgebrachte Prinz, ihn sogleich aufhängen zu lassen, wenn er ihm etwas seiner Ehre Nachtheiliges vorbringen würde. Der Herold, welcher sich durch die königliche Gewalt geschützt fühlte, erwiderte unerschrocken: Euer und mein Herr hat mich abgeschickt, und euere Drohungen werden mich nicht hindern, meinen Auftrag zu vollziehen. Hierauf übergab er dem Prinzen die Schrift, welcher nach Durchlesung derselben ihm sagte, daß er innerhalb drey Tagen antworten werde. Der Herold antwortete aber eben so standhaft, daß er sich innerhalb vier und zwanzig Stunden entschließen müsse. Da der Herold zum Empfange der Antwort den folgenden Tag zurück kehrte, so erhielt er eine viel gemäßigtere wider alle Erwartung; die Häupter der Hugonotten erklärten: sie wollten getreue Diener des Königs seyn; sie begehrten nichts als Sicherheit für ihre Güter, Leben und Gewissen, und nur solche Bedingnisse, welche sie für nothwendig hielten, und die sie von der Gnade Seiner Majestät annehmen wollten. Dieses Verfahren erneuerte die Hoffnung zu einem Vergleiche, und es wurde eine Unterredung zwischen den Häuptern dieser Partey und dem Conne-

Jahr 1567. tabel beschlossen, welcher mit zwey tausend Pferden Paris verließ, auf dem halben Wege von St. Denys Halt machte, und sich in Begleitung des Marschalls von Cossé, Franzens von Montmorency, seines Sohnes, und des Staatssecretärs von L'Aubespine an den bestimmten Ort begab. Der Prinz von Condé, der Admiral, der Cardinal von Chatillon, Rochefoucault, und D'Andelot gingen ihm entgegen, und ließen gleichfalls ihre Bedeckung zurück. Obschon der Prinz immer mit Mäßigung sprach, so wich er doch nicht im geringsten von seinen ersten Forderungen ab. Der Connetabel ermahnte sie, sich bloß auf das Wort des Königs zu verlassen, ohne eine andere Sicherheit für ihre Güter, Leben und Gewissen zu begehren. Der Cardinal von Chatillon antwortete ihm, daß sie sich nicht auf das Wort des Königs, und noch weniger auf das Seinige verlassen könnten, welches er gebrochen habe; er sey an allem Unglücke schuld, da er dem Könige den Bruch des Friedensedictes angerathen habe. Der Connetabel strafte ihn Lügen, und so schied man von beyden Seiten mit wechselseitigen Beleidigungen ohne alle Hoffnung eines Vergleiches von einander.

Nach dieser fruchtlosen Zusammenkunft ließ der König die Prinzen, Ritter des Ordens, die Hauptleute der Gendarmerie, und die Obersten der Infanterie versammeln, und hielt in Gegenwart vieler Personen vom Adel und aus andern Ständen folgende Rede mit einem Ausdrucke voll Muth und Entschlossenheit: Nichts lag mir immer mehr am Herzen, als die Ruhe und der Frieden meiner Unterthanen; dieß hatte mich bewogen, den Hugonotten vieles zu gestatten, was gegen meine Neigung und meinen Charakter stritt. Dem ungeachtet mißbrauchen einige derselben meine Wohlthaten so sehr, daß sie durch verschiedene Verläumdungen und Erdichtungen das ganze Reich in Aufruhr zu bringen suchten. Sie haben sich sogar gegen meine Person, meine

Mutter und Brüder verschworen. Ein so entsetzliches Unternehmen hätte die größeste Strafe verdient: nichts desto weniger habe ich zum Nachtheile und mit Erniedrigung meiner eigenen Würde die Verbrecher geschont, und zu ihnen sogar die ersten Unterthanen meines Reiches mit Friedensvorschlägen geschickt, welchen sie ganz schamlos Forderungen übergaben, die Jedermann weiß. Aus dieser Ursache habe ich beschlossen, sie mit Gewalt zu dem zu zwingen, was sie nicht gutwillig eingehen wollten. Ich hoffe, ohne große Schwierigkeit durch die Hülfe jener Herren meinen Zweck zu erreichen, welche mich umgeben, und meinen Vorfahren immer die größesten Beweise ihrer Treue und Tapferkeit gegeben haben. Ich erwarte, daß Ihr mich in der jetzigen kritischen Lage und bey einer so gerechten Sache nicht verlassen werdet; ich bitte Euch, bey dieser Gelegenheit durch Tapferkeit Euch um das Vaterland und die Krone verdient zu machen, und nicht jene Gefahren zu achten, welchen ich für's allgemeine Wohl zuerst die Stirne biethen werde. Der Connetabel nahm darauf für Alle das Wort, und sagte, daß diese Ermahnungen nicht nöthig seyen, weil ein Jeder von ihnen bereit stehe, Gut und Blut zum Dienste Seiner Majestät aufzuopfern. Er wandte sich hernach zu den Umstehenden, und fuhr fort: Meine Herren, es gibt keinen eigenthümlicheren und rühmlicheren Adel, als jenen, welcher durch Tapferkeit erworben wird. Ihr seyd als Edelleute geboren, um nicht von der Tapferkeit euerer Ahnherren abzuarten; Ihr könnt sie nicht ruhmwürdiger als zur Vertheidigung unseres Königs gegen jene ausüben, welche den jetzigen Stamm ausrotten wollen, um sich einen König nach ihrem Belieben zu wählen. Fasset also Muth, und bereitet Euch eben so, wie wir vereint hier die königliche Majestät umgeben, mit eueren Waffen auch Dieselbe zu schützen. Obschon ich alt

Jahr 1567.

Jahr 1567. bin, so werdet Ihr mich doch an der Spitze des Heeres, dessen Commando mir oblieget, kämpfen sehen.

Diese Rede wurde mit einmüthigem Beyfalle aufgenommen, und Alle zeigten gleichen Eifer, für den König zu fechten. Einem großen Theile aber schien es, als wenn der Connetabel und seine Söhne mehr mit schönen Worten als in der That die Partey des Königs hielten, und den Zuflüsterungen der Hugonotten zu sehr Gehör gäben, welche dem Adel verhaßt waren, und noch mehr durch die Pariser verwünscht wurden. Die Hauptstadt fing an, großen Mangel an Lebensmitteln zu leiden: denn der Admiral hatte mit großer Tapferkeit bey hellem Tage im Angesichte des ganzen königlichen Heeres sich der Brücke von Charenton bemeistert, wodurch die Seine gänzlich gesperrt, und der Preis der Lebensmitteln außerordentlich erhöhet wurde. Eine noch größere Schwierigkeit verursachte der Unterhalt der Pferde, welche sich in beträchtlicher Anzahl in Paris befanden. Der Connetabel, gegen welchen das Volk laut murrte, daß er mit einem den Feinden weit überlegenen Heere zum höchsten Schimpfe der königlichen Waffen sich in Paris einschließen lasse, marschirte den 9. November aus der Stadt, und faßte mit seiner Avantgarde zu La Chapelle, einem Dorfe auf der Hauptstraße zwischen der Stadt und dem feindlichen Heere Posto 6). Dieß nöthigte die Hugonotten, ihre Truppen zusammen zu ziehen, um nicht theilweise geschlagen zu werden. Sie verließen größten

6) Als der Connetabel durch das Thor von Saint-Denys marschirte, so rief er so laut, als er konnte: Dieser Tag wird mich von den Vorwürfen des Volks und dem Neide meiner Feinde befreyen: denn entweder kehre ich siegreich, oder man bringt mich todt zurück. D'Aubigné t. I. S. 214.

Theils alle benachbarte Städte, und öffneten dadurch wieder Jahr 1567.
in vielen Orten die Zugänge und Landstraßen, und die Zufuhr der nothwendigsten Lebensmittel nach Paris. Sie riefen gleichfalls den D'Andelot zurück, welcher mit acht hundert Mann Reuterey und zwey tausend Fußgängern über die Seine gegangen war, um Paris von einer anderen Seite einzuschließen. 7) Sie glaubten, daß der Connetabel, welcher ihnen an Zahl weit überlegen war, weiter vorrücken, und sie entweder selbst in Saint-Denys belagern, oder sie zwingen werde, mit großem Nachtheile auf freyem Felde zu schlagen. Der Prinz von Condé hatte sich mit dem Treffen unter die Mauern von Saint-Denys gelagert, um sich in diese Stadt im Nothfalle zurückziehen zu können. Der Admiral machte mit der Avantgarde den rechten Flügel, und stand in dem Dorfe Saint-Ouent, nahe an der Seine, welche ihn von dieser Seite deckte. Genlis und Moui commandirten den linken Flügel bey dem Dorfe Aubervilliers. Zu ihrer Seite dehnte sich eine große Ebene aus: sie hatten also zur Sicherheit ihrer Flanke eine kleine Verschanzung aufgeworfen, und dieselbe mit sieben hundert Büchsenjägern besetzt. Da das königliche Heer den Hugonotten weit überlegen war, welches aus sechszehn tausend Mann Infanterie, und mehr als drey tausend Mann Cavallerie bestand, so hielten die Hugonotten einen Kriegsrath. Viele waren der Meinung, daß man sich zurückziehen, und die Ankunft der Hülfsvölker erwarten müßte. Der Prinz von Condé und der Admiral hielten den Rückzug im Angesichte des königlichen Heeres für unmöglich, ohne eine Niederlage zu leiden, weil sie ihr Lager nicht verlassen könnten, ohne ent-

7) D'Andelot war mit 5000 Mann abgeschickt worden, um einem Corps spanischer Truppen den Weg zu verlegen, welche dem Könige zu Hülfe eilten. Castelnau.

Jahr deckt, verfolgt, und angegriffen zu werden; es schien ihnen also
1567. rathsamer, zu schlagen, damit sie sich den für Parteyhäupter, vorzüglich im Anfange des Krieges, nothwendigen Ruf erhielten, und den Rückzug erleichterten. Sie setzten noch hinzu, daß die Tage kurz seyen, und die einbrechende Nacht der Wuth des Treffens ein Ende machen werde, in welchem sie mit ihrer trefflichen Cavallerie so zusetzen wollten, daß sie außer Stande seyn würden, sie in der Nacht auf ihrem Rückzuge zu verfolgen: sie könnten sich alsdann durch die Vereinigung mit D'Andelots frischen Truppen in Sicherheit setzen.

Der Connetabel versah sich nicht zu einem solchen Entschlusse, sondern glaubte vielmehr gewiß, daß sich die Hugonotten entweder zurückziehen, oder gänzlich unterliegen würden, wenn sie ein Treffen anböthen. Den folgenden Morgen (den 10. November) einen Tag vor dem Feste des h. Martin, Patrons von Frankreich, stellte er sein Kriegsheer in Schlachtordnung, und rückte den Feinden entgegen. Der Herzog von Aumale und der Marschall von Damville führten die Avantgarde, und hatten den Admiral gegen sich; der Herzog von Nemours mit einer starken Anzahl Cavallerie die Arriergarde, welche sich auf der Seite der Ebene ausdehnte; der Connetabel commandirte das Treffen, mit welchem er den Prinzen von Condé gegenüber zu stehen kam. Nach ihm folgten die Schweitzer, deren Flanken der Graf von Brissac und Strozzi mit ihrer Infanterie deckten. 8) Es war schon Mittag, als der Connetabel, der die Feinde zum

8) Es befanden sich auch sechs tausend Badauds (Maulaffen) von Paris bey dem Heere in reicher Kleidung und Armatur, welche aber bey dem ersten Angriffe die Flucht ergriffen. Tavannes und Bossuet.

Schlagen bereit sah, und die Zeit nicht länger verlieren wollte, Jahr
mit seinen Schwadronen so schnell vorwärts rückte, um das 1567.
Treffen zu beginnen, daß die Infanterie, welche in der Schlachtordnung marschirte, eine große Strecke zurückblieb, ohne an dem Treffen Antheil nehmen zu können. Dieß kam den Absichten der Hugonotten ganz gut zu statten: sie drängten ihre Cavallerie zusammen, und stürzten mit einer solchen Wuth auf jene des Connetabels, daß sie dieselbe über'n Haufen warfen, und gänzlich trennten. Der Herzog von Nemours wollte die Feinde in die Flanke nehmen, um sie aufzuhalten; er fand aber bey der Verschanzung einen solchen Widerstand, daß er dem nothleidenden Treffen zur gehörigen Zeit nicht zu Hülfe kommen konnte. Ein Gleiches versuchte der Herzog von Aumale und der Marschall von Damville: aber der Admiral hielt sie mit der Avantgarde zurück, welcher eine solche Wendung machte, daß er sich nicht zu sehr von dem Flusse entfernte, um nicht umzingelt zu werden, und mit denselben tapfer anband. Die Schwadron des Connetabels wurde von vielen Haufen Cavallerie, und überdieß noch von jener des Prinzen so muthig angegriffen, daß er ohne alle Unterstützung der Seinigen von einer überlegenen Anzahl in kurzer Zeit gänzlich geschlagen wurde. Der Connetabel, welcher vier kleine Wunden im Gesichte, und einen starken Kolbenschlag auf den Kopf erhalten hatte, stritt nichtsdestoweniger mit der größten Tapferkeit, und suchte sein Treffen wieder in Ordnung zu bringen, als Robert Stuart, ein Schottländer, auf ihn losging, und die Pistole auf ihn anlegte. Der Connetabel rief ihm zu: kennst du mich nicht? ich bin der Connetabel. Eben weil ich dich kenne, erwiderte Stuart, ist dieß für dich gemünzt. In dem nähmlichen Augenblicke schoß er auf ihn los, und verwundete ihn so stark in die Schulter, daß er auf die Erde stürzte, aber noch so viele Kräfte hatte, daß er mit dem Griffe sei-

Jahr 1567. nes zerbrochenen Degens Stuarten einen heftigen Stoß ins Gesicht versetzte, ihm drey Zähne und die Kinnlade zerschmetterte, und ihn mit sich halb todt zu Boden riß. 9) So lag der Connetabel einige Zeitlang von den Seinigen verlassen in seinem Blute, welche von allen Seiten flohen, und ihn in den Händen der Feinde zurückließen. Der Herzog von Aumale und der Herzog von Damville, welche die Avantgarde des Admirals zurückgelassen hatten, wollten sie nicht verfolgen, um dem Treffen zu Hülfe zu kommen, und dasselbe wieder in Ordnung zu bringen. Sie entrissen den Connetabel den Händen der Hugonotten, welche ihn als Gefangenen fortführen wollten. Er wurde nicht ohne große Mühe, halblebend, von den Seinigen nach Paris gebracht. 10)

---

9) Außer Brantome und Tavannes beschuldiget der größte Theil der Zeitgeschichtschreiber Stuarten nicht, den Connetabel erschossen zu haben. Aus der Zusammenstellung ihrer Nachrichten erhellet, daß Stuart den Connetabel aufgefordert habe, sich zu ergeben, welches derselbe aber mit dem Stoße seines Degengriffes erwiderte. In diesem Augenblicke vollbrachte ein anderer herbeygekommener Schottländer die That.

Dieses Treffen hatte einen sonderbaren Zuschauer. Der türkische Kaiser hatte einen seiner Kämmerlinge nach Frankreich geschickt, um die Allianz mit dem Könige zu erneuern. Man führte diesen Gesandten nach Montmartre, gleichsam wie zu einem Lustlager, um sich die Zeit zu vertreiben. Hier sah er, wie die Unterthanen des ersten Potentaten der Christenheit es wagten, demselben gleichsam unter'm Barte ein Treffen zu liefern. Der Gesandte erstaunte nicht wenig über die Tapferkeit der Weisen (Hugonotten), wie er sie nannte. Der Großherr muß den Bericht desselben sehr erbaulich gefunden haben. D'Aubigne t. I. p. 216.

10) In Pasquier's Briefen findet man t. V. S. 122 ein Gedicht desselben, welches die Aufschrift hat: Tombeau de

Indeß hatte der Herzog von Nemours die Verschanzung erobert, die Hugonotten mit großem Verluste daraus verjagt, mit nicht geringerer Niederlage die Arriergarde geschlagen, und die Flüchtigen bis in ihr Lager verfolgt. Er brachte nachher die Cavallerie wieder in Ordnung, und wandte sich gegen das Centrum der Feinde. Die Avantgarde und Arriergarde der Katholiken, welche jene der Hugonotten in die Flucht geschlagen hatten, griffen nun die Schwadron des Prinzen von Condé in der Fronte und in den Flanken so wüthend an, daß er in Unordnung gerieth, und schon zu weichen anfing. Die einbrechende Nacht, welche sehr finster, und mit starkem Regen begleitet war, machte dem Gefechte ein Ende. Der Prinz von Condé, welchem ein Pferd unterm Leibe erschossen worden, und der mit großer Schwierigkeit ein anderes bestiegen hatte, und der Admiral, den sein wild gewordenes türkisches Pferd fast in die Gefangenschaft geliefert hätte, zogen sich nach dem Verluste eines Drittheiles ihres Heeres unter die Mauern von St. Denys zurück, und überließen den Feinden ihre Todten und das Schlachtfeld. Die siegreichen Katholischen wurden so wohl durch die Nacht als durch den Verlust ihres Feldherrn verhindert, ihre Feinde zu verfolgen, und die Infanterie, wel- Jahr 1567.

Messire Anne de Montmorency. Es enthält eine schätzbare Anekdote, welche die ganze Energie des Connetabels schildert. Als man denselben tödtlich verwundet von dem Schlachtfelde trug, fragte ein Gendarme, welcher vorüber ging, wen sie trügen? Montmorency, erwiderte Einer. Du lügst, sagte der Connetabel voll Eifer, Montmorency kämpft auf der Ebene. Wenn er nicht seinen Sohn darunter verstanden hätte, so würde dieser Zuruf sehr erhaben seyn, welcher aber doch beym ersten Anblicke eine sublime Zweydeutigkeit darbiethet.

Jahr 1567. che wegen der Kürze der Zeit gar nicht zur Action gekommen war, kehrte in ihre Quartiere zurück. Der von beyden Seiten erlittene Verlust war nicht so wohl durch die Anzahl als durch den Stand derselben merkwürdig. Von königlicher Seite hatte allein die Cavallerie gefochten, und von jener der Hugonotten die Infanterie, welche die Verschanzung vertheidigte. Der größte Theil der Gebliebenen bestand aus Edelleuten, oder aus Männern von Erfahrung und großem Rufe, unter welchen sich von Seiten der Hugonotten der Graf von La Suze, der Stiftshauptmann von Amiens, der Graf von Saut, Pequigni, Vater und Sohn, Cany, Saint-André, und Garenne befinden. Auf königlicher Seite waren wenige geblieben, aber eine größere Anzahl verwundet worden, unter welchen vorzüglich der Herr von Sanfac, ein sehr erfahrener und tapferer Officier zu bemerken ist. Den folgenden Tag nach der Schlacht, starb der Connetabel, nachdem er in einem Alter von achtzig Jahren mit einer jugendlichen Tapferkeit gefochten, und die Stärke seines Geistes und seines Körpers gezeigt hatte. In den letzten Augenblicken seines Lebens behielt er eine solche Gegenwart des Geistes und Standhaftigkeit, daß er sich gegen einen Ordensgeistlichen, welcher sich seinem Bette näherte, um ihn zum Tode zu bereiten, mit heiterem Gesichte wandte, und denselben bath, ihn in Ruhe zu lassen, weil es außerordentlich schändlich für ihn seyn würde, eine Viertelstunde nicht zu sterben zu wissen, da er achtzig Jahre gelebt habe. 11) Er war ein Mann, welcher eine große

11) Davila irrt sich, wenn er glaubt, daß der Connetabel achtzig Jahre alt geworden. Er starb in dem vier und siebenzigsten Jahre seines Alters, wie sein Epitaph in der Kirche zu Montmorency beweist.

Thätigkeit und einen reifen Verstand mit einer besonderen Welterfahrung verband, und durch dieselbe sich und seiner Familie die größesten Reichthümer und Würden erwarb; aber als Feldherr verfolgte ihn immer so sehr das Unglück, daß er in allen Kriegen, deren oberstes Commando er führte, immer entweder geschlagen, oder gefangen genommen wurde. Sein Unstern war eben deßwegen die Ursache, daß man mehrmahls seine Treue und Aufrichtigkeit in Zweifel zog; selbst auch nach diesem Treffen, welches ihm das Leben kostete, fehlte es ihm nicht an Neidern, die ihn beschuldigten, als habe er, im Dienste des Königs gegen seine Neffen kämpfend, erst gegen die Neige des Tages das Treffen begonnen, und die Infanterie hinter sich gelassen, um keinen vollkommenen Sieg, wie er doch gekönnt habe, zu erfechten. Diejenigen, welche ihn ohne Leidenschaft beurtheilten, legten ihm gewöhnlich drey Haupteigenschaften bey, nähmlich die eines großen Feldherrn, eines getreuen Dieners und eines schlechten Freundes, welcher sich von seinem Privatinteresse in dem Laufe aller seiner Handlungen beherrschen ließ. Den nähmlichen Tag starb der erste Staatssekretär Claudius von L'Aubespine, ein Mann, welcher die höchste Achtung genoß, und Einer der getreuesten Diener der Königinn-Mutter war. An seine Stelle kam Niklas von Neufville, Herr von Villeroi dessen Tochtermann, welcher den Fußstapfen seines Schwiegervaters folgte, und diese Stelle bis in sein graues Alter begleitete. Jahr 1567.

D'Andelot vereinigte sich in der Nacht nach dem Treffen mit den Hugonotten. Er war mit genauer Noth über die Seine zurückgegangen, da die Katholischen alle Barken entweder versenkt, oder hinweggeführt hatten. Den folgenden Morgen verließen die Hugonotten auf seinen Rath die Verschanzungen, und stellten sich in der Ebene in Schlachtordnung, um sich dadurch mehr das Ansehen von Siegern,

Jahr als Besiegten zu geben 12). Man war in der festen Über-
1567. zeugung, daß die Katholischen nach dem Verluste ihres Ge-

12) Nach der Schlacht bey Saint-Denys erhoben sich große Streitigkeiten am Hofe über die Ungewißheit, wer der Sieger, oder der Besiegte sey? sie dauerten — zwey ganze Tage. Der König war voll — Betrübniß, nicht über das vergossene Bürgerblut, sondern darüber, daß ihm der Prinz von Condé die Ehre des Sieges streitig machte. Der Marschall von Vieilleville, welchen der König um sein Urtheil fragte, sagte ihm, daß es sehr viel gewagt gewesen sey, mitten im Königreiche ein Treffen zu liefern. Weder Eure Majestät hat die Schlacht gewonnen, noch der Prinz von Condé. Wer denn? fragte hastig der König. Der König von — Spanien, erwiderte Vieilleville: denn es sind von beyden Seiten so viele brave Edelleute und Gemeine französischer Nation geblieben, daß sie hinlänglich gewesen wären, Flandern und die Niederlande zu erobern, und dieselben Euerer Krone wieder einzuverleiben, von welcher sie getrennt worden. Ohne diesen Friedensbruch würde ich Euerer Majestät angerathen haben, diesen Vorschlag auszuführen. S. Mémoires de Vieilleville t. XXXII der allgem. Samml. p. 212. Hätte man die Reformirten nicht in dem Genusse der Gewissensfreyheit gestört, und keine verdeckte Zurüstungen zu ihrer Unterdrückung gemacht, so würde der zweyte bürgerliche Krieg nicht ausgebrochen seyn. Spanien blies, unter dem Deckmantel der Religion, in das Feuer, mehr um Unruhen zu erregen, und sie fortzuerhalten, als sie beendigt zu wissen, weil es für die Niederlande fürchtete, welche sich aufgelehnt hatten. Durch einen solchen Krieg, in welchem die Reformirten für den König alles aufgeopfert haben würden, da sie nebst dem Interesse der gemeinsamen Religion der Haß gegen Spanien anspornte, hätte man den durch die Religionsspaltung noch erhitzten Gemüthern einen anderen Gegenstand verschafft, um sich abzukühlen, und durch die den Niederlanden gemachte Zusicherung der Gewissensfreyheit die Eroberungen beschleuniget.

nerals auf das Schlachtfeld nicht zurückkehren würden. So Jahr 1567.
standen sie eine Viertelstunde, und nahmen auf ihrem Rückzuge einen Theil ihrer Todten mit. Da sie den besten Theil ihrer Infanterie verloren hatten, und viele Edelleute in dem Treffen geblieben oder tödtlich waren verwundet worden, so beschlossen sie, das königliche, mit einem neuen Feldherrn versehene Heer nicht zu erwarten, und brachen den vierzehnten November mit der größesten Geschwindigkeit nach Champagne auf, um die Gränzen von Lothringen zu erreichen. Zuvor gaben sie allen jenen Hülfsvölkern, welche auf dem Marsche waren, um zu ihnen zu stoßen, Nachricht davon.

Drittes Kapitel.

Der Bruder des Königs, Herzog von Anjou, wird zum Generallieutenant des königlichen Heeres erklärt, welches eilends aufbricht, um die Hugonotten einzuhohlen. Der Prinz wird durch listige Unterhandlungen aufgehalten, und von den Katholischen erreicht. Er entrinnt einer gänzlichen Niederlage, und vereinigt sich, nach forcirten Märschen mit den Deutschen. Die Königinn-Mutter begibt sich in das Lager der Katholischen. Operationsplan derselben. Die Hugonotten treten ihren Rückmarsch an, und belagern Chartres. Unterhandlungen der Königinn-Mutter. Kunstgriffe derselben, wodurch sie die Häupter der Hugonotten wider ihren Willen zum Frieden zwingt. Mißvergnügen der katholischen Fürsten. Die Königinn legt dem venetianischen Gesandten die Gründe vor, welche sie zum Frieden bewogen haben. Die Bedingnisse werden von beyden Seiten nicht ganz erfüllt. Die Katholischen verfolgen überall die Hugonotten. Neue Unruhen. Entschluß des Königs, die Hugonotten mit Gewalt zu unterdrücken. Vereitelter Anschlag, sich des Prinzen von Condé und des Admirals zu bemächtigen. Sie entfliehen mit großer Gefahr nach La Rochelle, und sammeln ihre Anhänger um sich.

Jahr 1567. Der Prinz und der Admiral hatten gleich anfänglich, als die Schweizer in Frankreich einrückten, die Herren von Francourt und du Chatelier nach Deutschland geschickt, um den Prinzen Casimir, Sohn des Pfalzgrafen bey Rhein, zu bereden, ein Corps Deutsche für sie anzuwerben. Zu diesem Behufe hatten sie ihm eine kleine Summe Geldes geschickt,

und versprochen, ihm hundert tausend Thaler für den Sold seiner Truppen auszuzahlen, sobald dieselben die Gränzen des Königreichs betreten würden. Dieses Versprechen und die Hoffnung der Beute reitzten den Casimir und viele andere Hauptleute, welche von dem Kriegshandwerke zu leben pflegen, gleich nach der Waffenergreifung der Hugonotten sieben tausend Reuter und vier tausend Mann Fußgänger auf die Beine zu bringen, und die Häupter derselben zu benachrichtigen, daß diese Truppen bereit stünden, nach Lothringen zu marschiren. Aus dieser Ursache entschlossen sie sich, mit dem Heere nach jener Gegend sich zu wenden, damit sie sich so bald als möglich mit den Deutschen vereinigten, und durch diese ansehnliche Verstärkung sich in Stand seßten, den Krieg so zu führen, wie es Zeit und Umstände rathen würden. Das Heer marschirte in gedrängter Ordnung, weil es immer durch feindliches Land ging; kein Corps trennte sich von dem anderen; die Nothwendigkeit lehrte sie die Kriegszucht. D'Andelot allein durchstreifte mit den Büchsenjägern zu Pferde die umliegenden Gegenden und die Landstrassen, um von der Lage der Orter Kundschaft einzuziehen, und das Heer mit Lebensmitteln zu versorgen. Obschon sie sich eilten, die Gränzen zu erreichen, so waren sie doch durch die Nothwendigkeit, Lebensmitteln aufzutreiben, gezwungen, die schwächsten Plätze zu belagern, und sie den Soldaten zur Plünderung zu überlassen. Alles dieß wurde mit einer solchen Geschwindigkeit und Mannszucht veranstaltet, daß sie sich nicht lange aufhielten, und Keinem erlaubten, sich von dem Heere zu entfernen. So hatten sie die Städte Brie-Comte-Robert, Nogent-für-Seine, und Pont-für-Yonne erstiegen, ohne ihre Artillerie zu brauchen — lauter große und volkreiche Städte, in welchen sie, so wie in den benachbarten Örtern eine solche Anzahl von Pferden erbeuteten, Jahr 1567.

Jahr daß sie so gar die Infanterie beritten machten, um ihren
1567. Marsch um so sicherer zu beschleunigen.

Indeß war die Königinn-Mutter, welche nun durch den Tod des Connetabels von der Gewalt und dem Ansehen der Großen gänzlich befreyt, und nun die Lenkerinn und Schiedsrichterinn der katholischen Partey geworden war, nicht gesonnen, einen anderen Connetabel oder obersten Feldherrn zu wählen, und sich den neuen Gefahren einer uneingeschränkten Gewalt auszusetzen; sie wünschte vielmehr, die ganze Regierungsgewalt auf den Willen des Königs und auf sich selbst einzuschränken; sie suchte also durch vielerley Beweggründe den König zu bereden, das Commando des Heeres seinem Bruder, dem Herzoge Heinrich von Anjou, einem kaum siebenzehnjährigen Jünglinge, zu übertragen, welcher durch die Anlage seines Geistes die größten Hoffnungen erregte 13). Überdieß hatte der Staatsrath es für eine

13) Fast alle gleichzeitige Geschichtschreiber thun mit keinem Worte Meldung, daß der König dem Marschall von Vieilleville die Connetablie bey sich bestimmt hatte: Er trug sie ihm im Staatsrathe förmlich an. Der Marschall, welcher die Abneigung der Königinn-Mutter gegen die Wiederbesetzung dieser Stelle kannte, und vielleicht noch überdieß wußte, daß die Königinn ihren geliebten Heinrich von Anjou zum Generallieutenant, oder welches einerley ist, zum Vicekönig von Frankreich, machen wollte, um durch ihn auch Meisterinn der Kriegsoperationen zu seyn, weigerte sich, wie ein feiner Hofmann unter dem Deckmantel der Bescheidenheit, diese große Stelle anzunehmen. Der König fragte ihn halb zornig: warum er sie ausschlage? weil es noch Weile damit hat, erwiderte Vieilleville, und man den Connetabel auf die Seite legen kann, damit man nicht mehr davon spreche. Er machte den Vorschlag, den Herzog von Anjou zum Generallieutenant zu erklären,

Herabwürdigung der Krone, und für unschicklich gehalten, daß der König in eigener Person gegen seine aufrührerischen Unterthanen zu Felde gehen sollte, welchem er dadurch in den Augen der Welt eine zu große Wichtigkeit beylegen würde. Man erklärte also Heinrichen in dem Staatsrathe zum Generallieutenant des Heeres, um aller Eifersucht und den Ansprüchen der Großen vorzubeugen, und keinen derselben zu jenem Grade von Macht zu erheben. Franz von Carnavalet, sein gewesener Hofmeister, und Artus von Cossé, Marschall von Gonnor, wurden ihm als Leiter und Rathgeber beygegeben, dessen Letzteren Klugheit und Tapferkeit im höchsten Rufe stand. Nebst diesen befanden sich noch bey dem Heere die Herzoge von Montpensier, von Nemours und von Longueville, Sebastian von Luxemburg Herr von Martigues, Generaloberster der Französischen Infanterie, Caspar Vicomte von Tavannes, Timoleon Graf von Brissac, und Armand von Biron, Marschall de Camp, von dessen berühmten Thaten in der Folge die Geschichte sprechen wird. Jahr 1567.

Die Marschälle von Montmorency und von Damville folgten dem Heere nicht, weil dem Herzoge von Montpensier, als einem Prinzen von Geblüte, das Commando der Avantgarde war übertragen worden; sie behaupteten, daß dieser Vorzug dem Montmorency, als erstem Marschalle von Frankreich, gebühre, welcher nach dem obersten Feldherrn den ersten Rang behauptete. Der König wollte

---

welches auch der König, wie man sagt, mit vernehmlicher Stimme that. Die Königinn-Mutter wußte dem Marschalle für diese schöne Erfindung, wie sie es nannte, sehr viel Dank. S. Mémoires de Vieilly. l. c. p. 219.

Jahr 1567. seinen Entschluß nicht widerrufen, um sowohl den Herzog nicht zu beleidigen, als weil er es für gefährlich hielt, dem Marschalle jenen Theil des Heeres anzuvertrauen, welcher zuerst die Feinde angreifen sollte. Beyde Brüder wurden darüber sehr mißvergnügt, und entschlossen sich, lieber um den König zu bleiben, als ihren gerechten Ansprüchen zu entsagen. Eben so hatte der Herzog von Aumale das Heer verlassen, welcher insgeheim gleiche Ansprüche machte, weil er der älteste General des Königreichs war; er wollte sich aber nicht öffentlich erklären, um sich mit dem Herzoge von Montpensier nicht zu überwerfen. Er verließ aber mit Einwilligung des Königs und der Königinn-Mutter den Hof, unter dem Vorwande, dem jungen Herzoge von Guise, seinem Neffen, mit seinem Rathe beyzustehen, auf dessen Statthalterschaft die ganze Schwere der Deutschen Waffen fallen sollte. Sein Rath und Beystand war auch in dieser Gegend sehr nöthig. In dieser Lage der Umstände kam der Herzog von Aremberg an, welchen der Herzog von Alba mit zwölf hundert Lanzen und drey hundert Büchsenjägern zu Pferde, dem Vertrage von Bayonne gemäß, aus Flandern abgeschickt hatte. Diese Hülfsvölker waren an sich selbst schon sehr beträchtlich, aber die Wirkung davon war noch viel wichtiger, weil man daraus die Verbindung beyder Heere zu gleichem Zwecke deutlich abnehmen konnte. Der Herzog von Anjou brach mit achtzehen Kanonen und dem ganzen Heere auf, in der Hoffnung, die Hugonotten einzuhohlen, und sich mit ihnen zu schlagen, ehe sie sich mit den Deutschen vereinigten. Er würde dieß auch ausgeführt haben, wenn seine Rathgeber so klug oder so einig gewesen wären, als er nach Ruhm geitzte, und die Feinde anzugreifen wünschte.

Der Prinz hatte mit seinem ganzen Heere Sens, die Hauptstadt von Brie 14), ereicht, welche weder durch die Natur noch durch die Kunst sehr befestigt ist. Er war also auf den Gedanken gefallen, sie mit Sturmleitern eben so ersteigen zu können, wie er auf dem Marsche andere Städte eingenommen hatte; aber der Herzog von Guise, welcher mit den Truppen seiner Statthalterschaft die Stadt Metz gänzlich dem Gehorsame des Königs unterworfen, und den Marschall von Vieilleville dort eingeführt hatte, wandte sich nach jener Gegend, wo die Feinde dem Gerüchte nach vordrangen, warf sich noch zur rechten Zeit in Sens, und rüstete sich zur tapfern Gegenwehr. Der Prinz, welcher an der Einnahme der Stadt verzweifelte, drehete sich mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit auf eine andere Seite, um sein nothwendiges und vorzüglichstes Ziel zu verfolgen. Zu Montereau erhielt er eine Verstärkung von einigen Eskadrons Cavallerie aus Gascogne und drey bey der Einnahme von Orleans erbeuteten Feldstücken, welche sie ihm zuführten. Er setzte seinen Marsch nachher fort, gerieth aber aller Vorsicht und Geschwindigkeit ungeachtet auf einmahl an den Abgrund seines gänzlichen Unterganges. Er war schon in die Gegend von Chalons, der Hauptstadt von Champagne, gekommen, als die Marquise von Rothelin, seine Schwiegermutter, welche der Hof an ihn abgeschickt hatte, neue Friedensunterhandlungen anspann, um, wie Viele behaupten, den Marsch des Prinzen bis zur Ankunft des königlichen Heeres zu verzögern. Diesen Verdacht verstärkte sie durch ihren unvorsichtigen Vorschlag eines Waffenstillstandes von drey Tagen, während welchem sich die Abgeordneten des Königs an einem Jahr 1567.

14) Meaux ist die Hauptstadt dieser Provinz; Sens gehört zu Champagne.

Jahr bestimmten Orte einfinden sollten. Der Prinz handelte eben
1567. so unklug, denselben anzunehmen, um seinem ermüdeten Heere einige Rasttage zu verschaffen. Die Abgeordneten erschienen nicht; aber der Herzog von Anjou betrieb seinen Marsch mit solcher Schnelligkeit, daß er beym Ausgange des Waffenstillstandes dem Heere der Hugonotten ganz nahe war. Er hätte sie ohne Aufschub gleich angreifen sollen: denn sie waren durch ihren langen Marsch so abgemattet, und die Noth hatte sie gezwungen, sich in den Ebenen dieser Provinz an einem so offenen und so nachtheiligen Orte zu lagern, daß sie sich weder hätten verschanzen, noch das Treffen ausschlagen können; in diesem Falle wären sie also ohne Zweifel durch die ihnen weit überlegene Macht gänzlich geschlagen worden.

Der Graf von Brissac, welcher den Vortrapp des Heeres führte, glaubte, daß ihm dasselbe, dem schon gefaßten Entschlusse gemäß, nachfolgen würde, weil die Königlichen in der Absicht, zu schlagen, in der so schlimmen Jahreszeit ihren Marsch so sehr beschleunigt hatten; er griff also einen Theil der feindlichen Arrieregarde, welche Blosset, Bois, und Clery commandirten, in dem Flecken Sarry tapfer an, schlug sie fast ohne Widerstand in die Flucht, und verfolgte die Übrigen, welche aber mit verhängtem Ziegel flohen. Der Herzog von Martigues folgte dem Beyspiele des Grafen von Brissac. Er stieß auf drey hundert Mann Reuterey mit einem Theile der Avantgarde, welche den Rückzug der ihrigen zu decken suchten. Er fing ein heftiges Scharmützel mit denselben an, um sie bis zur Ankunft des königlichen Heeres aufzuhalten. Aber indeß der Marschall von Gonnor und Carnavalet dasselbe mit zu großer Vorsicht in Schlachtordnung stellen wollten, oder wie man sie beschuldigte, listiger Weise zögerten, um nicht einen so beträchtlichen Theil des Adels und gleichen Geblütes zu Grunde zu richten, ga-

ben sie den Hugonotten Zeit zum Rückzuge. Der Prinz und Jahr 1567.
der Admiral, welche den drey hundert Reutern Befehl gegeben hatten, den Herrn von Martigues so lange als möglich aufzuhalten, marschirten mit solcher Geschwindigkeit, daß sie nicht eher Halt machten, als bis sie in drey Tagen zwanzig Meilen zurück gelegt hatten. Sie glaubten sich nicht eher in Sicherheit, als bis sie über die Gränze des Reiches und über die Maas gegangen waren, und einen sichern Ort erreicht hatten, wo sie außer der Gefahr waren, von ihren Feinden eingeholt, und aufgerieben zu werden. Als sie zu Pont-a-Mousson, einer Stadt in Lothringen, angekommen waren, überfiel sie noch ein größerer Schrecken, da sie die Deutschen dort zu treffen glaubten, und sie nicht fanden. Selbst aus den umliegenden Gegenden konnten sie nichts von denselben hören. Die Soldaten sahen nun diese Hoffnung verschwinden, welche sie bey ihren großen Strapazen gestärkt hatte; sie fanden sich außer ihrem Vaterlande in einer unbekannten Gegend, und was noch härter war, ohne alle Lebensmittel; sie geriethen in eine solche Furcht, daß sie entschlossen waren, aus einander zu gehen. Der eine Theil wollte durch Flandern, der andere durch Lothringen in seine Heimath zurück kehren. Mehrere, welche verzweifelten, den Händen der Katholischen, durch deren Land sie doch reisen mußten, zu entrinnen, wählten ein freywilliges Exil, und wollten in einigen Städten Deutschlands so lange einen Zufluchtsort suchen, bis der Sturm vorüber seyn würde. Aber der Prinz und die anderen Feldherren unterließen nichts, um einem so seltsamen Entschlusse Einhalt zu thun; sie bathen, sie trösteten; sie brauchten all ihr Ansehen, und erschöpften alle Bewegungsgründe, um nur einen so langen Aufschub zu erhalten, bis sie alle Lebensmittel aufgezehrt hätten. In dieser gransamen Lage befanden sie sich zwey ganze Tage; den Dritten Morgens führte die Verzweifelung den

Jahr 1567. nähmlichen Entschluß herbey, als ganz unvermuthet die so sehnlichst erwartete Nachricht sie überraschte, daß der Prinz Casimir nur einige Meilen entfernt sey, und zu ihnen stoßen werde. Nun umarmten sich die Soldaten voll Zärtlichkeit, und erhoben ein großes Jubelgeschrey, gleichsam als wenn sie zum Leben wieder wären erweckt worden. Man ging den Deutschen mit Freude und Munterkeit entgegen, welche die Hugonotten als ihre Retter und Wohlthäter betrachteten.

Die Häupter derselben wurden im Gegentheile von neuen Besorgnissen gequält. Sie hatten dem Prinzen Casimir und seinen Soldaten versprochen, bey ihrer Ankunft an der Gränze hundert tausend Thaler auszuzahlen. Sie besaßen nicht nur allein nicht diese Summe, sondern auch nicht einmahl den geringsten Theil derselben. Sie sahen voraus, daß die Deutschen sich weigern würden, weiter zu gehen. Alle ihre Hoffnungen glaubten sie nun vereitelt. Der Prinz entschloß sich endlich, sein Heer zu versammeln, und entdeckte demselben seine Noth und seine Besorgnisse. Er und die anderen Feldherren zeigten, daß ihr Heil in der Vereinigung und der Bereitwilligkeit bestünde; es sey also nothwendig, daß ein Jeder aus dem Seinigen für das allgemeine Bedürfniß ein Opfer bringen müsse, um durch diesen Preis ihre Freyheit und ihr Heil zu erkaufen. Er ermahnte Jeden, das zu steuern, was er könnte. Es wurden zwey Prediger gewählt, welche die freywillige Gabe von ihrer Beute und ihrem Gelde einsammeln sollten. Der Prinz war nicht nur allein der Erste, welcher sein Silberwerk, sondern auch seine Ringe und andere Kostbarkeiten hergab, um die Deutschen zu befriedigen. Diesem Beyspiele folgte der Admiral und die Vornehmsten des Heeres; die Edelleute, Soldaten, und selbst die Reitknechte beeiferten sich, beyzutragen. Man brachte eine Summe von dreyßig tausend Thaler zusammen, mit welcher man die Deutschen abschläglich bezahlte, und große Versprechun-

gen hinzufügte. Beyde Heere vereinigten sich den 11. Jän- Jahr
ner tausend fünf hundert acht und sechszig. 1563.

Der Prinz von Condé beschloß, nach einigen Rasttagen den Rückmarsch auf dem nähmlichen Wege durch Champagne nach Beausse anzutreten, um so wohl seinem Heere in einer fruchtbaren Provinz Unterhalt, und in den vielen großen Städten derselben gute Winterquartiere zu verschaffen, als um Paris, den Mittelpunct der katholischen Partey, enge einzuschließen, deren Besitz in dem ganzen Laufe der bürgerlichen Kriege den Sieg entschied. Was ihn noch mehr dazu anspornte, war das Verlangen, Orleans zu Hülfe zu kommen, welche Stadt die Katholischen enge blokirt hielten, und die Nothwendigkeit, sich mit den Truppen von Provence und dem Delphinate zu vereinigen, die in großer Anzahl auf dem Marsche nach diesem Orte begriffen waren. Franz de la Roue, ein Mann von großer Klugheit und nicht geringerer Einsicht, welcher den ersten Rang unter den Anhängern der Hugonottenpartey behauptete, hatte gleich im Anfange der Unruhen sich der Stadt Orleans bemeistert, und nachher die Citadelle erobert. Die Weiber und Kinder der vornehmsten Herren dieser Partey, hatten sich in diese Stadt als den sichersten Ort geflüchtet, welche aber mit Lebensmitteln nicht hinlänglich versehen war, um eine lange Belagerung aushalten zu können. La Valete, Oberster der leichten Cavallerie, und der Graf Sciarra Martinengue hatten sieben hundert Mann Reuterey und vier tausend Mann Infanterie in dieser Gegend versammelt, sich vor diese Stadt gelagert, und sie so enge eingeschlossen, daß sie sich aus Mangel an Lebensmitteln und hinlänglicher Besatzung in wenigen Tagen ergeben, oder durch Sturm übergehen mußte, wenn sie keine Hülfe erhielte. Die Häupter des Heeres wurden also dadurch bewogen, ihren Marsch in diese Provinz zu beschleunigen; sie hofften auch, auf dem

Jahr 1568. Wege irgend eine vortheilhafte Gelegenheit zum Schlagen zu finden; sie wünschten nichts mehr als ein entscheidendes Treffen, da sie an Allem zu sehr Mangel litten, um den Krieg lange fortsetzen zu können. Der Herzog von Anjou, welcher als ein Jüngling nach dem Ruhm dürstete, den Anfang seiner Laufbahn mit glorreichen Thaten zu bezeichnen, und sich bey den Ausländern einen großen Ruf zu erwerben suchte, hatte die nähmliche Absicht; aber die Königinn-Mutter, welche Alles aus einem entgegengesetzten Gesichtspuncte betrachtete, flößte ihrem Sohne plötzlich andere Gesinnungen ein. Sie hatte der strengen Jahreszeit ungeachtet beschlossen, sich selbst in das Lager des Herzogs von Anjou zu begeben, weil sie Alles mit ihren eigenen Augen sehen, und an Ort und Stelle Untersuchungen über jene Unordnungen anstellen, und dieselbe heben wollte, welche dem Gerüchte nach den siegreichen Lauf der königlichen Waffen aufgehalten haben sollen. Mit einer über ihr Geschlecht erhabenen Geschwindigkeit hatte sie sich nach Chalons, und von da plötzlich zur Armee begeben, wo sie einen Kriegsrath hielt, und einen genauen Bericht von den Generalen forderte, warum sie die Gelegenheit versäumt hätten, die Hugonotten zu schlagen, und gänzlich zu Grunde zu richten. Der Herzog von Montpensier antwortete als ein kluger Mann, welcher Niemand beleidigen wollte, ganz zweydeutig über das Vorgefallene, lobte den Herzog von Anjou, und warf alle Schuld auf das widrige Schicksal. 15) Der Herzog von Nemours entschuldigte sich damit, daß er vorwärts marschirt

15) Der Biograph des Herzogs von Montpensier getrauete sich eben so wenig wie sein Held, die Wahrheit nett herauszusagen, und schob ganz sonderbar die Schuld auf das in der Nacht eingefallene Thauwetter. . . Vie de Louis de Bourbon Duc de Montpensier, p. 25.

sey, um dem Herrn von Martigues zu folgen, ohne zu wis- Jahr
sen, was in dem Lager vorgegangen oder beschlossen worden. 1568.
Der Herr von Tavannes sprach freymüthiger, ohne eine Per-
son zu nennen, und tadelte die Unentschlossenheit, die Ver-
zögerungen, die Langsamkeit, wodurch die glückliche Been-
digung des Krieges gescheitert sey; er gab zu verstehen, daß
die im Kriegsrathe herrschende Zwietracht und das Mitleid
Vieler für die Hugonotten den Muth des Heeres erkältet,
und in seinem Laufe aufgehalten hätte.

Man berathschlagte sich nachher, welche Maßregeln man
für die Zukunft ergreifen müsse. Viele riethen, ein Treffen
zu liefern, um dem General-Lieutenant sich willfährig zu
bezeigen; die Königinn-Mutter setzte ihnen aber Beweis-
gründe entgegen, und zeigte, daß die Preise des Sieges
ganz verschieden ausfallen würden: verlöre der König die
Schlacht, so geriethe dadurch alles in die schrecklichste Verwir-
rung, und das ganze Reich fiele den Feinden als eine Beute
heim; verlören aber die Hugonotten die Schlacht, so setzten
sie nichts als einiges elendes Gepäcke auf's Spiel, welches
sie mit sich schleppten, und ein zweifelhaftes oder verzwei-
feltes Glück, welches mit der Zeit von selbst verschwinden
würde. Die Mittel, den Krieg zu führen, seyen auf bey-
den Seiten eben so verschieden, weil der König seine Heere
länger unterhalten könne, als die Hugonotten, welche aller
Hülfsquellen beraubt seyen, und ihr elendes Leben einz-
ig durch Raub fristeten. Sie würden bald die Habsucht
der Deutschen nicht mehr befriedigen können, sich von selbst
zerstreuen müssen, und so dem Könige einen sichereren Frie-
den verschaffen, als wenn er durch eine Schlacht Alles auf's
Spiel setzte. Es fehle auch nicht an anderen Mitteln, das
feindliche Heer gänzlich aufzulösen; sollte auch Alles brechen,
so müßte man eher durch einen Vergleich die Macht der Fein-
de zu trennen suchen, als durch die Fortsetzung eines so ver-

Jahr 1568. derblichen Krieges Hab und Gut der Unterthanen fremden Truppen zur Beute zu überlassen. Dem Herzoge von Anjou stellte sie vor: es sey eines großen Feldherrn und Prinzen nicht unwürdig, eben so gut durch Klugheit und List als durch Tapferkeit zu siegen wissen; in dem Beginne seiner Laufbahn müsse er sich nicht weniger den Ruhm eines muthigen und unerschrockenen, als jenen eines klugen und mäßigen Feldherrn zu erwerben suchen.

Der Herzog gab diesen Gründen Gehör, und beschloß, dem feindlichen Heere immer zur Seite zu bleiben, damit nicht das ganze Land ein Raub desselben würde, und sich immer in der Nähe einer Festung zu lagern, die Nothwendigkeit einer Schlacht zu vermeiden, den Krieg in die Länge zu ziehen, und nach und nach die Feinde aufzureiben. Carnavalet und der Marschall von Gonnor, welche nicht weniger bey dem Heere als bey dem Hofe im Verdacht eines geheimen Verständnisses mit den Hugonotten, oder doch einer Begünstigung derselben, standen, wurden von des Herzogs Seite entfernt, und ihre Stellen durch den Graf von Brissac und den Herrn von Martigues ersetzt. Die Königinn-Mutter hielt sie in den gegenwärtigen Umständen für die besten Rathgeber des Herzogs, da der Erste viel Tapferkeit, und der Letzte um so mehr Klugheit besaß. Nichtsdestoweniger gesellte die Königinn denselben den Herzog von Aumale bey, welcher nach dem Rückgange der Feinde über die Maas zum königlichen Heere zurückgekehrt war, und setzte ihn über Beyde; sie empfahl ihm, als dem ältesten General des Reichs, die Sorge, ihren Sohn durch seinen Rath zu leiten.

Während durch die Feldherren beyder Heere Champagne auf diese Art zum Kriegstheater gemacht wurde, erregten die Hugonotten in den übrigen Provinzen des Reiches beständige Unruhen; alles war mit Aufruhr, Mord

und Zerstörung erfüllt. Da sie gleich im Anfange sich vieler Städte bemächtigt hatten, so wurden die Provinzen dadurch so sehr getheilt, daß zwischen beyden Parteyen sich ein Krieg entzündete, welcher mit der größten Erbitterung geführt wurde, und sich auf die gefährlichste Art in die entferntesten und unbekanntesten Gegenden Frankreichs verbreitete. In Languedoc machte D'Acier große Fortschritte; der Vicomte von Joyeuse, welcher für den König commandirte, hatte keine hinlängliche Macht, um der Menge der Hugonotten, und der Thätigkeit und Wachsamkeit ihres Anführers Widerstand zu leisten. In der Provençe fochten Mouvoms und Montbrün, welche sich durch ihre kühne Unternehmungen auszeichneten, und den vom Grafen von Sommerives angeführten Katholischen viel zu schaffen machten. In Gascogne stand ebenfalls Alles in Aufruhr, und die ganze Provinz in den Waffen; aber der Herr von Montlüc, ein alter und erfahrener Krieger, hatte die Hugonotten mehr Mahl so geschlagen, und ihre Wuth gedämpft, daß sie es für rathsamer hielten, das Land zu verlassen, und sich mit großer Gefahr zum Heere des Prinzen zu begeben. Von Gordes, Generallieutenant des Königs im Delphinate, und die Herren von Monsalez und Terride, welche Paris zu Hülfe eilten, hatten den Hugonotten mehrere Niederlagen beygebracht, und am Ende den Herrn von Ponsenac gezwungen, diese Gegenden zu räumen, und die Blokade von Lyon aufzuheben. Er vereinigte sich nachher mit den Vicomtes von Montclar, Paulin und Bourniquet, und machte einen tapfern Angriff auf die Truppen von Auvergne und dem Delphinate: obschon das Gefecht sehr lange dauerte, und sehr hartnäckig und blutig war, so behielten doch die Königlichen die Oberhand. Der Verlust war für die Hugonotten um so größer, als Ponsenac, welcher den Krieg mehr durch seine Tapferkeit als andere Hülfsquellen unterhal- Jahr 1568.

Jahr 1568. ten hatte, mit vielen Anderen auf dem Rückzuge das Leben einbüßte.

Zu gleicher Zeit kam Ludwig von Gonzaga, Herzog von Nevers, welcher vier mit päpstlichem Gelde in Italien geworbene Standarten Reuterey, sechs Compagnien Italienischer Infanterie, zwey Französische Regimenter, und vier tausend neuerdings in Sold genommene Schweizer aus Piemont führte, um sich mit dem Herzoge von Anjou zu vereinigen, zur rechten Zeit in Burgund an, um die noch übrigen Hugonotten gänzlich zu zerstreuen. Er schlug sie in mehreren Gefechten, belagerte Maçon, und entriß durch die Eroberung dieses Platzes denselben ihren letzten Zufluchtsort. Als er Burgund verließ, um zum Heere des Herzogs von Anjou zu stoßen, und auf dem Wege mit einer geringen Begleitung von Reuterey sein Herzogthum besuchen wollte, so wurde er einige Tage nachher von den Hugonotten angegriffen. Er schlug die Feinde mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit in die Flucht, wurde aber sehr schwer in das eine Knie verwundet, und gelähmt. In Saintonge erlitten aber die Königlichen einen beträchtlichen Verlust: La Rochelle erklärte sich für die Partey der Hugonotten, woran die Nachläßigkeit oder die Verrätherey des Gouverneurs von Jarnac, und die feine Anzettelung des ersten Schöffen Schuld war. Diese Stadt liegt an dem Ocean, und ist durch die sie umgebenden Moräste von der Landseite sehr fest, reich durch Handel, und sehr bevölkert; sie hat Überfluß an Lebensmitteln, und ist durch ihre Lage geschickt, von allen Seiten Hülfe erhalten zu können; sie diente auch nachher zum sichersten Zufluchtsorte der Hugonotten, und war immer das stärkste Bollwerk ihrer Partey.

Die beyden Heere marschirten zu dieser Zeit durch Champagne geraden Weges nach Paris: jenes der Hugonotten hielt sich in guter und gedrängter Ordnung, und wagte es

nicht, Städte anzugreifen, damit sie den Katholischen keine Gelegenheit gäben, mit Vortheile anzubinden. Das königliche Heer, welches sich immer auf festen Plätzen lagerte, hatte keine andere Absicht, als den Feind zu verhindern, etwas Wichtiges zu unternehmen. Mit solcher Vorsicht marschirten beyde Heere, und kamen zu Ende des Februars, jenes der Hugonotten in der Provinz Beausse, und das Königliche in einer kleinen Entfernung von Paris an. Bey der Nachricht von der Ankunft des Ersteren hatten La Valete und Martinengue die Belagerung von Orleans aufgehoben, und sich freywillig zurück gezogen, weil sie zu schwach waren, um den Hugonotten Widerstand zu leisten. Der Entschluß des Herzogs von Anjou, jede Gelegenheit zu einem Treffen zu vermeiden, und den Krieg in die Länge zu ziehen, setzte den Prinzen von Condé in nicht geringe Verlegenheit und Noth. Er sah ein, daß er nach diesem Kriegssysteme es nicht lange aushalten werde, weil er an Geld und Lebensmitteln Mangel litt, und die Unbeständigkeit seiner Französischen Soldaten, welche aus lauter Freywilligen bestanden, nicht besiegen, noch die habsüchtige Zudringlichkeit der Deutschen befriedigen konnte, die immer mit neuen Forderungen auf ihn losstürmten. Alles dieß erregte so sehr seine Besorgnisse, daß er täglich Kriegsrath hielt, um ein Rettungsmittel auszufinden. Er beschloß endlich, Chartres zu belagern, und dadurch die Katholischen wider ihren Willen zu einem Treffen zu zwingen. Diese große und volkreiche Stadt, eine der beträchtlichsten von Frankreich, ist Paris so nahe, daß die umliegende Gegend die Hauptstadt größten Theils mit Lebensmitteln versieht. Er glaubte, der Herzog von Anjou werde sowohl seines eigenen Ruhmes als jenes der königlichen Armee wegen dieser Stadt zu Hülfe kommen. In zwey Tagen machte er an der Spitze seiner Cavallerie zwanzig Meilen, um dem Herzoge keine Zeit zu

Jahr 1568.

Jahr 1568. gestatten, diese Stadt mit einer starken Besatzung zu versehen, und sie mehr zu befestigen. Den zweyten März fing er die Belagerung an. Der Herzog von Lignieres, ein sehr berühmter Krieger, hatte sich in Chartres mit fünfzehn Fahnen alter Infanterie, und mit ungefähr zwey hundert Reutern zur Vertheidigung geworfen. Während den ersten Tagen der Belagerung ermüdete er den Feind durch wiederhohlte Ausfälle, und suchte die Annäherung desselben so viel als möglich zu verhindern; er wurde aber gezwungen, sich auf die Vertheidigung der Festung einzuschränken: denn die Hugonotten hatten sich aller Zugänge bemächtiget, die umliegenden Orte besetzt, und machten mit vier Kanonen auf die an das Thor von Dreux anstoßende Stadtmauer ein solches Feuer, daß sie schon den sechsten Tag Sturm gelaufen seyn würden, wenn nicht die Belagerten in aller Eile und mit vieler Arbeit von innen einen mit Cassematten und anderen Fortificationen versehenen Wall aufgeworfen hätten, welcher die Einnahme der Stadt durch die gemachte Öffnung unmöglich machte.

Die Belagerung von Chartres gab den Angelegenheiten eine ganz andere Gestalt, und erregte nun die Besorgnisse der Katholiken: denn es lief schnurgerade gegen ihr angenommenes System, mit ihrer ganzen Macht die Belagerten zu entsetzen; ließen sie aber die Stadt einnehmen, so war dieser große Verlust mit jenem ihres Rufes verbunden; das Los von Chartres würde dann die vornehmsten Städte des Reiches treffen. Eilte man denselben zu Hülfe, so müßte man sich dem ungewissen Ausgange einer Schlacht aussetzen; käme man ihnen nicht zu Hülfe, so gingen sie in ihrem Angesichte verloren. Nachdem die Königlichen mehr Mahl versucht hatten, eine Verstärkung in die Stadt zu werfen, und dieselbe mit Munition zu versehen, der Ausgang aber immer unglücklich gewesen war, so nahm

die Königinn-Mutter in dieser kritischen Lage wieder ihre Jahr 1568.
Zuflucht zu einem Auskunftsmittel, welches sie so oft glücklich angewendet hatte, nähmlich zu — Vergleichsunterhandlungen. Schon damahls, als die Königinn das Lager verlassen, hatte sie neue Friedensvorschläge gemacht; so bald sie aber die fremden Truppen im Reiche, und die Krone einer neuen Gefahr verzweifelter Feinde ausgesetzt sah, setzte sie die Unterhandlungen lebhafter fort, um mehrere Hülfsmittel in Bereitschaft zu haben, und sich derselben nach Gelegenheit bedienen zu können. Diesem zu Folge hatte sie mit einigen Abgeordneten des Prinzen zu Chalons Unterhandlungen gepflogen; auf ihrer Rückkehr nach Paris nahm sie den Cardinal von Chatillon, Teligni'n, den künftigen Tochtermann des Admirals, und den Herrn von Bouchavannes mit sich, welcher bey den Hugonotten in der höchsten Achtung stand. Sie wollte sie aber nicht in Paris einlassen, um nicht das Volk aufzubringen, welches in seiner Wuth den Frieden verabscheute. Sie blieben also in dem Walde von Vincennes zurück, und begaben sich nachher in ein nur eine Meile von der Hauptstadt liegendes Kapuzinerkloster. Das Friedensgeschäft, welches sich anfänglich in die Länge zog, wurde durch die Belagerung von Chartres nun lebhafter, so, daß man den Hugonotten ohne große Schwierigkeit die ansehnlichsten Bedingnisse einräumte. So bald die Abgeordneten dieselben zurück gebracht hatten, so zog der Prinz, der Admiral, der Stiftshauptmann von Chartres, und einige andere Häupter dieser Partey einen gefährlichen Krieg dem unsichern Frieden und einem billigen Vergleiche vor. Sie verwarfen also das, worüber man übereingekommen war, und rechtfertigten sich damit, daß man einen so größern Verdacht schöpfen müsse, je vortheilhafter die angebothenen Bedingnisse seyen. Da man ihnen keine Sicherheitsplätze und die Erlaubniß gewähren wolle, immer bewaffnet

Jahr 1568. zu seyn, so müßte auch der Vergleich verworfen, der angefangene Krieg fortgesetzt, und der künftige Ausgang der Sache der Entscheidung des Himmels heimgestellt werden.

Der Königinn-Mutter war nicht unbekannt, daß der größte Theil der Hugonotten der Unkosten und der Gefahren des Krieges müde sey, und sich nach nichts mehr als nach dem Frieden sehne, wenn ihnen nur die Gewissensfreyheit zugesichert würde, und sie sich gewisser Maßen mit Ehre aus dem Handel ziehen könnten. So bald sie also von dem Entschlusse der Parteyhäupter Nachricht erhalten hatte, so schickte sie in das Lager derselben den Herrn von Lansac, Ruprechten Combauld, Heinrichen von Meme, Herr von Malassise, Männer, welche die Künste des Einschmeichelns und Beredsamkeit besaßen. Unter dem Vorwande, die nähmlichen Friedensbedingnisse mit den Häuptern wieder vor die Hand zu nehmen, fädelten sie mit ihren Verwandten Unterredungen an; sie priesen in den Zusammenkünften der Edelleute und selbst in den Zirkeln der Gemeinen die Billigkeit und die Vortheile der Friedensvorschläge, in welche der König gern einwillige, um nicht zuzugeben, daß das Blut seiner Unterthanen länger vergossen werde. Sein Wille sey, daß alle Einschränkungen der Gewissensfreyheit aufgehoben, ihnen der vollkommene Genuß derselben zugestanden, und ein jeder wieder in die Güter und Würden, welche er vor dem Kriege besessen, wieder eingesetzt werde. Sie stellten vor, daß der Friede ihnen alle Sicherheit gewähren, und den Ausgaben ein Ende machen würde, durch welche sie ihre Familien fast zu Grunde gerichtet hätten. Anstatt ein herumschweifendes und unstätes Leben wie Verbannte zu führen, würden sie in den Genuß ihrer Ämter wieder eingesetzt, und ihren zärtlichen Weibern, Kindern, und ihrem Vaterlande wieder zurückgegeben werden. Sie könnten ihr voriges Glück und die erste Ruhe wieder erhalten. Da die

Bewegungsgründe und der Verdacht aufhöre, weßwegen sie die Waffen ergriffen, so bleibe keine gegründete Ursache mehr übrig, den Krieg fortzusetzen. Es erhelle also ganz deutlich, wie weit die Gesinnungen derjenigen von dem allgemeinen Wohl und der Herstellung der Ruhe entfernt seyen, welche sich weigerten, die Vergleichsbedingnisse anzunehmen: sie wollten unter dem Deckmantel der Religion auf eine ungerechte Weise unabhängige Staaten und Herrschaften für sich errichten. Jahr 1568.

Diese Reden wurden von denjenigen selbst, welche sie hörten, den Gemeinen hinterbracht, und noch vergrößert. Die Vorspiegelung des herrlichen und süßen Nahmens „Friede" setzte das ganze Heer in eine so schnelle Bewegung, daß der Adel und die Gemeinen (wie es in Volks- oder Parteysachen zu geschehen pflegt, wo Alle sich mit ihren öffentlichen Angelegenheiten befassen, und Alle als Mitinteressirte sich darstellen) laut droheten, den Prinzen zu verlassen, wenn er die vorgeschlagenen Bedingnisse nicht annehmen würde. Der Prinz Casimir selbst, welcher sich entweder von der Billigkeit derselben überzeugt fühlte, oder durch das Anerbiethen des Königs, ihm den rückständigen Sold auszuzahlen, gereitzt worden, und sah, daß die ihm gemachten Versprechungen noch nicht erfüllt worden, gab jenen seinen Beyfall, welche für den Frieden stimmten. Aber die Häupter beharrten auf ihrem Entschlusse. Der Admiral trat hervor, sprach im Nahmen der Übrigen, und zeigte den Hugonotten, daß alle diese Vorspiegelungen ein offenbarer Kunstgriff ihrer Feinde sey, welche die Unmöglichkeit einsehen, sie zu unterdrücken, so lange sie zur gemeinsamen Vertheidigung verbunden seyen; ihr Bestreben gehe dahin, sie zu trennen, und zu entwaffnen, um so leichter einen nach dem andern zu Grunde richten zu können. Die Sache sey nun ihrer baldigen Entscheidung nahe: man müsse

Jahr sich also nur noch einige Tage gedulden. Sollten sie von den
1568. Katholischen angegriffen werden, so würden sie sich auf die Hülfe Gottes und ihre Tapferkeit verlassen. Ließen die Katholischen Chartres einnehmen, ohne dieser Stadt zu Hülfe zu kommen, so brandmarkten sie sich vor der ganzen Welt durch ihre Feigheit, da sie durch den Besitz derselben Paris gleichsam unterjochen würden, welches aus dieser Provinz den größten Theil seiner Lebensmittel zu erhalten pflege. Schon mehrmahls habe man die traurige Erfahrung gemacht, wie wenig auf die Versprechungen des Hofes zu zählen sey: denn obschon der König gesonnen sey, das zu halten, was er verspreche, so sey aber doch die Gewalt und die Arglist der Königinn-Mutter so groß, und das Ansehen der Herren von Lothringen so überwiegend, daß sie alle Entschlüsse über den Haufen würfen, und alle Heilmittel in Gift verwandelten. Er bitte sie also noch um einige Tage Geduld, damit sie nicht durch ihre Übereilung die mit allgemeiner Einwilligung gefaßten Entschlüsse vereitelten. Das Heer widersetzte sich aber so hartnäckig diesen Gründen, und der Adel war so sehr geneigt, die Belagerung aufzugeben, zu seinen Familien zurückzukehren, von welchen derselbe mit dem größten Schaden entfernt war, und wußte, daß sie den grausamsten Unterdrückungen in allen Provinzen unterlagen, daß die Häupter den Frieden annehmen mußten 16). Die Prediger

16) Man nennt diesen Frieden gewöhnlich La paix de Chartres, er wurde aber zu Conjumeau geschlossen. Die Königinn, sagt Tavannes, hielt es für gerecht, einen Frieden nach dem Beyspiele Ludwigs XI. zu machen, et *d'attraper* ceux, qui l'avoient failli à prendre à Meaux. Sie hatte nähmlich beschlossen, ihre Feinde mit gleicher Münze zu bezahlen, und sie gelegenheitlich — aufzuheben.

beklagten sich sehr heftig über den Prinzen von Condé, und Jahr
beschuldigten ihn, daß er aus Unbeständigkeit den Klagen 1568.
und der Zudringlichkeit der Menge nachgegeben habe, um
die Ergötzlichkeiten und Wollüste des Hofes wieder ge-
nießen zu können. Die Pariser tadelten eben so frey die
Königinn-Mutter, welche die Unruhen nicht beyzulegen,
sondern mit der Zwietracht ihre Macht zu verewigen wün-
sche, und den König zur Einwilligung in den Vergleich ge-
zwungen habe. Auch der Papst und viele andere katholische
Fürsten waren sehr erstaunt und voll Mißvergnügen über
diesen Vergleich; sie hielten den Ausgang der Sache dem
entworfenen Plane, und diesen Entschluß der Bereitwillig-
keit nicht entsprechend, mit welcher sie die Königinn-Mut-
ter durch so viele Hülfsvölker und Geldsummen unterstützt
hatten.

Diese Äußerungen waren der Königinn-Mutter nicht
unbekannt, welche auf Alles aufmerksam war, was man
von ihr sagte. Sie suchte ihr Betragen bey den Gesandten
derselben, vorzüglich aber dem Venetianischen in einer lan-
gen Unterredung zu rechtfertigen. Er schien ihr weniger par-
teylich und leidenschaftlich als die Übrigen, und geschickter
ihren Gründen Gehör und Eingang zu verschaffen. Diesem
zu Folge stieg sie bis zu dem Ursprunge der Unruhen hinauf:
Als Franz II. den Thron bestieg, war er noch jung und
gänzlich unfähig, selbst zu regieren: ich fühlte mich also ge-
drungen, mir von ihm die ganze Staatsverwaltung über-
tragen zu lassen, um sowohl die Prinzen von Bourbon,
welche nach der Krone trachteten, und die neue Religion
offenbar begünstigten, als die mit hochtrabenden Ansprüchen
schwanger gehenden Herren von Lothringen davon zu ent-
fernen. Letztere hatten aber ein solches Übergewicht bey dem
Könige durch dessen Gemahlinn, ihre Enkelinn, erworben,
daß ich denselben einen großen Theil meiner Gewalt habe

Jahr 1568. einräumen, und in vielen anderen Dingen ihrem Willen folgen müssen, um nicht zum Nachtheile des Staates und meiner eigenen Schande von dem Hofe, und vielleicht auch aus dem Königreiche verjagt zu werden. In dieser schwankenden Lage habe ich Alles doch so zu vermitteln gesucht, daß das Reich ruhig geblieben, und den Frieden unter einem Könige genossen haben würde, welcher der Religion ganz ergeben war, und den besten Willen hatte, sein Volk glücklich zu machen, wenn nicht durch die Kühnheit des Prinzen von Condé, und die verderblichen Rathschläge des Admirals Alles wäre umgekehrt worden; sie erklärten sich nicht nur gegen die Herren von Lothringen, ihre eigenthümlichen Feinde, sondern erlaubten sich auch gegen mich selbst vielerley Gewaltthätigkeiten, und suchten aus einem ungerechten Hasse mir das Leben zu rauben. Nach der Entdeckung der Verschwörung von Amboise war der ganze Staatsrath einstimmig der Meinung, mit der äußersten Strenge zu verfahren; ich bestrebte mich aber aus allen Kräften, die Feinde auf mäßige Bedingnisse zu befriedigen, und übergab aus Liebe zum allgemeinen Wohle alle Beleidigungen und ausgestandene Gefahren der Vergessenheit. Da aber der Prinz fortfuhr, Städte und Provinzen zum Aufruhre zu reitzen, und sich selbst gegen den König zu verschwören, so sey man zu dessen Verhaftnehmung geschritten, während welcher ich immer für die gelindesten Mittel stimmte, und den König von Navarra und einige Andere, welche an der Verschwörung Theil genommen hatten, der Rache übergab. Dieß hat man noch deutlicher einsehen können, als die Krankheit des Königs gefährlich wurde; denn die Herren von Lothringen drangen heftig in mich, das Todesurtheil an den Bourbons vollziehen zu lassen; ich widerstand aber standhaft, und zog die gelinderen Wege vor.

Nach dem Tode des Königs war dessen Nachfolger noch Jahr 1568.
ein Kind, welchem Niemand gehorsamte, und meine übrigen Söhne lagen noch gleichsam in der Wiege. Als eine Ausländerinn hatte ich sehr wenige Vertraute; diejenigen, welche mich umgaben, waren der einen oder der anderen Partey ergeben; ich mußte also auf der Huth gegen jene seyn, welche auf verschiedenen Wegen das Reich zu Grunde zu richten, oder es zu theilen, und meinen und meiner Kinder Tod suchten. Eine so dringende Noth bewog mich, die Unternehmungen des Prinzen und die Gewaltthätigkeiten der Hugonotten ungeahndet zu lassen, um den Frieden so lange, so wie meinen Kindern die Krone zu erhalten, bis der heranwachsende König seine Volljährigkeit erreicht haben würde. Aber durch die Ungeduld, die Streitigkeiten und Feindschaften der Großen, durch den hochtrabenden Ehrgeitz der Herren von Lothringen und die Hartnäckigkeit der Hugonotten kam endlich der Krieg zum Ausbruche. Der Himmel ist mein Zeuge, wie viel ich gethan und gelitten habe, um denselben zu vermeiden. Ich sah das ganze Reich von der Ketzerey entzündet, und dasselbe überdieß mit dem Einfalle der Engländer und Deutschen bedrohet, welche von den Feinden des Staates herbeygerufen worden. Ich versuchte also, ob nicht das Übel durch einen entschlossenen Krieg bald gehoben werden könnte; man hielt es der Religion für zuträglich, eine — Schlacht zu liefern, und ich entschloß mich dazu. Dieß beweiset ganz deutlich ein von mir an den Connetabel geschriebener Brief, welcher sich noch unter seinen Papieren finden muß: weil ich weiß, daß er denselben aufbewahrte. In der Schlacht bey Dreux wurde der Connetabel zum Gefangenen gemacht, und der Marschall von St. André büßte sein Leben ein. Obschon das königliche Heer den Sieg erhielt, und den Prinzen von Condé gefangen nahm, so hatte doch noch der Admiral eine beträchtliche Armee auf

Jahr 1568. den Beinen, mit welcher sich nachher die Hülfsvölker aus England vereinigten: ein noch stärkeres Corps von Deutschen war auf dem Marsche, um zu ihm zu stoßen. Durch die Ermordung des Herzogs von Guise wurden die königlichen Völker ihres Anführers beraubt. Mein Geschlecht und meine Würde erlaubten es nicht, das Commando selbst zu übernehmen; ein anderer Feldherr von gleichem Ansehen und gleicher Kriegserfahrung war nicht vorhanden. Durch den mir von Vielen, und besonders von dem nähmlichen Herzog von Guise noch vor seinem Tode gegebenen Rath fand ich mich bewogen, den Hugonotten die Gewissensfreyheit zu ertheilen. Ich legte demselben einen um so größeren Glauben bey, als die Menschen in diesen Augenblicken alle Interessen zu vergessen, und die Wahrheit zu sprechen pflegen. Ich hatte keine andere Absicht, als dem Plündern und Morden ein Ende zu machen, wodurch das Reich verwüstet wurde. Ich hoffte, daß diese bösen Säfte mit der Zeit ausdünsten würden, weil die Ursache derselben mehr in den Privatfeindschaften und in der Herrschsucht, als in der Religion lagen. Ich wußte, daß einige Fürsten mich tadelten, und so gar an meiner Anhänglichkeit an die katholische Religion zweifelten; aber mein Gewissen gab mir das Zeugniß von dem Gegentheile; ich setzte all' mein Vertrauen auf Gott, welchem ich ganz allein verantwortlich bin. Es ist unstreitig, daß durch den Frieden die Deutschen aus dem Reiche, welches sie auf eine grausame Art verheerten, entfernt, und die Engländer aus Havre de Grace verjagt worden, welche sich schon dort eingenistet hatten. Es ist unläugbar, daß das arme Volk sich von dem Elende und den Drangsalen wieder erhohlte, durch welche es fast zu Boden gedrückt worden. Dieser Friede verschaffte mir den Vortheil, daß die Hugonotten keinen Vorwand mehr zum Aufruhre hatten; ich habe Vieles nur in der Absicht gethan und geduldet, um den unbändigen Geist der Großen zur

Ruhe zu bringen, und die Wuth der Ketzerey zu dämpfen. Jahr 1568.
Ich versuchte verschiedene Mittel, um diesen gerechten und heiligen Zweck zu erreichen, und die Einigkeit des Reiches und den Frieden zu erhalten, welcher so ersprießlich für die ganze Christenheit, und so wünschenswerth für das ganze Menschengeschlecht ist. Aber es half kein Mittel, und die Hugonotten ergriffen wieder die Waffen. Ich that alles Mögliche, um die königlichen Truppen geschwind zu versammeln, damit dem Feinde keine Zeit gestattet würde, auswärtiger Hülfe sich zu bedienen. Ich drang auf eine Schlacht, welche bey St. Denys erfolgte; aber der geringe Vortheil versetzte uns, wie Jedermann bekannt ist, in einen viel schlimmeren Zustand als jemahls. Ich bewirkte nachher, daß dem Herzog von Anjou das oberste Commando des Heeres übertragen wurde, damit das öffentliche Wohl durch Privatinteressen nicht leiden möchte. Ich bin überzeugt, daß man am Christabend die Feinde hätte gänzlich schlagen, und die Ruhe dem Reiche wieder schenken können. Der Fehler lag nicht an meinem Sohne, welcher seiner Jugend und Leibesbeschaffenheit ungeachtet die ganze Nacht zu Pferde, und entschlossen gewesen ist, die Feinde anzugreifen; die ganze Schuld liegt auf seinen Rathgebern, welche dem Feinde Zeit ließen, über die Maas zu gehen, und die deutschen Hülfsvölker an sich zu ziehen. Hieraus entstand die so große Verwüstung, und die Gräuel, welche ich so sehr verabscheue. Ich sah nur zu deutlich ein, daß dieser Staatskörper, welcher von allen Seiten so viel Blut vergoß, unvermeidlich seinem Untergange sich nähern mußte. Die Belagerung von Chartres brachte die Nothwendigkeit mit sich, das ganze Reich gegen ein Heer von Verzweifelten auf's Spiel zu setzen, oder zu versuchen, durch einen Vergleich dem Übel ein Ende zu machen. Durch diesen Frieden wurden die Deutschen auf's neue aus dem Reiche geschaft: man schöpfte wieder Athem; man trennte die Feinde,

Jahr 1568. entfernte die Gefahr, und überließ die Sorge für das Künftige der göttlichen Vorsehung, mit einiger sichern Hoffnung, das erwünschte Ziel zu erreichen. Eines Tages wird die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen, und die Rechtschaffenheit meiner gebrauchten Mittel an Tag kommen.

Obschon der Gesandte einem Jeden, wie er es für nothwendig und schicklich hielt, diese Vertheidigungsgründe der Königinn-Mutter mittheilte, und der Senat, welcher immer für den Frieden stimmte, den Entschluß derselben billigte, so unterließen doch nicht die unruhigsten Köpfe, diesen Vergleich zu tadeln, und die Gesinnungen der Königinn-Mutter übel auszulegen. Da aber die Häupter und Vornehmsten denselben den 20. März unterschrieben, so wurde der Friede mit folgenden Bedingnissen verkündiget, daß diejenigen, welche der vorgeblich reformirten Religion zugethan seyen, sich an jedem Orte dem vorhergehenden Friedensedicte gemäß versammeln dürften, um ihren Gottesdienst zu halten; alle wider dasselbe nachher gemachte Einschränkungen sollten für widerrufen gehalten werden, und der Prinz von Condé und der Admiral von den wider sie gesprochenen Urtheilen frey gesprochen seyn: der König solle erklären, daß sie Alles nur in der besten Absicht, und zum allgemeinen Wohle des Reiches unternommen hätten. Die Häupter der Hugonotten sollten alle besetzten Städte zurückgeben, und den Prinzen Casimir mit seinen Truppen verabschieden; der König mache sich anheischig, einen Theil des ihnen rückständigen Soldes zu bezahlen; ehe sie aber das Reich verließen, sollten auch die Schweizer, die italienische Infanterie und Cavallerie, und die spanischen Hülfsvölker entlassen werden. Was die dem Prinzen Casimir ausbezahlte Summe beträfe, so sey ein Theil derselben für geschenkt anzusehen, der andere sollte aber von den Prinzen von Condé und den Hugonotten innerhalb einer gewissen Zeitfrist an den König

zurückbezahl werden. Endlich wurde einem Jeden der Häup- Jahr
ter und der Herren der neuen Religion erlaubt, sich nach 1568.
Wohlgefallen einen Aufenthaltsort zu wählen, und ihre Char-
gen und Güter ohne Widerspruch zu genießen.

Nachdem dieses Edict im Parlamente war registrirt worden, so war nun nichts mehr übrig, als dasselbe in Aus-übung zu bringen; aber von beyden Seiten verfuhr man nicht mit jener Bereitwilligkeit und Aufrichtigkeit, welche doch die Ruhe des Reichs erfordert hätten; man suchte vielmehr der Erfüllung der Bedingnisse Hindernisse in den Weg zu legen, und Schwierigkeiten bey der geringsten Sache zu erregen. Der Prinz Casimir wurde zwar verabschiedet, welcher nach der vom Könige erhaltenen Zahlung seinen Rückweg durch Lothringen nahm, große Verwüstungen in diesem Lande an-richtete, und sich hernach in die Staaten seines Vaters be-gab. Die hugonottischen Herren, welche wider ihren Willen in den Vergleich eingewilligt hatten, räumten doch nicht alle Plätze, deren sie sich bemächtiget hatten, nähmlich Sancer-re, Montauban, Alby, Milhaud und Castres. Die Bür-ger von La Rochelle weigerten sich, dem Vergleiche sich zu unterwerfen, weil sie in denselben nicht eingewilligt hätten; sie nahmen den vom Könige an sie abgeschickten Gouverneur und die Besatzung nicht auf, und befestigten ihre Stadt in aller Eile noch mehr. Der Prinz und der Admiral, welche sich nicht getraueten, an den Hof zu kommen, und noch weniger die Waffen niederlegen wollten, zogen sich nach Noyers und Chatil-lon zurück, in welchen beyden Ortern sie starke Besatzungen hiel-ten. Sie waren auf jede Gelegenheit aufmerksam, um sie zu ihrem Vortheile zu benutzen. Sie setzten ihre Unterhand-lungen und Verständnisse mit den protestantischen Fürsten Deutschlands wegen neuen Werbungen fort. Viele von den gemeinen Soldaten, welche sich ohne Gefahr zu Hause nicht aufhalten konnten, nichts zu leben hatten, und nicht wuß-

Jahr 1563. ten, wohin sie sich begeben sollten, hatten sich an den Gränzen der Pikardie unter dem Vorwande versammelt, den Insurgenten von Flandern zu Hülfe zu kommen, welches unter den schwersten Strafen von dem Könige verbothen war. Unter der Anführung des Herrn von Coqueville bemeisterten sie sich des Schlosses von Saint-Valery, in dem Lande von Caux, eines sehr bequemen Platzes, um sich entweder in die Niederlande zu begeben, oder Handel mit England zu treiben. Man hielt dafür, daß sie dieses Unternehmen nicht ohne Anreitzung und geheime Unterstützung des Prinzen und der übrigen Häupter gewagt haben würden. Auf der anderen Seite gab der König den Schweizern und Italienern den Abschied nicht, und führte zu seiner Rechtfertigung an, daß man ihm noch nicht alle Städte und Festungen zurückgegeben habe. Er schränkte unter allerhand Ausnahmen und Vorwänden die Gewissensfreyheit der Hugonotten in vielen Dingen ein, deren Viele von dem Volke sehr übel mißhandelt, Viele aber von ihren Obrigkeiten, dem Scheine nach wegen ganz anderen Ursachen, bestraft, und aus den Städten gejagt wurden.

Der König und die Königinn-Mutter berathschlagten sich ohne Unterlaß über die Art und Weise, allen Unruhen ein Ende zu machen. Dieß ist der Ursprung des Cabinetsraths, welchen man nun zu halten anfing. Es wurden in denselben nicht alle diejenigen berufen, welche entweder durch ihre Geburt oder ihren Rang in dem Staatsrathe Sitz hatten, sondern nur einige vom Könige auserwählte Männer, die sich in seinem Gemache versammelten, und welchen er seine geheimsten Gedanken und Anschläge mittheilte. Nebst der Königinn-Mutter, welche die Seele dieser Berathschlagungen war, wurde in diesen Rath der Herzog von Anjou, des Königs Bruder, der Kanzler von L'Hopital, Ludwig von Lansac, Johann von Morvilliers, Bischof von Orleans,

Sebastian von L'Aubespine, Bischof von Limoges, Heinrich von Meme, Herr von Malassise, der Präsident von Bra- gue und der Staatssecretär von Villeroi aufgenommen. Da sie in ihren Meinungen sehr verschieden waren, so war es fast unmöglich, daß in den Berathschlagungen über die gegenwärtige Lage ein gemeinsamer Entschluß gefaßt wurde: denn erneuerten sie den Krieg, so sahen sie die nähmlichen Unfälle und Schwierigkeiten voraus, wegen welchen sie in der größten Hitze des Krieges den Frieden zu Stande zu bringen gesucht hatten; List und Verstellung, diese vormahls gebrauchten Werkzeuge, waren so abgenutzt, daß man mit denselben die längstens entworfenen Plane nicht durchsetzen konnte. Die Häupter der Hugonotten waren auf keine Art geneigt, sich dem Könige aufrichtig zu unterwerfen. Es war sehr schwer, mit heimlicher Gewalt gegen sie zu verfahren: denn weder der Prinz, der Admiral, noch D'Andelot und die übrigen Vornehmsten waren zu bewegen, an den Hof zu gehen; sie hegten vielmehr den größten Verdacht, und hielten sich entfernt und bewaffnet in verschiedenen Örtern auf; sie waren auf jeden Fallstrick aufmerksam, den man ihnen legen könnte. Diese Schwierigkeiten hatten den Cabinetsrath mehrere Tage lang in Ungewißheit gehalten. Indeß ertönten aus vielen Gegenden die Nachrichten von neuen Unruhen und Aufruhr, welche theils durch die Ungeduld der Katholiken, theils durch den Übermuth der Hugonotten erregt worden, und immer mit Blutvergießen, mit Ausschweifungen und großer Gefahr verbunden waren. Man wurde also endlich übereinstimmig, mit mehr Entschlossenheit und weniger Rücksicht zu Werke zu gehen, und die Wurzeln dieser immerwährenden Unruhen auszurotten. Jahr 1568.

Die dem Prinzen Casimir ausbezahlte Summe wurde zum Vorwande genommen. Die Häupter der Hugonotten hatten sich verbindlich gemacht, dieselbe in einer bestimmten

Jahr 1568. Zeit zurückzuzahlen, welche nun verstrichen war. Der König ließ also dem Prinzen bedeuten, sich zur Zahlung bereit zu machen; zu gleicher Zeit benachrichtigte er ihn: es sey seine Meinung nicht, daß dieses Geld wie eine Steuer von allen Hugonotten ohne Unterschied gehoben werden sollte; denn er wolle keinem Andern die Gewalt zugestehen, seine Unterthanen zu besteuern; seine Gesinnung sey vielmehr, daß die Häupter, welche den Aufruhr und den letzten Krieg erregt, aus ihrem Vermögen jene Schuld bezahlen sollten, welche sie aus eigenem Antriebe, ohne besondere Einwilligung aller Hugonotten gemacht, als sie für ihr eigenes Interesse den Prinzen Casimir in das Königreich berufen hätten. Der Prinz ward durch diese Aufforderung sehr beunruhiget, weil er nun deutlich einsah, daß der König entschlossen sey, Ihn, den Admiral, und die Vornehmsten ihrer Partey dadurch zu Grunde zu richten, da sich die Summe auf drey Mahl hundert tausend Thaler belief. Da es keinem derselben möglich war, so viel baares Geld zusammen zu treiben, um ihr Versprechen zu erfüllen, so hätten sie dem Fiskus in dem niedrigsten Preise ihre Herrschaften und Güter überlassen müssen. Der Prinz war entschlossen, keinesweges dieß einzugehen; er berief den Admiral zu sich, hielt mit ihm über diesen Gegenstand eine lange Berathschlagung, und gab dem Könige folgende entschlossene Antwort: es sey diese Schuld keine Privatschuld, sondern aller derjenigen, welche sich seinem Schutze unterworfen hätten, um ihr Leben, und ihre Gewissensfreyheit zu erhalten. In den Artikeln des Friedens sey enthalten, daß Er und alle Anhänger seiner Partey verbunden seyn sollten, zur Befriedigung dieser Schuld beyzutragen. Es sey widerrechtlich, daß man diese Summe jetzt von Ihm allein zurückfordere, um Ihn zu Grunde zu richten, oder von einigen anderen Herren, welche schon grösten Theils ihr Vermögen aufgeopfert hätten, um den Verfolgungen ihrer

Feinde Widerstand zu leisten. Bestünden Seine Majestät auf der Zahlung, welche man auf eine viel schicklichere und ruhigere Zeit verschieben könnte, so sey es nothwendig, daß Ihm Dieselbe erlaubten, diese Summe von den reformirten Kirchen zu erheben, die dazu sehr bereitwillig seyen. Würde man Ihm dieß nicht gestatten, so könnten Seine Majestät leicht vorhersehen, daß die Verzweifelung Viele zwingen werde, auf neue und gewaltsame Rettungsmittel wider seinen Willen und seine Absicht zu denken. Er wisse wohl, daß diese neue Verfolgung von seinen Feinden herrühre, welche dem Frieden und der Ruhe des Reiches abgeneigt seyen, und solche gefährliche Vorschläge auf die Bahn brächten, um das Kriegsfeuer von neuem anzuzünden. Dieß sey nicht der erste Versuch: denn sie hätten schon in vielen Ortern den aufrührischesten Völkern von Frankreich die Waffen gleichsam in die Hände gegeben, um diejenigen auf die grausamste Art zu ermorden, welche sich mit der Erlaubniß Seiner Majestät zur Haltung ihres Gottesdienstes versammelten; Er bitte Seine Majestät, über das, was in Rouen, Amiens, Bourges, Orleans, Troyes, Clermont in Auvergne, Angers, Ligni, und in vielen anderen Orten begangen worden, Untersuchungen anstellen, den Unterdrückten Gerechtigkeit wiederfahren, und seine Versprechungen nach ihrem Inhalte erfüllen zu lassen. Zuletzt stelle Er Seiner Majestät vor, daß Dieselbe selbst nach ihrem Gefühle erwägen möchte, was möglich und gerecht sey, ohne zuzugeben, daß Andere durch ihre listigen Überredungen dasselbe entstellten, und verhülleten. Er solle Ihn also nicht zwingen, das zu leisten, was Er auf keine Art erfüllen könnte 17). Jahr 1568.

17) Der Abbé Mallet fragt, ob De Thou, welcher die Vorstellung des Prinzen an den König der Substanz nach mit-

Jahr 1568. Dieses Schreiben bestärkte den König und den Kabinetsrath in dem Entschlusse, ohne alle Rücksicht vorzuschrei-

---

getheilt, aber von der Bezahlung der schuldigen Summe keine Erwähnung gethan hat, diesen Artikel, vielleicht absichtlich, ignorirt? oder ob ihn Davila allein gewußt habe? ob Letzterer diesen von dem französischen Geschichtschreiber übergangenen Gegenstand nur allein gewußt, und deßwegen in die Weite und Breite denselben angeführt habe, um den Prinzen und seine Partey gehässiger zu machen? — Ich muß offenherzig gestehen, daß diese Fragen, welche beyde Geschichtschreiber der Parteylichkeit für die eine und die andere Partey zu beschuldigen scheinen, nur die Unkunde der Quellen zum Grunde hat. Vorausgesetzt, daß Davila den De Thou benutzt hat, so folgt daraus, daß er nicht bey demselben stehen geblieben ist, und den wichtigsten Umstand, von dessen Entscheidung die Rede war, der historischen Wahrheit und den Quellen gemäß angeführt hat. Wie soll also die Wahrheit ein gehässiges Licht auf den Prinzen und dessen Partey werfen, da der Friede von Conjumeau die ausdrücklichste Bestimmung enthält, und die beste Rechtfertigung des Prinzen war? Fast möchte ich glauben, daß De Thou die Requete des Prinzen nur nach dem Auszuge eines Anderen benutzte, der aus Nachläßigkeit oder aus anderen Ursachen den wichtigsten Artikel übergangen hat: denn ich kann mir nicht vorstellen, daß De Thou hier einer dem Prinzen selbst schädlichen Parteylichkeit sich soll schuldig gemacht haben. Hätte Mallet sich nur die Mühe genommen, die Quellen nachzuschlagen, so würde ihm der ganze Gegenstand in einem anderen Lichte erschienen seyn, und er die Unparteylichkeit Davila's erkannt haben. — Der König schickte den Herrn von Combaut und La Marque mit den Depeschen an den Prinzen, und gab sein Verlangen und seinen Willen zu erkennen, de faire expedier au dit Sieur Prince, so lauten die eigenthümlichen Worte der Requete des Prinzen, les *commissions*, *executions* et *provisions* ne-

ten, weil ihnen dasselbe eher einer Protestation und Drohung als einer bittlichen Entschuldigung ähnlich sah. Man erkannte, daß der Frieden auf keinem festen Fuße bestehen, noch die Gefahr eines neuen Einfalles der Deutschen entfernt seyn würde, so lange der Prinz und der Admiral handeln könnten. Es wurde also ohne alle Umstände beschlossen, sich des Prinzen und des Admirals unvermuthet zu bemäch- Jahr 1563.

---

cessaires pour *imposer et eguler sur tous ceux de la Religion reformée, qui sont en ce Royaume, les sommes de deniers*, que *le Seig. Prince et autres Sieurs Gentils-hommes* de la Religion ont offert, et sont obligéz de fournir et payer à sadite Majesté dans un an, pour remboursement de pareilles sommes par Elle avancées pour le renvoy et payement de l'armée conduite par Mr. le Duc Casimir: pour satisfaire et obeir au vouloir et Intention d'icelle, le dit Seig. Prince a depesché le Sieur de Theligni, par lequel sa Majeste recevra un état de tous et chacuns les deniers, *qu'il convient lever et imposer sur les dits de la Religion*, montants à la somme de *huict cens quatre mille cinquante trois livres et quatorze Sols*, ensemble la minute et forme, suivant la quelle il est besoin *les dites commissions et contraintes* estre expediées. Auf dieses erklärte nun auf einmahl der König, dessen Willensmeinung es doch zuvor war, diese Summe mit seiner Erlaubniß von allen Anhängern der reformirten Religion erheben zu lassen, que son intention n'a point esté, que la levée et cottisation desdites sommes *se fit generalement sur tous ceux de la Religion, ains seulement sur ceux, qui ont suivi le party du dit Seigneur Prince.* — S. Mémoires de la troisième guerre civile et des derniers troubles de France, ohne Druckort, 1570. p. 29. Davila ist also dahin zu berichtigen, daß der König nicht allein den Häuptern der reformirten Partey, sondern auch Allen, welche ihnen im Kriege gefolgt waren, die Zahlung der schuldigen Summe aufbürdete.

Jahr 1568. tigen, welche, ihrer Übereinkunft ungeachtet, in dem nähmlichen Orte sich nicht zugleich aufzuhalten, damit sie nicht zugleich überrascht werden könnten, sich zu Noyers, einer kleinen und schlecht befestigten Stadt an den Gränzen von Burgund, befanden, die keinen langen Widerstand leisten konnte. Da zu der Ausführung dieses Unternehmens mehr Verschwiegenheit als Gewalt erfordert wurde, so erhielt der Kaspar Graf von Tavannes, Lieutenant des Herzogs von Aumale, Statthalters dieser Provinz, in welcher er vierzehen Compagnien Gendarmerie unter sich hatte, und der Graf Sclärra Martinengue, der in der umliegenden Gegend mit den italienischen Truppen im Quartier lag, den Auftrag, diese Stadt so geschwind einzuschließen, daß weder der Prinz noch der Admiral durch die Flucht sich retten könnten. Der König hielt sich zu diesem Schritte berechtiget, weil die Häupter der Hugonotten, nebst dem, daß sie vormahls die Unterthanen so hartnäckig zum Aufruhr gereitzt, viele Puncte des Vergleiches noch nicht erfüllt hätten, unter welcher Bedingung Er ihnen doch versprochen habe, Alles zu verzeihen. Er hoffte in seinem Unternehmen glücklich zu seyn, da er um Noyers, so bald die Belagerung ihren Anfang genommen hätte, eine solche Macht zusammenziehen könne, daß er diese Häupter in wenigen Tagen zu unterdrücken dachte, ehe sie Hülfe erhalten könnten. Er war der Meinung, daß nach der Gefangennehmung des Prinzen und des Admirals D'Andelot kein hinlängliches Ansehen besäße, um den Krieg zu erneuern. Aber dieser Entschluß war kaum gefaßt, als diejenigen selbst davon Nachricht erhielten, auf die er gemünzt war. Schon waren sie von allen Seiten mit Truppen umgeben. Martinengue legte zwey Fahnen Infanterie in Orleans, und rückte immer unter dem Vorwande, seine Quartiere zu verändern, so vorwärts, daß er sich Noyers näherte. Der Herzog von Montpensier und der

Herr von Martigues hatten die Loire besetzt; der Herzog von Guise stand mit sieben Compagnien Lanzen an den Gränzen von Champagne, und der Marschall von Cossé mit einem Corps in der Pikardie, dessen Commando er sich von dem Könige ausgebethen hatte, um die Hugonotten aus Saint-Valery zu verjagen, und den Verdacht auszulöschen, welchen der König gegen seine Treue geschöpft hatte. Der Graf von Tavannes war unter allen Noyers am nächsten 18). Der Prinz und der Admiral wurden also von allen Seiten wie in einem Netze eingeschlossen gehalten. Die dringende Noth lehrte sie, sich eilends in einen sichern Ort, ehe die königlichen Truppen weiter vorrücken würden, zurückzuziehen, wo sie ein Heer versammeln, und ihre Anhänger vereinigen könnten. Sie glaubten sich verloren, wenn sie sich in Noyers länger aufhielten, in der Hoffnung, diese Stadt vertheidigen zu können. Sie hielten ihren Entschluß selbst vor ihrer Dienerschaft geheim, stiegen in der Nacht (den ersten September) unvermuthet mit ihren Gemahlinnen und Kindern zu Pferde, und nahmen in der größesten Geschwindigkeit den Weg nach La Rochelle bloß mit einer Begleitung von zweyhundert Pferden, damit sie denselben um so geheimer und schneller zurücklegen könnten. Sie ließen den Hauptmann Bois mit eben so viel Reuterey zurück, um die Jahr 1568.

18) Die Königinn-Mutter hatte einige Zeit vorher dem Tavannes den Befehl zugeschickt, die Deutschen, welche auf ihrem Rückmarsche durch Burgund begriffen waren, und ein freyes Geleite von dem Könige erhalten hatten, anzugreifen, und nieder zu machen. Ein solcher Zug darf von der Geschichte nicht übergangen werden. Tavannes entschuldigte sich, diesen schönen Auftrag zu vollziehen; er gab auch dem Prinzen von dem Anschlage, daß man sich seiner bemächtigen wolle, durch indirecte Wege Nachricht.

Jahr 1568. Feinde so viel möglich aufzuhalten, und ihre Flucht zu decken, wenn sie sollten verfolgt werden. Es war ein großes Glück für sie, daß die Loire, ein breiter und reißender Strom, durch die große Hitze des Sommers außerordentlich klein geworden war, durch welche sie ohne Gefahr in der Gegend von Rouenne passirten; es wäre sonst fast unmöglich gewesen, da alle Brücken von den Königlichen besetzt waren, über diesen Fluß zu kommen. Der Hauptmann Bois hatte aber nicht gleiches Glück: er wurde von dem Grafen von Martinengue verfolgt, nahe an den Ufern des Flusses erreicht, geschlagen und zerstreut. Er flüchtete sich in ein gewisses nicht weit entferntes Schloß, in welchem er sich dem Martinengue auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, und als ein Gefangener an den Hof abgeliefert wurde.

Der Prinz und der Admiral, welche lange vorher glücklich durch den Fluß gekommen waren, und mit einer unglaublichen Geschwindigkeit ihren Weg fortsetzten, ohne eingeholt zu werden 19), erreichten in wenigen Tagen La Rochelle, welche Stadt durch die glückliche Vereinigung aller Umstände zum Bollwerke ihrer Partey, zum Waffenplatze und Zeughause bestimmt wurde: denn die Prinzen waren

19) Der Marschall von Vieilleville befand sich damahls gerade in Poitou, um die Unterwerfung von La Rochelle und die Einnahme der Besatzung zu bewerkstelligen, deren Bürgern doch die Königinn im Anfange der Unruhen das Recht sich selbst zu bewachen, für eine beträchtliche Summe verkauft hatte. Der Prinz schickte einige Edelleute an den Marschall nach Poitiers, um ihm den Durchzug zu gestatten. Er gab denselben zur Antwort, daß er es ganz gerne thun wolle; es dürfte aber mit keinem großen Gefolge geschehen. Man beschuldigte den Vieilleville, daß es ihm ein Leichtes gewesen seyn würde, sich des Prinzen zu bemächtigen; da aber noch kein offenbarer Krieg ausgebrochen war, so dachte Vieilleville wie Tavannes zu edel, sich als Häscher gebrauchen zu lassen.

nicht mehr im Besitze von Orleans und Rouen, zwey so Jahr 1568.
großer, mächtiger und so vortheilhaft liegender Städte, in welchen sie ihre Hauptmacht hätten vereinigen, und ihre Partey aufrecht erhalten können. Sie fanden sich also in der Nothwendigkeit, sich einer, in einem fruchtbaren, reichen, am Meere liegenden Lande, und mit einem guten Seehafen versehenen Stadt und Festung zu versichern. Sie konnten keinen vortheilhafteren Ort auserwählen als La Rochelle, da sie durch den Besitz des Hafens, und der benachbarten fruchtbaren und volkreichen Inseln Hülfsvölker aus Deutschland, Flandern, England, Schottland, Bretagne und der Normandie, welche Länder voll von ihren Anhängern waren, erhalten, und den Sitz ihrer Partey an einem Orte aufschlagen konnten, welcher ihnen sehr schwer zu entreißen war. Sie brauchten also in ihrer Noth nicht lange um sich her zu sehen, wohin sie sich flüchten sollten.

Die Bürger von La Rochelle und der größte Theil der Prediger, welche sich ihrer Sicherheit wegen dorthin geflüchtet hatten, nahmen den Prinzen und den Admiral mit den höchsten Freudenbezeugungen auf. Sie schickten sogleich Couriere mit Schreiben an ihre Anhänger ab, daß sie sich so geschwind als möglich nach La Rochelle begeben sollten, um so wohl den Nachstellungen ihrer Feinde zu entgehen, als um sich zu vereinigen, und ein hinlängliches Heer auf die Beine zu bringen, womit sie den Feinden widerstehen könnten, welche sie bald angreifen würden. Diese dringenden Einladungen waren nicht einmahl nöthig: denn schon bey dem bloßen Rufe von der Flucht und der Gefahr, in welcher sich der Prinz befunden, hatten sich die Hugenotten empört, und sogleich die Waffen ergriffen, um in jedem Nothfalle bereit zu seyn; ein deutlicher Beweis, wie unbeständig und veränderlich diese Nation ist! Die Nähmlichen, welche zuvor mit dem größten Eifer ihre Anführer zum Frie-

Jahr 1568. den gezwungen hatten, waren schon in einigen Monathen der Ruhe überdrüssig geworden, wünschten den Krieg, und waren nun die Hitzigsten, denselben zu beginnen.

Auf das gegebene Signal versammelten sich die Hugonotten aus allen Provinzen in wenigen Tagen. Jene von Poitou eilten unter der Anführung des Pooy und Blosset nach La Rochelle; die von Perigord unter jener des Soubise und Puviaut. Piles und Clermont erschienen mit den Hülfsvölkern von Cahors; der Graf von Montgommery und Colombieres mit jenen von der Normandie, und der Stiftshauptmann von Chartres und Lavardin führten die von Bretagne herbey. D'Andelot und La Noue hatten bey ihrem Übergange über die Loire mit verschiedenem Glücke gegen den Herzog von Montpensier und Martigues gestritten, und in drey bis vier Gefechten einen Theil ihrer Truppen eingebüßt; sie kamen aber doch mit einer ansehnlichen Cavallerie glücklich zu La Rochelle an. Die Königinn von Navarra, welche entweder nicht weniger als die Anderen für ihre Sicherheit besorgt war, oder ihre Partey zu verstärken, zu entflammen, und das Glück ihres fünfzehnjährigen Prinzen zu befördern wünschte, brachte in Bearn ein Corps Infanterie und Cavallerie zusammen, und kam ebenfalls nach dem allgemeinen Sammelplatze. Der Cardinal Odo von Chatillon, welcher sich zu Beauvais, einer Paris sehr nahen Stadt, aufhielt, und überall von den Truppen des Königs umgeben war, glaubte nicht, eine so lange Reise ohne Gefahr zurück legen, und sich mit den Seinigen vereinigen zu können. Er flüchtete sich also in Matrosenkleidung nach den Küsten der Normandie, und ging von da mit der größesten Gefahr nach England über, wo er von der Königinn Elisabeth mit vielen Ehrenbezeugungen empfangen wurde, und nachher sich als Gesandter seiner Partey an diesem Hofe aufhielt, und derselben sehr gute Dienste leistete.

Viertes Kapitel.

Dritter bürgerlicher Krieg, welchen die Häupter der Hugonotten durch ein Manifest rechtfertigen. Der Kanzler von L'Hopital wird entfernt. Edicte des Königs. Zurüstungen der Hugonotten, und Eroberungen. Ein Theil ihrer ankommenden Hülfsvölker wird geschlagen. Das königliche Heer marschirt unter dem Commando des Herzogs von Anjou den Hugonotten entgegen. Charakter desselben. Der Prinz von Condé geht ihm ebenfalls entgegen, um ein Treffen zu liefern. Ein Irrthum raubt den Hugonotten die Gelegenheit, eine Abtheilung des katholischen Heeres zu schlagen. Der Prinz und der Admiral beschließen, ein zu Sanzay postirtes Corps der Feinde anzugreifen; der Prinz von Condé verirrt sich aber auf seinem Marsche, und stößt auf das Treffen der Katholischen. Die Gegenwart des Geistes verläßt den Prinzen nicht; er macht eine geschickte Bewegung, und verschanzt sich so, daß der Herzog von Anjou ihn nicht angreifen kann. Der Herzog von Anjou zieht sich nach Poitiers, und der Prinz nach Mirebeau zurück. Die Häupter der Hugonotten belagern Seaumür. Der Herzog von Anjou nimmt Mirebeau weg, und setzt sich vor Loudün. Der Prinz kömmt dieser Stadt zu Hülfe; die Kälte verhindert aber beyde Heere zu schlagen. Der Herzog von Anjou zieht sich hinter einen Fluß zurück, und verlegt seine Truppen in Winterquartiere. Der Prinz sucht ihn vergebens in denselben zu überrumpeln, und bezieht gleichfalls die Winterquartiere. Große Sterblichkeit bey beyden Heeren.

Sobald die Häupter der Hugonotten ein ansehnliches Heer versammelt hatten, so waren sie ihrer Gewohnheit nach vor Jahr 1568.

Jahr 1568. allem Andern darauf bedacht, ihre so unvermuthete Waffenergreifung zu rechtfertigen, und machten ein Manifest bekannt, in welchem sie nach einer langen Aufzählung aller den Anhängern der reformirten Religion in vielen Orten und zu verschiedenen Zeiten zugefügten Unbilden die Gefahren vergrößerten, in welchen sie sich befunden, von ihren Feinden betrogen, und unterdrückt zu werden, wenn sie länger unbewaffnet geblieben wären; sie betheuerten endlich, daß sie die Waffen bloß ergriffen hätten, ihre Freyheit und ihr Leben zu vertheidigen, und sich in der Bekenntniß und Ausübung ihres Glaubens zu erhalten, welchen sie Gott ohne irgend eine andere Absicht oder Interesse schuldig seyen; sie wünschten, unter dem Gehorsame gegen den König zu leben, wenn man ihnen nur Sicherheit für ihr Leben und ihre Gewissensfreyheit geben würde. Zu gleicher Zeit machte die Königinn Johanna einige an den allerchristlichen König, den Herzog von Anjou und den Cardinal von Bourbon gerichtete Schreiben bekannt, in welchen sie das Nähmliche wiederhohlte, und erklärte, daß sie nichts weniger habe thun können, als sich an den Prinzen von Condé und die Übrigen anzuschließen, welche die nähmliche Religion bekenneten, um sowohl ihren gemeinsamen Glauben zu vertheidigen, als um den Nachstellungen zu entgehen, welche unaufhörlich sowohl von dem Cardinale von Lothringen als von den Spaniern gegen ihr und ihrer Kinder Leben und die elenden Überbleibsel des Königreiches von Navarra gemacht würden. Obschon alle diese Beweggründe mit großer Beredsamkeit eingekleidet waren, so sah man aber doch ganz deutlich, daß dieselben entweder von ihr erfunden, oder doch sehr vergrößert worden, und sie keine andere Ursache mehr bewogen habe, als das große Verlangen, die reformirte Religion zu verbreiten, und ihrem Sohne mit der Zeit die Oberhauptsstelle der Hugenotten zu verschaffen,

welche der Prinz von Condé begleitete, und vormahls der König von Navarra, ihr Gemahl, besessen hatte. Jahr 1563.

Da der König und die Königinn-Mutter sahen, daß alle Anführer der Hugonotten sich in so kurzer Zeit an einen so sicheren und gut gelegenen Ort zurück gezogen, so unvermuthet ein Heer versammelt, und den Krieg angefangen hatten, welchen sie doch durch Verstellung und Kunstgriffe zu vermeiden gesucht, so mußten sie ganz deutlich bemerken, daß die Geheimnisse ihres Cabinets verrathen worden. Der Verdacht konnte auf Niemanden als auf den Großkanzler von L'Hopital fallen, welcher sich immer den gegen den Prinzen und den Admiral gefaßten Entschlüssen widersetzt hatte; man wußte noch überdieß, daß seine Frau, sein Tochtermann, und seine Tochter der reformirten Religion anhingen, und er selbst öftere vertraute Unterredungen mit Teligni, einem Jünglinge voll Scharfsichtigkeit und Verstellung, gehabt, welchen deßwegen der Admiral zu seinem künftigen Tochtermanne gewählt, und ihn zum Vertrauten aller seiner Geheimnisse und Triebfedern gemacht hatte, nach welchen er gewöhnlich zu handeln pflegte. Dieser gegen den Kanzler erregte, durch das Gerücht und die allgemeine Stimme bestärkte Verdacht wirkte so gar auf den König, daß er ihn, obschon man keinen hinlänglichen Beweis fand, ihn seiner Stelle zu entsetzen, doch von derselben und vom Hofe entfernte, und die Staatssiegel dem Herrn von Morvilliers, einem Manne von großer Erfahrung und Verstande, übergab, welcher aber als Bischof nicht in der geringsten Verbindung mit der Partey der Hugonotten stand, und dem Hause Guise sehr ergeben und verbunden war 20).

20) Von L'Hopitals Entfernung war vorzüglich das Werk der Königinn-Mutter, und ihres Sekundanten, des Car-

Jahr 1568. Nachdem man den von L'Hopital auf diese Art aus dem Cabinetsrathe und von dem Hofe entfernt hatte, so war der König und die Königinn-Mutter darauf bedacht, dem Brand alle Nahrung zu entziehen, und machten eine Erklärung bekannt, in der sie versprachen, gegen alle jene den letzten Frieden zu beobachten, und die Gewissensfreyheit ungekränkt zu lassen, welche sich zu Hause ruhig verhalten, die Waffen nicht ergreifen, und sich mit jenen nicht vereinigen würden, welche den Krieg unter allerhand Vorwänden erneuert hätten. Die Katholiken tadelten dieses Edict, weil es ihrer Meinung nach nur der Arglist und den Kunstgriffen ihrer Feinde zur Stütze diente, oder weil sie sahen, daß sich die Hugonotten weder durch Furcht, noch die Milde des Königs und alle möglichen Versprechungen nicht zurück halten ließen, einstimmig und muthig nach La Rochelle zu eilen. In dieser Rücksicht erließ der König einige Tage nachher ein anderes Edict, weil er entweder den Bitten und Vorstellungen des katholischen Theiles, auf dessen

---

dinals von Lothringen. Von L'Hopital hatte sich den Haß der Königinn dadurch zugezogen, daß er als Staatsmann und Philosoph die Toleranz und Eintracht predigte, und gewaltsamen Mitteln sich widersetzte. Das war seine Ketzerey, deren ihn die Königinn bey ihrem Sohne anklagte. Den Bischof Morvilliers zwang man gleichsam, die Staatssiegel anzunehmen. Er acceptirte sie, in der Absicht, sie wie ein Depositum zu bewahren, welches er dem tugendhaften von L'Hopital zurückzustellen dachte. Als er sah, daß der Präsident von Birague, oder Biraga, ein Florentiner, und eine Kreatur der Königinn, zu seinem Nachfolger bestimmt war, so legte er seine Stelle nieder. Dieser Biraga sagte einmahl zum Könige, daß er aus einer Schweinshaut zehen tausend Edelleute fabriciren könnte.

Treue damahls die ganze königliche Macht beruhete, nach- Jahr 1568.
geben, oder den Papst Pius V. wieder gewinnen wollte, welcher theils durch die wiederhohlten sehr ernsthaften Vorstellungen, theils durch viele Gnadenbezeugungen das Verboth des reformirten Gottesdienstes in dem Königreiche zu bewirken suchte. Der König und die Königinn-Mutter hatten sich entschlossen, bey dieser Gelegenheit ihre wahren Gesinnungen öffentlich zu erklären, welche bis jetzt bey den katholischen Fürsten sehr verdächtig waren. Dieses neue Edict des Königs enthielt als eine Einleitung eine lange und umständliche Erzählung der Milde und Gnaden, wodurch er die Hugonotten in den Schoos der Kirche und zum Gehorsame zurück zu bringen gesucht habe; er erwähnt besonders ihrer Rebellionen und Verschwörungen, wie sehr sie die königliche Gnade verschmäht, und immer seine Unterthanen zur Meuterey und zum Aufruhr gereitzt, fremde Völker und die natürlichen Feinde der Französischen Nation in's Reich gerufen, und immer gesucht hätten, sich der besten Festungen zu bemeistern, und die blühendsten Provinzen des Reiches zu verwüsten. Am Ende widerrief er alle wegen der Religion in seiner Minderjährigkeit erlassenen Edicte, und erklärte das letzte Friedensedict für nichtig und ungültig, welches nur auf eine interimistische und provisorische Weise gegeben worden sey. Er verboth die Ausübung einer jeden anderen als der katholischen Religion in seinem ganzen Reiche, welche ihm von seinen Vorfahren überliefert worden sey. Er befahl allen Predigern und Dienern der reformirten Religion, alle seine Staaten in einem Zeitraume von fünfzehen Tagen zu verlassen. Er verzieh alles Vergangene in Rücksicht der Religion aus besonderer Gnade, und verboth unter Lebensstrafe, sich zu einer anderen als der katholischen Religion zu bekennen. Zuletzt verordnete er, daß Niemand zu irgend einem Amte, einer Würde, oder zur Magistratur

Jahr 1568. zugelassen werden könnte, wenn er nicht durch ein vorhergehendes Glaubensbekenntniß versprochen hätte, nach dem Glauben und den Gebräuchen der katholischen Kirche leben zu wollen.

Dieses Edict wurde mit einem unbeschreiblichen Zusammenflusse des Volkes von Paris verkündiget, und mit der größten Freude von allen Parlamentern — registrirt. Durch dasselbe gab der König und die Königinn-Mutter deutlich zu erkennen, daß es immer ihre Gesinnungen gewesen waren, die Partey der Hugonotten zu unterdrücken, und auszurotten; daß sie aber gewünscht hatten, dieses Vorhaben ohne Krieg und mit geringerem Schaden der Unterthanen zu bewerkstelligen; ohne Gefahr zu laufen, daß sich ein Theil des Reiches von dem anderen trennte. Da ihnen aber dieß nicht durch Verstellung und Kunstgriffe gelungen war, welche sie so lange angewendet hatten, so legten sie nun die Maske ab, und erklärten sich ganz offenbar als unversöhnliche Feinde der Hugonotten, um ihr Ziel um so geschwinder zu erreichen. Ihre Kriegsrüstungen wurden eben so lebhaft betrieben, als ihre Edicte scharf und streng waren. Der Herzog von Anjou, welcher vom Könige zum Generallieutenant in allen Provinzen seines Reiches erklärt worden, sammelte in der größten Geschwindigkeit das Heer, und beschloß, so bald als möglich in Saintonge einzurücken, die Hugonotten anzugreifen, und zu unterdrücken, ehe sie von der Königinn von England oder den protestantischen Fürsten Deutschlands Hülfe erhalten könnten. Der Prinz und der Admiral, welche sich an das erinnerten, was ihnen bey der Schließung des letzten Friedens begegnet war, hatten sich und alle Andere durch einen feyerlichen Eid in La Rochelle verbindlich gemacht, in der Vertheidigung ihrer Religion bis zu dem Tode zu verharren, und keinen Vergleich ohne die allgemeine Einwilligung ihrer Feldherren, und ohne eine hinlängliche

Sicherheit anzunehmen, welche zur Erhaltung ihres Lebens und zur vollkommensten Gewissensfreyheit erfordert würde. Jahr 1568.
Nachdem sie ihre Verbündung auf diese Art beschworen hatten, so schickten sie sogleich Bevollmächtigte nach England und Deutschland, um Hülfsvölker zu erhalten. Der Admiral, welcher sich durch eine lange Erfahrung eine große Kenntniß von der wahren Kriegskunst erworben hatte, wußte, daß angefüllte Magazine und die Vorsorge für die Unterhaltung der Soldaten gewöhnlich das Glück der Heere entscheide. Er pflegte daher oft zu sagen, daß ein Heer ein gewisses Ungeheuer sey, welches sich mit dem Bauche zu bilden anfange. Da er sich jetzt in einem obschon fruchtbaren Erdwinkel befand, und sich doch von der einen Seite durch die Loire, und von der anderen durch die Gebirge, welche sich aus Languedoc und Gascogne bis zu den Pyrenäen ausdehnen, eingeschränkt sah, so führte er dem Prinzen und den Anderen zu Gemüthe, daß sie ihre vornehmste Sorge auf die Aufhäufung von Früchten, Geld und Munition richten sollten, um dem gegenwärtigen Bedürfnisse und dem künftigen im Winter zu steuern. Aus dieser Ursache brachten sie eine Flottille von dreyßig Fahrzeugen von verschiedener Größe und Beschaffenheit zusammen, um auf dem Meere und den Flüssen auf Kauffartheyschiffe Jagd zu machen, die schwächsten an den Ufern des Meeres liegenden Städte zu plündern und zu brandschatzen, von anderen Gegenden nicht nur allein so viel Früchte als möglich nach La Rochelle zu schaffen, als auch nach Umständen die gemachte Beute zu versilbern, und dadurch der dringenden Noth abzuhelfen, in welcher sie sich gegenwärtig befanden. Der Erfolg entsprach auch völlig ihrer Absicht: denn in wenigen Monathen erbeuteten sie so viele Schiffe, welche ohne einige Furcht über das dortige Meer passirten, und zogen daraus so ansehnliche Summen, daß sie nachher zur Erhaltung des Heeres einige Zeit lang hinlänglich waren. Eine noch

Jahr 1568. größere Hülfe verschaffte ihnen die Thätigkeit der Königinn Johanna, welche durch öftere Gesandtschaften und dringende Vorstellungen die Königinn von England bewog, den Hugenotten nicht nur allein Schiffe, Getreide und Munition, sondern auch hundert tausend Ducaten zur Unterhaltung des Heeres zu überschicken. Sie glaubte dadurch den mit dem allerchristlichsten Könige neuerdings gemachten Frieden im geringsten nicht zu verletzen, da sie vorgab, daß Alles dieß zur Erhaltung der Krone und zum Dienste des Königs abzweckte, und gegen jene gerichtet wäre, welche den König gefangen hielten, und den wahren Gottesdienst verfolgten.

Indeß war der Prinz und der Admiral mit dem Heere in's Feld gerückt. Sie bemeisterten sich mit solchem Glücke der benachbarten Städte, daß sie in wenigen Wochen in dem Besitze des größten Theiles der Städte von Poitou, und Touraine waren, welche sich theils durch Gewalt, theils durch Kapitulation an die Verbündeten übergeben, und Besatzungen von denselben einnehmen mußten. Der Herzog von Montpensier, welchen man in diese Provinzen mit wenigen Truppen geschickt hatte, war nicht im Stande, einem so starken Heere Widerstand zu leisten: die Hugonotten streiften also im ganzen Lande herum, erfüllten Alles mit Raub und Mord, und vermehrten von Tage zu Tage ihren Anhang. Der König war Anfangs nicht bedacht genug gewesen, ein beträchtliches Corps in diesen Gegenden aufzustellen, um die Hugonotten seiner Absicht gemäß zu unterdrücken, oder doch wenigstens ihre Verstärkung zu verhindern. Er mußte also jetzt viel Zeit verlieren, um Truppen zusammen zu bringen, und dieselben einen so weiten Marsch in so entfernte Provinzen antreten zu lassen. So bald sich Heinrich von Lothringen, Herzog von Guise, der Graf von Brissac, die Herren von Biron, Martigues und La Valete mit dem Herzoge von Montpen-

sier vereinigt hatten, so beschlossen sie einmüthig, in's Feld zu rücken, um der Wuth und den Streifereyen der Feinde Einhalt zu thun, und jene Städte zu vertheidigen, welche den Hugonotten noch nicht in die Hände gefallen waren. Der Zufall fügte es, daß der Herzog von Montpensier aus Angers marschirte, und sich längst dem Ufer der Vienne lagerte. Die Herren von Mouvans und D'Acier, welche die Hugonotten aus dem Delphinate, der Provence, aus Auvergne und Languedoc versammelt hatten, und sich mit dem Hauptheere vereinigen wollten, kamen in der nähmlichen Gegend an. Das Corps derselben bestand aus achtzehn tausend Mann, theils Cavallerie, theils Infanterie, und lauter zusammen gerafftem, und in den Waffen ungeübtem Volke, mit welchem sich eine kleine Anzahl Edelleute verbunden hatte, die sich theils den Strafen ihrer Obrigkeiten entziehen wollte, theils durch die ihnen vorgespiegelte Hoffnung von großer Beute war angereitzt worden. Nichts desto weniger marschirten sie mit guter Mannszucht und Ordnung in zwey Corps, deren erstes die Herren von Mouvans und Pierre-Gourde, und das andere D'Acier anführte; sie lagerten sich immer so nahe an einander, daß eines dem andern leicht zu Hülfe kommen konnte. Auf diese Art hatten sie alle Schwierigkeiten überwunden, und von den äußersten Gränzen des Lyonnesischen und des Delphinats jene von Saintonge, mit Beute beladen, erreicht. Der Herzog von Montpensier erhielt von der Ankunft dieser Truppen Nachricht, und beschloß sie anzugreifen, und zwar um so mehr, als die Avantgarde derselben sich weiter als gewöhnlich von dem Treffen entfernt, und entweder von der Strenge der Disciplin nachgelassen, oder eine andere Ursache vorgewaltet hatte. Jahr 1568.

Den dreyßigsten October marschirte er zwey Stunden vor Tagesanbruch ab, und machte folgende Disposition zum

Jahr 1568. Angriffe: während er durch öftere Scharmützel das Treffen der Feinde, oder das zweyte Corps unter D'Aciers Anführung aufhielte, sollte der Graf von Brissac und der Herzog von Guise mit dem Kern der Cavallerie den Mouvans und Pierre-Gourde, welche mit der kleinsten Abtheilung die Avantgarde machten, auf ihrem Marsche in freyem Felde angreifen, wo ihre zahlreiche, aber mit keinen Piken versehene Infanterie mit so großem Nachtheile kämpfen müßte, daß er sie ohne sonderlichen Widerstand zu besiegen hoffte. Der Herzog von Guise und der Graf von Brissac, deren Cavallerie zwölf hundert Fußgänger aufgenommen hatte, beschleunigten so sehr ihren Marsch, daß sie wider die Ordre den Feind, welcher noch in dem Dorfe Messignac lag, eher einhohlten, als er seinen Marsch wieder angefangen hatte. Sie verloren also all den Vortheil, durch welchen sie, obschon geringer an Zahl, einen mächtigern Feind zu bekämpfen hofften. Da sie sahen, daß die Hugonotten sich vor ihrer Cavallerie fürchteten, und sich in diesem Orte verschanzten, so machten sie dem ungeachtet einen muthigen Angriff auf das Dorf, um nicht umsonst gekommen zu seyn. Man stritt von beyden Seiten mit großer Tapferkeit und Hartnäckigkeit zwey ganze Stunden, bis die katholischen Feldherren, welche ihre Truppen nicht vergebens strapaziren, und wegen der Festigkeit des Ortes einer augenscheinlichen Gefahr Preis geben wollten, zum Rückzuge blasen ließen, und den nähmlichen Weg zurück kehrten, von woher sie gekommen waren. Sie legten sich in einen nicht weit von Messignac entfernten, und sich hinter einem kleinen Berge erstreckenden Wald in Hinterhalt, um die Bewegungen der Feinde zu beobachten. Mouvans und Pierre-Gourde glaubten, die Königlichen seyen der Infanterie entgegen gegangen, um hernach den Angriff zu erneuern. Sie hofften, vor ihrer Rückkunft, Riberac, einen sehr festen und nur fünf Meilen entlegenen Ort, zu erre-

chen, welcher in dem Besitze der Hugonotten war. Sie waren so sorglos, daß sie nicht einmahl das umliegende Land auskundschafteten, und ihren Marsch eilends antraten, um den Katholischen zuvorzukommen, welche sie noch weit von sich entfernt hielten. Kaum hatten sie aber vor Messignac die Mitte der Ebene erreicht, als sie von der katholischen, in viele Haufen zertheilten Cavallerie, eben da sie sich mit großer Geschwindigkeit einem Walde näherten, der sich von dort bis unter die Mauern von Riberac ausdehnt, auf allen Seiten angegriffen wurden. Obschon sie auf der Ebene einen nachtheiligen Standort hatten, die Infanterie aus lauter Büchsenschützen bestand, und keine Pikenträger hatten, so fochten sie doch mit solcher Standhaftigkeit, daß sie den Katholischen einen sehr blutigen Sieg überließen. Monvans und Pierre-Gourde blieben, so wie beynahe zwey tausend Fußgänger, und mehr als vierhundert Cavalleristen auf dem Platze, da die katholischen Soldaten auf Befehl ihrer Feldherren keine Gefangene machten, welche sich mit einem geringen Lösegelde loskauften, und bey den Hugonotten wieder in Dienste traten. Der Herzog von Montpensier war während dieser Zeit zu Saint-Chatier auf das Treffen der Feinde gestoßen, welches ihm an Anzahl weit überlegen, und durch die gute Cavallerie von Provence und dem Delphinate auf ihren Flanken gedeckt war. Er hielt es nicht für rathsam, dasselbe mit allen seinen Truppen anzugreifen, sondern es durch wiederhohlte und starke Scharmützel aufzuhalten, damit die Feinde nicht der Avantgarde zu Hülfe kommen könnten. Bey der einbrechenden Nacht zog er sich nach Vezün zurück. Die Hugonotten bedienten sich dieses Vortheiles, marschirten die ganze Nacht ohne Aufhören, kamen mit der Morgenröthe zu Riberac an, und vereinigten sich den folgenden Tag (den 1. November) mit dem Prinzen und dem Admiral zu Aubeterre. Jahr 1568.

Jahr 1568. Der Herzog von Anjou hatte schon mit dem königlichen Heere in starken Märschen Amboise erreicht. Der Herzog von Montpensier und die übrigen Feldherren hörten nach dem Siege bey Messignac auf, die Feinde länger zu beunruhigen, und gingen demselben entgegen, um sich mit ihm zu vereinigen, welches auch den zehnten November vor Chatelleraud, einer Stadt in Poitou an den Ufern der Vienne, bewerkstelligt wurde. Man hatte von der Tapferkeit und dem Edelmuthe dieses Prinzen große Erwartungen geschöpft, welcher in der Blüthe seiner Jahre, mit den besten Eigenschaften ausgeschmückt, gleichsam geboren zu seyn schien, das größte Reich von Europa zu beherrschen. Mit einer schönen Gestalt verband er aber auch doch einen so dauerhaften Körper, daß er, seines schwach scheinenden Temperaments ungeachtet, alle Strapazen des Kriegs leicht ertragen konnte. Er ließ so große Merkmahle von Tapferkeit, Großmuth, Klugheit, und Adel der Seele blicken, daß man seine Tugenden weit über sein Alter erhaben hielt. Alle diese Eigenschaften, welche noch durch seine natürliche Beredsamkeit und die Kenntniß der Wissenschaften, wie es einem Prinzen ziemt, erhöhet wurden, erwarben ihm nicht nur allein eine außerordentliche Liebe, sondern auch eine besondere Verehrung bey dem Heere, so wie bey dem Adel und der ganzen Nation. Einige Fehler menschlicher Schwäche, das Los der Sterblichkeit, verdunkelten diese vortreffliche Eigenschaften; seinen Hang nach Vergnügungen schrieb man seiner Jugend zu, so wie seine verschwenderische Freygebigkeit gegen seine Bedienten und Lieblinge vielmehr einer noch nicht reifen Großmuth als einer unregelmäßigen Neigung. Der Herzog von Anjou, welcher so große Erwartungen erregte, war voll Sehnsucht, denselben zu entsprechen, und sich ohne längeren Aufschub mit dem Feinde zu schlagen. Der heran nahende Winter forderte überdieß die Königlichen noch

mehr dazu auf. Er ließ also in der größten Eile sein Heer die Mu- Jahr
sterung passiren, welches aus sieben tausend Mann Cavallerie, 1568.
sechs tausend Schweizern, zwey tausend Italienern, und zwölf tausend Mann französischer Infanterie bestand, und ging ebenfalls durch Poitou, eine sehr fruchtbare Provinz, den Hugenotten entgegen. Zu gleicher Zeit rückte der Prinz von Condé, welcher sich aller umliegenden Städte schon bemächtiget hatte, mit vier und zwanzig tausend Mann Infanterie und mit etwas weniger als vier tausend Mann Cavallerie vor, und war entschlossen, sich dem königlichen Heere so zu nähern, daß er die Städte seiner Parten decken, und jede sich darbiethende Gelegenheit ergreifen könnte, um mit Vortheile zu schlagen. Beyde Feldherren hatten gleiche Absichten; ein sehr seltener Fall, daß zwey Feinde in der Führung eines Krieges einem gleichen Operationsplane folgen. Der Herzog von Anjou, welcher sich seinem Gegner nicht nur an Anzahl, sondern auch durch die Tapferkeit seiner Soldaten und die Mannszucht überlegen glaubte, brannte vor Begierde, dem Feinde ein Treffen zu liefern, in der Hoffnung, denselben zu unterdrücken, ehe die Hülfsvölker aus Deutschland erschienen. Der Prinz von Condé, welcher nur freywillige und ohne Sold dienende Soldaten commandirte, deren Verbindung nicht lange dauern, und deren Hitze bald verrauchen würde, hielt es gleichfalls für rathsamer, das erste Feuer derselben zu benutzen, und ein Treffen zu wagen, als den Krieg in die Länge zu ziehen, und sich jenen Unordnungen auszusetzen, welche er schon mehrmahl erfahren hatte. Aber dem Verlangen beyder Feldherren war die Jahreszeit sehr ungünstig: denn mit dem sich endenden November stellte sich schon eine solche Kälte und ein so häufig fallender Schnee ein, daß beyde Heere in ihren Fortschritten aufgehalten wurden. Die kurzen Tage und die

Jahr 1568. kalten Nächte, die durch den Schnee fast unbrauchbar gewordenen Wege erschwerten die Beyfuhr der Lebensmittel, den Marsch der Truppen, und noch mehr den Transport der Artillerie. Beyde Heere rückten also sehr langsam vor, da man der Infanterie so wie der Cavallerie, welche ohne die größten Ungemächlichkeiten in Zelten nicht mehr kampiren konnte, öftere und bequeme Quartiere verschaffen mußte. Beyde Heere überwanden endlich alle Schwierigkeiten, und kamen sich zwischen Poitiers, Chatelleraud, und Lusignan so nahe, daß sie nur noch vier Meilen von einander entfernt waren. Der Herzog von Anjou hatte sich mit dem größten Theile des Heeres zu Jaseneuil, einem auf der Hauptstraße liegenden Flecken, gelagert, welcher von Poitiers zu den Feinden führte, und einen Theil der Cavallerie mit einiger Infanterie zur größeren Gemächlichkeit zu Sanzay, einem nur eine Meile von Jaseneuil entfernten Orte einquartiert. Der Prinz von Condé, welcher mit allen seinen Truppen den Katholischen entgegen marschirte, hatte zu Colombierre, zwey Meilen über Lusignan Posto gefaßt, in welcher Stadt er sein ganzes Heer sehr bequem einquartiert hatte. Zwischen beyden Lagern lag in gleichweiter Entfernung in der Mitte das Dorf Pamprou, welches beyde Feldherren besetzen wollten, um die Avantgarde hinein zu legen, und den Feind durch die Nähe etwas beunruhigen zu können. Es fügte sich, daß zu gleicher Zeit Martigues von Seiten der Katholischen, und D'Andelot von jener der Hugonotten abgeschickt wurden, um das Dorf zu besetzen. Es entstand nun ein sehr blutiges Gefecht, worin man von beyden Seiten während mehreren Stunden tapfer, aber mit abwechselndem Glücke, stritt. Endlich wichen die Katholischen, und die Hugonotten blieben Meister des Dorfes, welche als Sieger die leichte Reuterey verfolgten, die kämpfend sich zurückzog. Da der Herzog von Montpensier

den Katholischen mit mehr als sechs hundert Lanzen zu Hülfe kam, so zog sich D'Andelot vor der weit überlegeneren Anzahl Feinde auf den Abhang einer Anhöhe zurück, welche so wie das Dorf hinter seinem Rücken lag, vertheilte seine Infanterie auf beyde Flügel, und dehnte so sehr seine Cavallerie aus, daß er das ganze Terrain maskirte. Die Katholischen, welche weder seitwärts noch rückwärts recognosciren konnten, glaubten, daß das ganze feindliche Heer hinter ihm stünde, und verloren die Gelegenheit, den D'Andelot über'n Haufen zu werfen, und zu zerstreuen. Jahr 1568.

Aber bald gewann Alles eine andere Gestalt: denn der Prinz und der Admiral erschienen mit dem ganzen Heere, und waren also den Katholischen weit überlegen, die nur die Avantgarde bey sich hatten, und den übrigen Theile des Heeres in dem Lager zu Jaseneuil zurückgelassen hatten. Der Herzog von Montpensier und Martigues sahen ihren Nachtheil ein, und zweifelten nicht daran, von dem Feinde verfolgt zu werden, wenn er denselben bemerken würde. Sie hörten also nach und nach auf zu scharmuziren, und zogen sich seitswärts in einen großen und dichten Wald zurück, welcher hinter ihnen lag. Dort stellten sie sich in Schlachtordnung, und dehnten die ersten Reihen so viel möglich aus, um stärker zu scheinen. Die Feldherren der Hugonotten waren in dem nähmlichen Irthume, und glaubten, daß dort die ganze katholische Armee versammelt sey. Da der Tag auf der Neige war, und sie dafür hielten, genug gethan zu haben, daß sie die Feinde aus Pamprou verjagt, so blieben sie stehen, und lagerten sich ganz frey, ohne weiter daran zu denken, die Feinde diesen Abend anzugreifen. Der Herzog von Montpensier und Martigues ließen bis in die halbe Nacht den Schweizermarsch schlagen, damit die Hugonotten glauben sollten, als wenn das ganze königliche Heer, und vorzüglich die Schweizer sich dort befänden, welche von ih-

Jahr 1568. nen sehr geschätzt wurden. Sie hingen auch brennende Lunten auf die Hecken und Bäume, um die Hugonotten in ihrer Täuschung zu bestärken, zogen sich in den stillsten Stunden der Nacht ohne das geringste Geräusche in das Lager von Jaseneuil zurück, und entrannen der Gefahr einer Niederlage.

Der Prinz und der Admiral erkannten den folgenden Morgen ihren Irthum; sie beschlossen also, um die Zeit nicht länger zu verlieren, jenes Corps der Armee, welches zu Sanzay stand, anzugreifen, und zu schlagen, wenn der Herzog von Anjou demselben nicht zu Hülfe käme; sollte er aber herbeykommen, auf freyem Felde ein Treffen zu liefern. Aber den nähmlichen Morgen hatte schon der Herzog dieses Corps zurückberufen, das Dorf verlassen, und sein ganzes Heer zu Jaseneuil versammelt. Dieß war den Hugonotten unbekannt, welche unter der Begünstigung eines starken Nebels mit dem ganzen Heere in der größten Stille gegen dieses Dorf marschirten. Als sie an die Spitze zweyer Wege gekommen waren, deren Einer nach Sanzay, und der Andere nach Jaseneuil führt, so zog sich der Admiral linker Hand nach Sanzay, der Prinz aber mit dem Treffen rechter Hand, und marschirte aus Irthum gerade auf das Lager der Katholischen nach Jaseneuil zu. Der Nebel verfinsterte Alles so sehr, daß er desselben nicht eher gewahr ward, als bis er dem feindlichen Lager sich näherte, und auf einer Ebene demselben gegen über sich befand, von welcher er sich nicht ohne Gefahr zurückziehen konnte. Sobald der Herzog die Annäherung der Feinde erfuhr, welcher aber von ihrer Verirrung nichts ahnete, so glaubte er, daß sie ihn angreifen würden. Er stellte also sein Heer auf einer Anhöhe vortheilhaft in Schlachtordnung, deren Terrain aber für seine zahlreiche Cavallerie zu eingeschränkt war, und erwartete muthig den Angriff. Der Prinz von Condé bemerkte endlich sein Versehen; da er nicht wußte, wohin sich der Admiral gewendet hatte, so recog-

noscirte er sogleich die umliegende Gegend, und bemeisterte Jahr 1568.
sich in der größten Geschwindigkeit zweyer Anhöhen, welche auf beyden Seiten der Landstraße liegen, postirte dort einen Theil seiner Infanterie zwischen die Bäume, Hecken und Weinberge, und bediente sich der Gräben und Erdwälle, womit das Land ganz angefüllt ist, als einer Schutzwehre. Nachdem er seine Infanterie so vortheilhaft und so sicher gestellt hatte, so blieb noch übrig, die Cavallerie eben so gut zu decken, welche längst der Hauptstraße ausgedehnt stand, und dem Gefechte nicht ausweichen konnte, von welcher Seite auch die Feinde kommen mochten. Aus dieser Ursache ließ der Prinz sie in kurzem Schritte vorwärts rücken, um nicht die geringste Furcht merken zu lassen, und als wenn er in der Ebene das Treffen beginnen wollte, welche sich zwischen den zwey Anhöhen und dem königlichen Lager ausdehnte. Der Herzog von Anjon glaubte auch wirklich, daß dieß die Absicht des Prinzen sey. Sobald er die feindliche Cavallerie auf der Ebene sich ausbreiten sah, so ließ er mit seiner ganzen Artillerie Feuer auf sie geben, welche auf beyden Flügeln in großer Anzahl aufgepflanzt war, um derselben Furcht einzujagen, und zugleich zwey starke Escadrons leichter Reuterey zu entfernen, welche die Fronte machten, und gegen ihn marschirten. Indeß der Pulverdampf die Ebene bedeckte, benutzte der Prinz diesen Vortheil, und zog seine Cavallerie hinter die Anhöhen zurück. Er ließ mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit einen Graben mitten durch die Hauptstraße aufwerfen, der sich bis an die Anhöhen erstreckte, um die Feinde von dieser Seite abzuhalten, und besetzte denselben mit vier Feldstücken, und sechs hundert gascognischen Büchsenschützen. Als der Rauch sich verzogen hatte, rückte der Herzog von Guise und der Graf dü Lüde mit zwey Schwadronen Cavallerie vor, um das Treffen anzu-

Jahr 1568. fangen; sie fanden aber, daß die Hugonotten die Ebene verlassen hatten. Nachdem sie sich den Anhöhen ohne Widerstand genähert, so kehrten sie mit der Nachricht zu den ihrigen zurück, daß der Prinz sich in der Ebene verschanze. Der Herzog von Anjou war über das zweydeutige Betragen der Hugonotten sehr verlegen, und schickte sogleich den Grafen von Brissac mit den französischen Büchsenschützen, und den Herrn von La Valete mit vier Compagnien Cavallerie zu seiner Unterstützung nach den Anhöhen ab, um zu versuchen, ob man nicht durch Scharmützel den Feind zu einem Treffen bringen könnte. Die Hugonotten verließen aber ihre Verschanzungen nicht, und machten einen fürchterlichen Musketenregen auf die Ebene; den übrigen Theil des Tages brachte man mit Scharmuziren zu, weil der Prinz nicht nur allein die Anhöhen nicht verließ, und sich immer mehr verschanzte, sondern auch der Herzog von Anjou die Hugonotten in einer so vortheilhaften Stellung nicht angreifen wollte.

Der Admiral hatte durch den Donner der Kanonen errathen, was vorgegangen war; er eilte also, ohne etwas zu Sanzay verrichtet zu haben, um sich mit dem Prinzen zu vereinigen; er beklagte sich sehr, daß das Schicksal nur Irthum auf Irthum häufe, und seine klügsten Anschläge vereitelte. Beyde Heere blieben die ganze Nacht unter den Waffen in ihren Lagern stehen; den folgenden Morgen aber wurden die Feldherren durch die strenge Kälte und die während den zwey vorhergehenden Nächten ausgestandene Strapazen — besiegt; sie zogen sich also zu gleicher Zeit, nähmlich der Herzog von Anjou unter die Mauern von Poitiers, und der Prinz unter jene von Mirebeau zurück.

Der Herzog von Anjou hatte geglaubt, daß Er, durch den Rückzug in ein freyeres und offneres Feld die Feinde, ohne daß ein Theil einen Vortheil über den andern durch die Lage

hätte, zum Treffen bringen, oder vielmehr durch die vielen Lagerveränderungen sich einen Weg zu irgend einer vortheilhaften Gelegenheit eröffnen könnte. Die Feldherren der Hugonotten, welche ihrem Feinde dieselbe nicht verschaffen wollten, wie er sie suchte, beschlossen, sich von dem katholischen Heere zu entfernen, und Seaumür an der Loire zu belagern, eine Stadt mit einer schönen Brücke über diesen Fluß, welcher Frankreich gleichsam in zwey Theile scheidet. Durch den Besitz dieses wichtigen Passes konnten sie sich die Communication mit den übrigen Provinzen eröffnen, um so wohl von denselben Hülfe zu erhalten, als vorzüglich sich mit den Deutschen zu vereinigen, welche sie erwarteten. Überdieß hofften sie durch die Belagerung eines so wichtigen Platzes den Herzog von Anjou zu nöthigen, demselben zu Hülfe zu kommen, und demselben mit einigem Vortheile ein Treffen zu liefern: denn obschon der eine und der andere Theil zu schlagen wünschte, so suchte es doch Jeder auf eine dem Feinde überlegene Art zu thun. Diese Absicht wurde aber vereitelt. Der Herzog wußte, daß Seaumür ein fester und mit Besatzung hinlänglich versehener Ort sey, um die Belagerung der Hugonotten leicht auszuhalten; er beschloß also, sie durch eine Diversion aufzuheben, damit er nicht in die Nothwendigkeit gesetzt würde, nach ihrem Wunsche zu schlagen. Er ließ also den Prinzen gegen Seaumür marschiren, und brach zwey Tage nachher mit einem großen Transporte von Lebensmitteln von Poitiers auf, um Mirebeau anzugreifen, welche Stadt er zum größten Nachtheile der Hugonotten einnahm, weil sie einen Theil ihrer Truppen und Bagage in derselben zurückgelassen hatten. Er drang, ohne länger die Zeit zu verlieren, tiefer in das feindliche Land, um Loudün zu belagern. D'Acier lag in dieser Stadt mit zwölf Fahnen Infanterie zur Vertheidigung. Obschon er zu einem tapfern Widerstande Miene machte, und vorzüglich hoffte, Jahr 1568.

Jahr 1568. daß die Feinde wegen der strengen Kälte nicht im Stande seyn würden, Verschanzungen aufzuwerfen, und Laufgräben zu errichten, so hörte er doch nicht auf, durch Eilbothen die Feldherren auf's dringendste um Hülfe zu bitten, da er einen so mächtigen Feind vor sich gelagert sah. Der Prinz und der Admiral hoben die Belagerung von Seaumür auf, weil sie sahen, daß der Herzog das Land erobern wollte, aus welchem sie ihre Lebensmittel zogen, und marschirten dem katholischen Heere entgegen; sie fanden sich jetzt in die Nothwendigkeit verwickelt, mit Nachtheil ein Treffen zu liefern, in welche sie doch den Feind hatten locken wollen. Sie gingen aber mit vieler Vorsicht zu Werke, und machten solche Anordnungen, wie es erfahrenen Feldherren ziemt, kamen den zwanzigsten December in den Vorstädten von Loudün an, und lagerten sich auf der den Katholischen entgegen gesetzten Seite. Auf diese Art befand sich die Stadt in der Mitte zwischen zwey Heeren: auf beyden Seiten dehnte sich ein weites und offenes Feld aus, welches gar keine Gräben und Erdwälle hatte, und alle Gelegenheit darboth, beyde Heere in Schlachtordnung zu stellen, und ein Treffen zu liefern. Aber die Jahreszeit vereitelte Alles. Die Kälte war so heftig, daß die Soldaten gleichsam erstarreten, und wegen dem Glatteise ohne Gefahr sich nicht bewegen oder gehen konnten. Stündlich wurde eine große Menge derselben von beyden Heeren in die Zelten gebracht, welche durch Fälle gelähmt, verwundet, und zum ferneren Kriegsdienste untauglich gemacht wurden. Die Pferde hatten es noch viel schlimmer, sie glitten überall aus, weil das flache und sumpfige Feld überall mit Eis überzogen war; durch's Stürzen verwundeten sie sich sowohl als die Reuter, welche in ihrer Rüstung es wagten, sich vom Flecke zu bewegen, oder sich auch nur umzudrehen; die Eskadrons konnten keinen Schritt thun, ohne in Unordnung zu gera-

then. Bey solchen Schwierigkeiten war es unmöglich, daß beyde Heere ein Treffen lieferten; denn das erste, welches nur einen Versuch hätte machen wollen, würde sich selbst über'n Haufen geworfen haben. So standen sie vier Tage; beyde Heere fingen an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden, weil die große Kälte die Marketenter verhinderte, herbey zu kommen. Der Herzog von Anjou, welcher auf freyem Felde gelagert war, und das größte Ungemach litt, zog sich vier Meilen von den Feinden hinter einen Fluß zurück, an dessen Ufern er seine Truppen in die benachbarten Dörfer vertheilte, und bequeme Quartiere denselben verschaffte. Jahr 1568.

Als die Hugonotten den Rückzug der Feinde erfahren hatten, so hielten sie dafür, daß ein der bequemen Quartiere willen so vertheiltes Heer sich nur mit großen Schwierigkeiten versammeln könnte; sie beschlossen also, das Quartier des Herzogs von Anjou selbst anzugreifen, in der Hoffnung, ihn eher zu schlagen, als das übrige Heer vereinigt seyn würde, um Widerstand zu leisten. Den sieben und zwanzigsten December Morgens erschienen sie an den Ufern des Flusses, und glaubten, ohne Widerstand über denselben setzen zu können; sie fanden aber überall die seichtesten Orte so gut besetzt und vertheidigt, daß sie nach zwey fruchtlosen Versuchen sich zurückziehen mußten; vorzüglich da sie sahen, daß das ganze katholische Heer auf das Signal von zwey Kanonenschüssen nach der vorhin getroffenen Disposition herbey eilte, um die Ufer des Flusses zu vertheidigen; sie konnten also nicht ohne augenscheinliche Gefahr den Übergang wagen. Nach diesem Rückzuge fing die Armee an, durch das ausgestandene Ungemach an schweren Krankheiten zu leiden. Die Soldaten murreten ohne Unterlaß, daß man sie anführe, nicht um mit Menschen, sondern gegen die schlimme Jahreszeit und die Natur selbst zu kämpfen. Die Feldherren entschlossen

Jahr 1568. sich also, in entfernten und sicheren Gegenden so lange die Winterquartiere zu beziehen, bis ihnen die Jahreszeit erlaubte, wieder in's Feld zu rücken. Der Prinz und der Admiral zogen sich also in Nieder-Poitou gegen die Gränzen von Saintonge, und der Herzog von Anjou in gleicher Absicht mit allen seinen Truppen nach Chinon zurück. Jetzt zeigten sich erst die Wirkungen des ausgestandenen Ungemaches: bey dem einen wie bey dem anderen Heere brachen solche schwere Krankheiten aus, daß in wenigen Tagen bey vier tausend Menschen auf beyden Seiten hinweg gerafft wurden. Es schien, als wenn das Schicksal in eben so gleichem Verhältnisse den Verlust und Schaden zwischen beyden Heeren habe austheilen wollen, als die beyderseitigen Feldherren einerley Absichten und gleiche Macht hatten. So endigte sich das Jahr tausend fünf hundert und acht und sechszig.

Fünftes Kapitel.

Der Prinz von Condé verkauft alle geistlichen Güter in Saintonge und Poitou. Der Herzog von Anjou gehet den Hugonotten längst der Charente entgegen. Der Prinz von Condé lagert sich bey Jarnac, um dem königlichen Heere den Übergang über diesen Fluß zu verwehren. Der Graf von Brissac bemeistert sich der Stadt Chateau-Neuf. Beyde Heere machen auf beyden Seiten des Ufers Märsche und Contremärsche. Der Herzog von Anjou überlistet den Admiral, marschirt nach Chateau-Neuf zurück, und geht über die hergestellte Brücke über die Charente. Schlacht bey Bassac, in welcher die Hugonotten geschlagen werden. Der Prinz von Condé bleibt auf dem Platze. Das zerstreute Heer der Hugonotten sammelt sich zu Cognac. Kritische Lage derselben. Der Admiral bescheidet eilends die Königinn Johanna mit ihrem Prinzen nach dem Heere, welcher zum Haupte der Hugonotten erklärt wird. Operationsplan derselben. Fruchtloser Angriff des Herzogs von Anjou auf Cognac. Der Herzog von Zweybrücken marschirt mit einem starken Heere Deutscher den Hugonotten zu Hülfe, erobert Charité, und vereinigt sich mit denselben. Der Herzog von Anjou zieht sich in die Waldungen und Gebirge von Limousin zurück, und lagert sich vortheilhaft. Hitziges Gefecht zu Roche-la-Belle. Die Königinn-Mutter begibt sich zum katholischen Heere in's Lager. Resultat.

Das Jahr tausend fünf hundert und neun und sechszig wurde mit vielem Blute und traurigen Begebenheiten bezeichnet. Im Anfange desselben begab sich der Prinz von Condé, welcher das Commando des Heeres dem Admirale übergeben hatte, nach La Rochelle, um Geld zur Fortsetzung Jahr 1569.

Jahr des Krieges herbey zu schaffen, der wider sein Vermuthen
1569. sich in die Länge zog. Obschon die Hugonotten auf einen sehr fruchtbaren Erdwinkel eingeschränkt waren, und in einem Lande Krieg führten, welches ihre Partey hielt, und überdieß noch auf Discretion und Unkosten der Landbauer lebten, so hatten sie aber doch auch keine Gelegenheit, wie im vorigen Kriege, Beute zu machen, und die Soldaten damit zu befriedigen. Die von der Königinn von England überschickten hundert tausend Ducaten waren schon aufgezehrt, so wie alles das, was sie durch Kapereyen aufgebracht hatten. Die Bürger von La Rochelle waren sehr bereitwillig gewesen, zu den Unkosten des Krieges alles beyzutragen, was sie vermochten; aber der unterbrochene Handel, und die vielen Beyträge hatten sie so erschöpft, daß sie sehr wenig mehr zum allgemeinen Bedürfnisse steuern konnten. Der Prinz von Condé wurde also durch diese dringende Noth gezwungen, alle geistlichen Güter in Saintonge und den anderen Provinzen, in deren Besitz er war, zu verkaufen. Die Königinn von Navarra setzte ihre eigenen Domainen der größeren Sicherheit wegen zum Unterpfande, um die Käufer mehr anzulocken. Durch den Verkauf dieser Güter, über welche sie Patente erließen, und förmliche Contracte mit Partikularen zur höchsten Verachtung der königlichen Gewalt und Indignation der Parlamente abschlossen, und durch einige Beyträge von La Rochelle und der benachbarten Inseln brachten sie so vieles Geld zusammen, als hinlänglich war, das Heer einige Monathe lang zu unterhalten. Sie hofften, ihren Zustand bald zu verbessern, und den Krieg in ein weitschichtigeres Land zu spielen, wo sie den immernährenden Klagen der Soldaten durch Beutemachen abhelfen, und ihre Bedürfnisse befriedigen könnten.

Die übrigen Provinzen des Reiches waren während dieser Zeit voll Unruhen, und überall lagen beyde Parteyen

mit abwechselndem Glücke gegen einander zu Felde. Der Herr von La Chatre, Statthalter von Berry, und der Graf Sciarra Martinengue hatten die Stadt Sancerre, welche nicht weit von den Ufern der Loire liegt, belagert, und sich derselben vergebens zu bemächtigen gesucht. Auf beyden Seiten war großer Verlust. Der Graf von Barbesieux hatte mit den Truppen von Champagne einen Angriff auf Royers nach der Flucht des Prinzen und des Admirals gemacht, und diese Stadt erobert. Die von La Rochelle griffen zu Wasser und zu Lande die Saintonge am nächsten liegenden Inseln an, bemeisterten sich derselben, zerstorten und verwüsteten das alte und berühmte Kloster des h. Michaels en-l'Erme von Grund aus, und wütheten mit Feuer und Schwert gegen dieses Denkmahl der — Frömmigkeit und — Andacht ihrer Vorältern. Während diesen Vorgängen hatte der Winter von seiner Strenge nachgelassen. Der Herzog von Anjou, dessen Heer durch fünfzehn hundert Mann Reuterey unter der Anführung des Markgrafen von Baden, und den Adel von Provence unter jener des Grafen von Tende war verstärkt worden, verließ in den ersten Tagen des Märzes Chinon, und ging den Hugonotten längst den Ufern der Charente entgegen. Da der Prinz und der Admiral Nachricht erhalten hatten, daß die Vicomtes von Moncelar und Bourniquet und andere Herren mit einer beträchtlichen Anzahl Cavallerie und Infanterie ihnen zu Hülfe eilten, so befürchteten sie, daß das katholische Heer denselben den Weg verlegen möchte. Sie gingen also von La Rochelle und den umliegenden Gegenden über die Charente denselben entgegen. Sobald sie aber die Bewegungen des Herzogs von Anjou erfahren, so machten sie Halt, brachen alle Brücken ab, und legten in alle jene Örter starke Besatzungen, wo Fuhrten den Übergang gestatteten, und lagerten sich vor Jarnac, Jahr 1569.

Jahr 1569. einer zwey Meilen von den Ufern des Flusses entfernten Stadt, in der Absicht, um entweder dem königlichen Heere den Übergang zu verwehren, und die Zufuhr der Lebensmitteln abzuschneiden, weil ihnen das ganze Land ergeben war, oder vielmehr, wenn die Katholischen einen Übergang versuchen sollten, diejenigen Truppen anzugreifen, welche zuerst passirt seyn würden, und auf diese Art ein getrenntes, und durch die gewöhnlichen Hindernisse, welche mit den Übergängen über Flüsse verbunden sind, aufgehaltenes Heer viel sicherer zu bekämpfen. Aber der Herzog von Anjou, welcher auf seinem Marsche das Schloß Melle und die Stadt Ruffac eingenommen hatte, war bis Chateau-Neuf vorgedrungen; er fand, daß die Feldherrn der Hugonotten die Brücke schon abgebrochen, und in die Stadt auf dem jenseitigen Ufer, wo die Katholischen standen, eine Besatzung von tausend Mann Infanterie gelegt hatten, welche der Prinz für hinlänglich hielt, diesen Platz zu vertheidigen. Aber der Ausgang zeigte, wie sehr er sich betrogen. Nachdem der Graf von Brissac sich mit der Französischen Infanterie der Stadt genähert, und einige Mauern nieder geschossen hatte, so gerieth die Besatzung in eine solche Furcht, daß sie dieselbe eilends verließen, ohne Hülfe abzuwarten, mit Barken über den Fluß setzten, und sich zu dem nur einige Meilen entfernten Heere zurück zogen. Durch die Einnahme von Chateau-Neuf waren aber nicht alle Hindernisse beseitiget; denn da die Brücke abgebrochen war, und die Feinde auf der anderen Seite des Ufers bereit standen, dem Herzoge von Anjou den Übergang streitig zu machen, so war es sehr schwer, die alte Brücke herzustellen, oder eine neue zu verfertigen, und noch gefährlicher, im Angesichte eines so mächtigen Feindes über den Fluß setzen zu wollen. Der Herzog von Anjou war also darauf bedacht, jene Hindernisse durch List zu überwinden, welche er mit Gewalt nicht besiegen

konnte, und ließ den Herrn von Biron, Marschall de Camp, mit den gehörigen Befehlen in Chateau-Neuf zurück. Er marschirte mit dem ganzen Heere nach Cognac längst den Ufern des Flusses, und stellte sich, als wenn er einen gemächlicheren Übergangsort suchte. Der Admiral setzte sich zu gleicher Zeit auf der anderen Seite der Charente mit der Avantgarde in Bewegung, und nahm den nähmlichen Weg. Zwischen beyden Heeren war also nur ein nicht sehr breiter Fluß, über welchen von beyden Seiten mit Musketenschüssen scharmuzirt ward. So marschirten sie, aber doch sehr langsam, den ganzen Tag: bey der Annäherung der Nacht ertheilte der Admiral den Befehl, daß alle fahrbare Orte von der leichten Reuterey und einigen Compagnien auserwählter Infanterie besetzt, und fleißig bewacht werden sollten, entfernte sich eine Meile vom Ufer, und nahm mit der ganzen Avantgarde zu Bassac, einem sehr großen Dorfe, Quartier, um seine Truppen zu schonen, welche aus lauter Freywilligen bestanden, und nicht länger unter freyem Himmel sich lagern wollten, oder konnten. Der Prinz hatte noch nicht mit dem Treffen das Lager verlassen, sondern blieb zu Jarnac, Chateau-Neuf fast gerade gegenüber, stehen. Als der Herzog von Anjou den folgenden Tag die von den Feinden in der Nacht getroffenen Anstalten sah, so suchte er sie in der Meinung zu bestärken, als wenn er einen leichteren Übergang suchte. Er ließ also einige leichte Fahrzeuge mit einer gewissen Anzahl Büchsenschützen besetzen, und Miene machen, als wenn er die gegen über stehenden Posten der Hugonotten zurücktreiben wollte; er fand aber überall tapfern Widerstand, und setzte seinen Marsch auf die nähmliche Art bis zum Einbruche der Nacht fort, legte aber wegen den häufigen Scharmützeln nicht mehr als eine Meile zurück. Als der Herzog von Anjou bemerkte, daß der Admiral wie den Abend vorher die Quartiere zu Bassac bezo-

Jahr 1569.

Jahr 1569. gen hatte, so ließ er bey'm Anfange der Nacht die Arrieregarde, welche der Herzog von Guise commandirte, so wie das ganze Heer linksum machen, und marschirte mit der größesten Geschwindigkeit in einigen Stunden nach Chateau-Neuf zurück. Er fand, daß der Herr von Biron die abgebrochene Brücke mit außerordentlichem Fleiße wieder hergestellt, und eine andere viel gemächlichere auf Schiffen aufgeführt hatte. Es war schon tief in der Nacht, aber die Heiterkeit derselben kam dem Vorhaben des Herzogs ungemein zu Statten. Er ließ eilends den Herzog von Guise und den Herrn von Martigues mit zwey Eskadrons Cavallerie über die Brücke gehen, welchen in der besten Ordnung nach und nach das ganze Heer und der Herzog folgte, ohne einigen Widerstand zu finden. Der Graf von Montgommery, und die Herren von Soubise und La Loue, welche es auf sich genommen hatten, mit der leichten Reuterey die Ufer des Flusses zu vertheidigen, bewachten nur jene Fuhrten oder Übergänge, gegen welche die katholische Armee auf dem entgegengesetzten Ufer den Tag vorher marschirte. Es war ihnen gar nicht in den Sinn gekommen, daß dieselbe so schnell zurückkehren, und gerade an jenem Orte über den Fluß gehen würde, wo gegenüber das Treffen bereit lag, den Übergang zu verwehren. Dieser glückliche Erfolg hatte theils die Sorglosigkeit der Feldherren, theils die schlechte, in bürgerlichen Kriegen gewöhnliche Mannszucht, und die Nothwendigkeit zur Ursache, in einem verwüsteten Lande die Lebensmittel sich selbst zu verschaffen, da keine Proviantcommissäre und Marketender sich vorfanden. Die Nachläßigkeit der Soldaten so wohl als der Feldherren war so groß, daß es schon Tag geworden war, und das katholische Heer auf dem jenseitigen Ufer in Schlachtordnung stand, ehe die ausgestellten Wachen das bemerkten, was vorging. Der Erste, welcher davon Nachricht gab, war der Hauptmann

Montaut, welcher mit fünfzig Mann zu Pferde die Runde machte, um zu sehen, ob die Wachen ihre Schuldigkeit thäten. Als er bemerkte, daß die Feinde über den Fluß gegangen waren, so eilte er mit verhängtem Ziegel zum Admiral, welcher nicht nur allein über einen so wichtigen und unerwarteten Schlag in Verwirrung, sondern auch in Verzweifelung gerieth, daß er durch die List eines Kindes sey betrogen worden. Er beschloß also, sich nach Jarnac zurückzuziehen, mit dem Prinzen sich zu vereinigen, und gemeinschaftlich mit ihm jenen Entschluß zu fassen, welcher den gegenwärtigen Umständen am angemessensten seyn würde. Vorerst aber mußte er die Infanterie, welche an verschiedenen Orten zur Bewachung der vornehmsten Fuhrten stand, zurückberufen, damit sie nicht den Feinden in die Hände fiele, so wie die leichte Cavallerie, die sich aus Mangel der Lebensmittel und bequemerer Quartiere willen in vielen Orten zerstreut hatte. Obschon er in Allem mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit zu Werke ging; so war er doch gezwungen, so viel Zeit damit zu verlieren, daß er sich wider seinen Willen schlagen mußte. Jahr 1569.

Der Herzog von Anjou hatte sein Heer in Schlachtordnung gestellt, und war entschlossen, es koste, was es wolle, ein Treffen zu liefern. Er schickte die ganze leichte Reuterey unter der Anführung des Herrn von Martigues voraus, welchen man gemein weg den Soldaten ohne Furcht nannte, um die Arrieregarde des Feindes zu beunruhigen, und dadurch ihren Marsch aufzuhalten, bis die Gendarmerie, welche in guter Ordnung herbey eilte, sie erreicht haben würde. Martigues stieß eben auf die Hugonotten, als sie Bassac verließen, und fing so stark zu scharmützeln an, daß der Admiral Halt machen mußte. Er sah nun, daß er ein Treffen nicht länger vermeiden konnte, und gab dem Prinzen von der Gefahr Nachricht, in welcher er sich befand.

Jahr 1569. Er beorderte die Herren von La Noue und La Loue, den Anfall der leichten Reuterey so lange abzuhalten, bis er eine gewisse mit Gräben und Wasser umgebene Gegend erreicht haben würde, wo er sich in Schlachtordnung zu stellen dachte, um durch die vortheilhafte Lage die Schwäche seiner Escadron zu ersetzen, und wenigstens seine Flanken gegen die Menge der eindringenden Feinde zu decken. La Noue, und La Loue hielten eine Zeit lang die Angriffe der Feinde ab, da sie bald scharmuzirten, bald mit denselben handgemein wurden, und eben so tapfer fochten. Als aber der Herr von La Valete, der Graf dü Lüde, Monsalez und Malicorne mit vier Escadrons Lanzen herbeygekommen waren, so wurden sie wüthend angegriffen, zu Gefangenen gemacht, und ihre Truppen in die Flucht geschlagen.

Der Admiral sah nun, daß er nicht lange werde Stand halten können, und wollte die Nothwendigkeit vermeiden, in zertheilten Haufen zu kämpfen; er ließ also den D'Andelot mit hundert und zwanzig Pferden zurück, um durch die Vertheidigung der Gräben den Feind eine Zeit lang aufzuhalten. Er selbst zog sich in starkem Schritte mit der Avantgarde zurück, und eilte dem Prinzen von Condé entgegen, um sich mit demselben zu vereinigen. Sobald derselbe von der Gefahr Nachricht erhalten, in welcher sich der Admiral befand, so flog er mit seiner Cavallerie ihm zu Hülfe. Der Infanterie hatte er befohlen, mit langsamen Schritten zu folgen. Er glaubte Zeit genug zu haben, die Avantgarde empfangen, das Heer in Schlachtordnung stellen, und mit vereinigten Kräften schlagen zu können. Als er aber einen Theil der Truppen des Admirals in die Flucht geschlagen, und von dem Feinde so hitzig verfolgt sah, welche jeden Augenblick an Zahl zunahm, so machte er auf der Hauptstraße Halt, und setzte sich so, daß ein kleiner Teich seinen rechten Flügel, und eine Anhöhe den linken deckte. Er stellte mit

der größten Vorsicht seine Truppen in Schlachtordnung, bediente sich aller Vortheile, welche ihm das Terrain darboth, und ließ zwischen seinen Escadrons einen freyen und leeren Platz für den Admiral, welcher auch ohne einige Unordnung denselben einnahm, obschon er im Galopp mit seiner Reuterey herbey gesprengt war, und den linken Flügel am Fuße der Anhöhe bildete. Indeß hatten die ersten Schwadronen der katholischen Cavallerie den Posten D'Andelots angegriffen, welchen die hinter die Zäune und in die Hohlwege gestellten Büchsenschützen des Puviaut unterstützten, und überall Unordnung und Tod verbreiteten. D'Andelot empfing die Feinde mit großer Tapferkeit, und both ein denkwürdiges Schauspiel dar, da er bey dem ersten Zusammenstoße auf den Herrn von Monsalez losstürzte, und ihn, obschon er nicht weniger tapfer focht, so in die Enge trieb, daß er mit der linken Hand dessen Visier aufhob, und ihm einen Pistolenschuß in's Gesicht versetzte, daß er todt vom Pferde stürzte. D'Andelot konnte aber seinen Posten nicht über eine halbe Stunde länger behaupten, da die Hugonotten der überlegenen Anzahl weichen mußten. Er eilte also mit verhängtem Ziegel zu der Avantgarde, und nahm seinen Platz ein, welchen man ihm bestimmt hatte. Jahr 1569.

Während dieser Zeit hatte der Herzog von Anjou sein ganzes Heer in Schlachtordnung gestellt, und marschirte vorwärts, um die Hugonotten anzugreifen. Der glückliche Beginn des Treffens weissagte ihm den Sieg. Beyde Heere waren sich unstreitig an Muth und Standhaftigkeit gleich; aber die Umstände und die Anzahl derselben war sehr verschieden. Ein großer Theil der Hugonottischen Infanterie, welche an den Ufern des Flusses zertheilt stand, war bey der Nachricht von dem Übergange des Feindes zurück gegangen, und hatte sich in Sicherheit begeben. Sie glaubte, sich nicht ohne Gefahr mit dem Heere vereinigen zu können. D'Acier,

Jahr 1569. welcher den ihm erheilten Befehlen gemäß dem Prinzen folgte, konnte nicht frühzeitig genug erscheinen, um an dem Treffen Theil zu nehmen, und zerstreuete sich in verschiedene Örter. Die Hugonotten, welche auf der einen Seite durch den Teich, und auf der anderen durch die Anhöhe gedeckt waren, hielten, aller dieser Unfälle ungeachtet, den Angriff der Katholischen tapfer aus, weil sie nicht umgangen werden konnten. Officiere wie Gemeine fochten von beyden Seiten mit Wuth. Der Herzog von Guise griff den linken Flügel an, wo der Adel von Bretagne und der Normandie an der Spitze des Admirals und D'Andelots den stärksten Widerstand leistete. Der Sieg war lange zweifelhaft; da aber die Katholischen ohne Unterlaß durch frische Truppen unterstützt wurden, so war es den Hugonotten unmöglich, gegen die überlegene Macht Stand zu halten; ihre Arrieregarde wurde über'n Haufen geworfen, und geschlagen; die Katholischen bemächtigten sich der Standarte des Admirals, und nahmen den Träger derselben, Guerchy, gefangen. Der Baron von La Tour, Commandant der Flotte von La Rochelle, blieb auf dem Platze; Soubise, L'Anguillier, und Monteran, die drey vornehmsten Baronen dieser Partey, geriethen in Gefangenschaft. Als die Feldherren dieses sahen, so beschlossen sie, sich durch die Flucht zu retten, ehe die Feinde tiefer eindrängen. Der Graf von La Rochefoucault und von Montgommery, welche auf dem rechten Flügel an dem Ufer des Teiches standen, wurden von der katholischen Avantgarde unter der Anführung des Herzogs von Montpensier mit großem Ungestüm angegriffen. Nach einem langen und hartnäckigen Widerstande, in welchem Chandenier, Rieux und Tourbouson, und eine Menge Edelleute aus Languedoc und Gascogne auf dem Platze blieben, ergriffen sie ebenfalls, an dem Siege verzweifelnd, die Flucht.

Der Prinz von Condé, welcher im Anfange der Schlacht, Jahr 1569.
auf die Eskadron des Herzogs von Anjou los gegangen, aber mehrmahls zurück geschlagen worden war, hatte sein Treffen wieder in Ordnung gebracht, und hielt mit gänzlicher Unerschrockenheit gegen die Feinde Stand; aber nach der Flucht der Avantgarde und Arrieregarde wurde er von den Siegern auf allen Seiten angegriffen, und von einer Menge Feinde umgeben; er focht aber wie ein Verzweifelter, eben so Alle, die ihn umgaben. Er war durch einen Schlag des Pferdes des Grafen von Rochefoucault, als er seine Eskadrons in Ordnung stellte, in ein Bein verwundet, und sein eigenes Pferd im Treffen unter'm Leibe erschossen worden. Da er schon mehrere tödtliche Wunden erhalten hatte, so kniete er sich mit einem Beine, und hörte nicht auf, tapfer zu streiten, bis der Herr von Montesquiou, Hauptmann der Leibwache des Herzogs, eine Pistole auf ihn abschoß, und ihn todt zur Erde streckte 21). Zu seiner

21) Man könnte glauben, als wenn der Prinz von Condé fechtend geblieben sey; aber der größte Theil der gleichzeitigen Geschichtschreiber und Anderer, als Brantome, De Thou, La Noue, Castelnau, die Memoires de L'Etoile, die Geschichte der fünf Könige u. a. kommen überein, daß Er sich schon zwey Edelleuten ergeben hatte, die ihm versprochen, sein Leben zu retten. Er wurde aber von den Compagnien des Herzogs von Anjou entdeckt. Als er sie von weitem sah, so sagte er zu dem einen Edelmanne: Ich bin des Todes, wenn du mich nicht rettest. Montesquiou, Hauptmann von der Garde des Herzogs, kam herbey, und schoß rückwärts, auf Befehl desselben, wie man sagte, dem Prinzen eine Kugel in den Kopf, welcher sich das Gesicht mit dem Mantel bedeckte, wie ehemahls Julius Cäsar, als er umgebracht wurde. S. Observations sur les Mémoires de

Jahr Seite blieben Robert Stuart, der Nähmliche, welcher in
1569. der Schlacht bey St. Denys den Connetabel erschossen hatte, Tabaret, La Meillerage, und fast alle Edelleute aus Saintonge und Poitou, welche, von allen Seiten von den Escadrons der Katholischen umrungen, nicht durchbrechen konnten, um sich durch die Flucht zu retten. In diesem Gemenge focht der Herzog von Anjou in den ersten Reihen seiner Escadron mit einer sein Alter weit übersteigenden Tapferkeit; sein Pferd wurde unter ihm getödtet, und es würde um sein Leben geschehen gewesen seyn, wenn ihn nicht seine eigene Tapferkeit und die Hülfe der Seinigen zur rechten Zeit gegen die eindringenden Feinde gerettet hätte, welche ihn von allen Seiten umrangen, und mit Verzweifelung kämpften. Nach dem Tode des Prinzen und der Niederlage seiner Escadrons, die aus den tapfersten Kriegern seines Heeres bestand, fanden die Katholischen nirgends mehr Widerstand; die Hugonotten suchten sich auf verschiedenen Seiten unter Begünstigung der einbrechenden Nacht durch die Flucht zu retten. Der Admiral und D'Andelot zogen sich nach St. Jean D'Angely, D'Acier nach Cognac, und Montgommery nach Angouleme zurück; die Übrigen, vorzüglich die Infanterie, welche nicht gegenwärtig gewesen, zerstreueten sich in verschiedene Orte, da die Regimenter von Puviaut

---

Tav. t. XXVII. d. Samml. p. 361. No. 30. Auf den Prinzen machte man folgenden elenden Vers:

L'an mil cinq cens soixante et neuf
Entre Jarnac et Chateau-Neuf
Fut porté mort sur une anesse
Le grand ennemi de la Messe.

Remarques sur les Mém. de l'Etoile t. I. p. 36.

und Courbouson allein Antheil an dem Treffen gehabt Jahr 1569.
hatten.

Einen solchen Ausgang hatte die bey Bassac den sechszehnten März vorgefallene Schlacht, welche mehr durch den Rang der Gebliebenen als die Anzahl derselben merkwürdig ist. Die Hugonotten verloren kaum sieben hundert Mann, aber alle Edelleute von Bedeutung, weil die Schwere des Treffens ganz allein auf die Cavallerie fiel. Auf katholischer Seite kamen sehr Wenige um, und unter Diesen Monsalez, Hippolit Pic Graf von Mirandole, Prunay, und Ingrande. Der Herr von Lignieres, welchen Einige unter die Gebliebenen gezählt, starb erst einige Zeit nachher zu Poitiers eines natürlichen Todes. Der Herzog von Anjou, welcher die Feinde verfolgte, zog noch den nahmlichen Abend siegreich in Jarnac ein, wohin unter dem Großgeschrey der Soldaten der Prinz von Condé auf einem elenden — Lastthiere gebracht wurde. Das ganze Heer jubelte und ergötzte sich an diesem Schauspiele, das doch vorher die Tapferkeit dieses großen Mannes fürchtete, als er noch lebte. Der Herzog erlaubte nicht, daß der Leichnam auf irgend eine Art beschimpft und mißhandelt wurde; es schien ihm genug, daß das, was man weder durch List, noch durch den Weg der — Gerechtigkeit habe bewerkstelligen können, in dem Treffen erfüllt worden. Er ließ ihn also einige Tage nachher dem Heinrich von Navarra, dessen Neffen, zustellen, um dem königlichen Geblüte, aus welchem er abstammte, die gehörige Achtung zu bezeugen, der ihn ohne alles Gepränge unter den häufigsten Thränen seiner ganzen Partey zu Vendome in die Gruft seiner Vorältern begraben ließ.

So lebte, so starb Ludwig von Bourbon Prinz von Condé, welcher durch die in seinem Vaterlande unter dem Deckmantel der Religion mehrmahls erregten bürgerlichen Kriege jene glänzende Eigenschaften, womit ihn die Natur ausgestattet

Jahr hatte, einiger Maßen verdunkelte. Seine Tapferkeit, seine
1569. Standhaftigkeit, und der Adel seiner Seele würden ihn in die Zahl der ersten Fürsten und Feldherren seines Zeitalters erhoben haben. Ein großer Theil derjenigen, welche sich auf der Flucht überall zerstreuet hatten, suchten sich durch verschiedene Wege nach Cognac zurück zu ziehen, als sie den Tag nach der Schlacht erfahren, daß der größte Theil der Infanterie ohne den geringsten Verlust sich dort versammelt habe. Auf diese Art kamen in wenigen Tagen nebst D'Acier, welcher sich gleich Anfangs durch die Flucht gerettet hatte, auch der Graf von La Rochefoucault, und von Montgommery, Jvoy, der nach seines Bruders Tode den Nahmen von Genlis annahm, Jakob Boucard, Teligni, und Bouchavannes zum Vorscheine; der Admiral selbst und D'Andelot kamen von St. Jean D'Angely dorthin.

Nach dieser letzten Niederlage befanden sich die Hugonotten in einer sehr kritischen und unsichern Lage. Es war kein Zweifel, daß sie nach dem Tode des Prinzen von Condé den Admiral so wohl aus Achtung für seine Würde als seine Weisheit zu ihrem Haupte erwählen würden. Es war noch in frischem Gedächtnisse, daß man nach der Schlacht bey Dreux, in welcher der Prinz gefangen genommen worden, demselben einmüthig das Commando übertragen hatte. Es waren aber viele Herren, welche ihm durch ihre Geburt, ihre Reichthümer, und andere Eigenschaften gleich zu seyn glaubten. Zur nähmlichen Zeit wurde er fast einstimmig beschuldigt, daß er durch seine Sorglosigkeit den Katholischen den Übergang über die Charente erleichtert, und sich durch die Kriegslist eines Kindes habe irre führen lassen, welches erst das Kriegshandwerk zu lernen anfange; nach dem Übergange des katholischen Heeres sey er von Ort zu Ort auf eine feige Art gewichen, und habe durch seine übereilte Flucht den Feinden den Sieg in die Hände

gespielt. Auf diese Beschuldigungen antwortete der Admiral: Jahr 1569.
der Übergang des katholischen Heeres sey dadurch bewerkstelligt worden, daß man seine Befehle nicht befolgt habe, und jene Truppen, die zur Bewachung der Übergänge bestimmt gewesen, ihre Posten ohne seine Erlaubniß verlassen hätten, um bequeme Quartiere zu suchen. Er habe nicht überall gegenwärtig seyn können, und sey nicht zur rechten Zeit davon benachrichtigt worden, um Gegenanstalten treffen zu können. Durch seine Flucht habe er mehr Seelengröße und Muth als Feigheit an den Tag gelegt, da er bey der Niederlage des Heeres und der Verzweifelung des Sieges die Flucht einem unnützen Tode vorgezogen, und an der Zukunft nicht verzweifelt habe, um als ein neuer Antheus zum Verderben seiner Feinde wieder emporzusteigen. Nichts desto weniger wurde er von Vielen, theils aus Eifersucht, theils aus Ehrgeitz und Schmerz über ihren Verlust und den Tod des Prinzen gehaßt. Mehrere waren überdieß noch der Meinung, daß ihre Partey alle Unterstützung und Credit verloren habe, da sie jetzt des Nahmens und Ansehens eines Prinzen von Geblüt beraubt seyen: denn das Volk werde nicht so bereitwillig seyn, einem Manne von niedrigerer Geburt und geringerem Ansehen zu folgen, noch die auswärtigen Fürsten ein solches Vertrauen in denselben setzen; sie könnten sich auch nicht wie vorher das Ansehen geben, als wenn sie für das allgemeine Wohl stritten. Dieß käme nur gewisser Maßen, wenn es geschehen müsse, Prinzen von Geblüte zu, welche gleichsam auf den Stufen des Thrones stünden. Viele seyen an die Freygebigkeit, Offenheit und Geradheit des Prinzen von Condé gewöhnt; sie fürchteten und verwünschten den Admiral, welchen sie für einen Mann hielten, der mit einer tiefen Unerforschlichkeit einen hinterlistigen und scharfsichtigen Charakter verbinde, und nur darauf bedacht

Jahr sey, auf jede Art sein Privatinteresse zu befördern. Das
1569. Schicksal wollte es, daß in dieser Zeit D'Andelot, der Bruder des Admirals, und Jakob Boucard, dessen vertrautester Freund, in eine schwere, entweder durch die ausgestandenen Strapazen, oder Seelenkummer verursachte Krankheit verfielen, und in kurzer Zeit hernach starben. Durch diese beyden Todesfälle wurde jene Partey sehr geschwächt, welche die Erhöhung des Admirals zu bewerkstelligen suchte. Seine Klugheit besiegte aber alle Hindernisse: er leistete dem Anscheine nach auf seine Erhöhung und glänzende Titel Verzicht, um nichts desto weniger alles Ansehen und die höchste Gewalt in seiner Person zu vereinigen. Er beschloß, den Prinzen Heinrich von Navarra und den Sohn des verstorbenen Prinzen von Condé, Heinrichen, zu Häuptern und Feldherren erklären zu lassen, wodurch die Partey zu ihrem gemeinsamen Vortheile das nähmliche Ansehen und den nähmlichen Ruf gewönne, und forterhielte, wenn Prinzen von Geblüte an der Spitze stünden, deren Jugend ihm die Führung des Kriegs und die Verwaltung der wichtigsten Geschäfte versicherte. Auf diese Art würden der Ehrgeiz und die Ansprüche der Großen beruhiget; so entspräche man der Erwartung der Völker, und stellte wieder jene Eintracht her, welche durch die Verschiedenheit der Meinungen schon zerstört zu seyn schien.

Der Admiral, welcher seine Ansprüche gänzlich aufgegeben, weil er sie nicht durchzusetzen hoffte, beschied eilends die Königinn Johanna zum Heere, und stellte ihr vor, daß nun die Zeit gekommen sey, ihren Sohn zu jener Größe zu erheben, wozu ihn seine Geburt berechtige, und welche sie schon längst für denselben zu erhalten gesucht habe. Es mangelte auch Johannen nicht an Muth und Entschlossenheit: sie verachtete jede Gefahr, um ihrem Sohne die Stelle eines Oberhauptes dieser Partey zu verschaffen,

und begab sich mit einer den Conjuncturen angemessenen Geschwindigkeit mit beyden Prinzen in's Lager bey Cognac, dessen Zustand durch die vorwaltenden Parteyungen eher zu einer gänzlichen Auflösung sich neigte, als die Hoffnung erregte, daß die Hugonotten durch ihre Eintracht den Unordnungen vorbeugen, und ihren Verlust ersetzen würden. Nachdem die Königinn Johanna den Entschluß und die Absichten des Admirals gebilligt hatte, so ließ sie das Heer versammeln, und ermahnte dasselbe in Ausdrücken voll Muth und männlicher Kraft, bey der Vertheidigung ihrer Freyheit und Religion standhaft vereinigt zu beharren. Sie schlug dem Heere die beyden Prinzen, welche gegenwärtig waren, zu Hauptern und Feldherren der Partey vor, deren Anblick auf jeden einen tiefen Eindruck machte. Sie tröstete Alle, daß sie unter den Auspicien zweyer Jünglinge vom königlichen Geblüte den glücklichsten Ausgang der Ansprüche ihrer gemeinsamen Sache hoffen könnten. Diese Rede erweckte wieder den Muth des Heeres, welches durch den erlittenen Verlust und die unter demselben herrschende Zwietracht gleichsam betäubt und verwirrt da stand. Der Admiral und der Graf von La Rochefoucault waren die Ersten, welche sich den Prinzen von Bourbon unterwarfen, und den Eid der Treue schwuren. Ihnen folgten zuerst die Edelleute, und hernach die Hauptleute und Gemeinen, welche durch ein lautes Beyfallgeschrey die Wahl der Prinzen zu Häuptern und Beschützern der reformirten Religion billigten. Jahr 1569.

Heinrich von Bourbon, Prinz von Navarra, war damahls erst fünfzehn Jahre alt, voll Lebhaftigkeit, Edelmuth und kriegerischen Geistes. Er nahm entweder aus eigenem Antriebe oder durch Überredung seiner Mutter ohne Zaudern den Antrag des Heeres an, und versprach in kurzen und kriegerischen Ausdrücken, die Religion zu beschützen, und bey der Vertheidigung der gemeinsamen Sache so lange zu beharren, bis sie durch den Tod oder Sieg die von Allen

Jahr gesuchte und gewünschte Freyheit errängen. Der Prinz von
1569. Condé willigte mehr durch Zeichen und Gebährden, als durch Worte in das Nähmliche ein, da ihm sein zartes Alter nicht erlaubte, seine Gedanken durch eine Rede zu entfalten. Der Prinz von Navarra, welchem so wohl sein Alter als die Eigenschaft des ersten Prinzen von Geblüt den Vorzug verschaffte, wurde also zum Haupt der Partey der Hugonotten erhoben, und die Königinn Johanna ließ zum Andenken dieser Begebenheit nachher einige Gedächtnißmünzen von Gold prägen, welche auf der einen Seite ihr Bildniß, und auf der anderen Jenes ihres Prinzen mit der Inschrift enthielten: Pax certa, Victoria integra, Mors honesta. Sicherer Friede, vollkommener Sieg, glorreicher Tod.

Nachdem beyde Prinzen zu Häuptern der Partey waren erwählt worden, so wurde sogleich in Gegenwart der Königinn Johanna ein Kriegsrath gehalten, um Mittel auszufinden, wie man den erlittenen Schaden ersetzen, und die drohende Gefahr abwenden könne. Vor allem Anderen wurde dem Admiral wegen dem zarten Alter und der geringen Erfahrung der beyden Prinzen das Commando des Heeres und die Verwaltung aller zum Kriege gehörender Gegenstände; dem Herrn D'Acier das durch D'Andelot's Tode erledigte Generalat der Infanterie; und dem Herrn von Genlis das Commando der Artillerie übertragen, welches Boucard geführt hatte. Nachher berathschlagte man sich über den Operationsplan. Viele, welche sich noch nicht ganz von ihrer Furcht wegen der erlittenen Niederlage erhohlet hatten, waren der Meinung, daß sich das Heer nach La Rochelle und in die umliegende feste Gegend zurückziehen solle: sie behaupteten, daß es dem Herzog von Anjou unmöglich seyn würde, diese mit Wasser und Sümpfen umgebene Gegend anzugreifen, wenn sie von einer hinlänglichen Anzahl tapferer Truppen vertheidigt würde. Der Admiral und

die angesehensten Kriegsmänner hielten dafür, daß man da- Jahr
durch zu viel Furcht an den Tag legen würde; nichtsdesto- 1569.
weniger wurde beschlossen, daß Herr in die vornehmsten Städte an den Ufern der Charente zu vertheilen, sie zu vertheidigen, und den Lauf des Siegers so lange einzuhalten, bis sie eine sichere Nachricht von jenen Hülfsvölkern erhielten, welche ihnen der Herzog von Zweybrücken aus Deutschland zuführte; bey dessen Annäherung sollten sie sich wieder versammeln, und ihm entgegen gehen, und sich mit ihm vereinigen, es möge kosten, was es wolle. Durch diese Verstärkung würden sie dem königlichen Heere, gleich an Macht oder auch selbst überlegen seyn. Sollte diese Vereinigung nicht zu Stande kommen, so müßten sie sich nachher in verschiedene Corps theilen, den Krieg in verschiedene Provinzen spielen, und den König dadurch zwingen, seine Macht ebenfalls zu theilen, und auf diese Art mit gleichen Kräften Krieg zu führen. Nachdem dieser Operationsplan beschlossen war, so kehrte die Königinn Johanna nach La Rochelle zurück, um frische Hülfsvölker zu erhalten, und Kriegsvorrath anzuschaffen. Der Admiral begab sich mit den Prinzen nach St. Jean D'Angely; der Herr von Piles übernahm die Vertheidigung von Saintes; Montgommery und Puviaut gingen nach Angouleme; D'Acier blieb mit dem größten Theile der Infanterie zu Cognac zurück, und Genlis schloß sich mit einer starken Besatzung in Loudün ein. Alle diese Plätze waren entweder durch die Natur oder die Kunst befestigt: ihre Lage an den in dieser Gegend sehr tiefen und häufigen Flüssen erleichterte es ungemein, sie eine lange Zeit vertheidigen zu können.

Indeß hatte der Herzog von Anjou seinen ermüdeten Truppen drey Rasttage gegeben, um sich zu erhohlen, ihre gemachte Beute zu theilen, und in Sicherheit zu bringen, und mit seinen Generalen beschlossen, die Städte zu belagern, in deren Besitze die Hugonotten waren. Es war also noth-

Jahr 1569. wendig, die schwere Artillerie von Poitiers kommen zu lassen, da er nur Feldstücke mit sich geführt hatte, um schneller marschiren zu können. Dieß verzögerte einige Tage lang den Lauf des Siegers, und gab den Hugonotten Zeit, jene Beschließungen zu fassen, von welchen wir gesprochen haben. Da überdieß der Herzog die Befehle des Hofes, welcher sehr weit entfernt war, und sich nicht so leicht und so geschwind entschloß, abwarten mußte, so entstanden dadurch natürlich Aufschub und Zögerung. Die erste Unternehmung war auf Cognac gerichtet: man bemerkte aber bald, daß dieselbe großen Schwierigkeiten unterworfen seyn, und sich in die Länge ziehen würde, weil der erfochtene Sieg mehr die Frucht des Überganges über die Charente und des Todes des Prinzen von Condé, als der großen Niederlage der Hugonotten war, welche durch ihre übereilte Flucht ihren Feldherrn aufgeopfert, aber auch das Heer gerettet hätten, welches nun in die mit Allem versehenen und sehr festen Plätze zur Vertheidigung derselben vertheilt sey, und vor Begierde brenne, durch Heldenthaten die Schande ihrer Flucht auszulöschen. Alles dieß machte die Eroberung dieser Stadt sehr schwer. In Cognac befanden sich sieben-tausend Mann Infanterie, und mehr als siebenhundert Mann Cavallerie unter D'Acier's Commando sammt vielen anderen Herren, welche bey der Annäherung des katholischen Heeres und in den folgenden Tagen so starke Ausfälle thaten, daß ihre Scharmützel kleinen Treffen ähnlich sahen. Die Hugonotten, welche viel Muth und Tapferkeit zeigten, verursachten den Belagerern beträchtlichen Verlust, welche durch die anhaltenden Ausfälle gänzlich verhindert wurden, die Belagerungsarbeiten anzufangen, und die Artillerie aufzuführen, da das Heer beständig unter den Waffen bleiben mußte, um die Anfälle der Feinde abzuhalten. Diese Schwierigkeiten machten es dem Herzog von Anjou unmöglich, die Stadt in dem Zustande, in welchem sie sich befin-

de, zu erobern; er beschloß also, um die Zeit nicht unnütz Jahr
zu verlieren, und sein Heer aufzureiben, in das feindliche 1569.
Land tiefer einzudringen, und die weniger festen und nicht so gut versehenen Städte zu belagern, nach deren Einnahme Cognac gleichsam insulirt, verlassen, von allen Seiten eingeschlossen da stehen, und von selbst fallen würde. Er hoffte dieß um so gewisser, als die Erfahrung schon bey allen Vorfällen bewiesen hatte, daß Aufschub und Zeitgewinn das todtlichste Gift für die Hugonotten sey. Er hob also vier Tage nach seiner Ankunft die Belagerung von Cognac auf, marschirte nach St. Jean D'Angely, nahm theils selbst, theils durch die unter ihm commandirenden Feldherren Lifauges, Montaut, La Foreſt, und Aubeterre ein, und belagerte endlich Mucidan. Der Graf von Brissac, welcher mit seinem gewöhnlichen Muthe sich zu weit vorwärts wagte, um die in die Mauer gemachte Öffnung zu recognosciren, wurde durch einen Büchsenschuß in die rechte Seite so tödtlich verwundet, daß er zum Leidwesen des Heeres daran starb. Dieser Unfall entflammte nur noch mehr den Muth der Belagerer, welche die Städt endlich durch Sturm einnahmen, und aus Rache nicht nur allein die Soldaten, sondern auch die Bürger über die Klinge springen ließen.

Während dieser Zeit hatte Wolfgang von Baiern, Herzog von Zweybrücken, durch das Geld und die Versprechungen der Hugonotten angereitzt, mit Hülfe des Herzogs von Sachsen und des Pfalzgrafen bey Rhein, und durch die Aufmunterung und Unterstützung der Königinn von England ein Heer von sechs tausend Mann Infanterie, und acht tausend Mann Cavallerie auf die Beine gebracht. Mouy und Morvilliers waren denselben mit acht hundert Pferden, und Briquemant mit zwölf hundert französischen Büchsenjägern bis nach Deutschland entgegen gegangen, um sich mit ihnen zu vereinigen. Bey dem nähmlichen Heere befand sich Wilhelm

Jahr 1569. von Nassau, Prinz von Oranien, und seine Brüder Ludwig und Heinrich, welche Flandern verlassen hatten, um nicht in die Hände des unerbittlichen Herzogs von Alba zu fallen, und der Fahne der Hugonotten, zu deren Religion sie sich bekannten, treu zu bleiben. Der König und die Königinn-Mutter hatten zuerst durch Gesandtschaften an die protestantischen Fürsten, und hernach durch die Autorität Kaiser Maximilians II., mit welchem sie ein enges Verständniß unterhielten, die Anwerbung dieses Heeres zu verhindern gesucht; da aber der Eifer der Protestanten für ihre Glaubensgenossen, und die Hoffnung der Beute und des Gewinnstes stärker war, als die Versprechungen des Königs, oder die Drohungen des Kaisers, so hatten sie doch ihre Truppen mit dem festen Entschlusse versammelt, den Hugonotten ohne längeren Aufschub und mit Verachtung aller Gefahren zu Hülfe zu eilen. Der König und die Königinn-Mutter hatten sich nach Metz begeben, um diese Gewitterwolke zu zerstreuen; als sie aber sahen, daß sich das Heer aller ihrer Bemühungen ungeachtet vereiniget hatte, so ertheilten sie dem Herzog von Aumale den Befehl, mit der Cavallerie von Champagne und Burgund und mit sechs tausend frisch in Sold genommenen Schweizern sich nach den Gränzen der protestantischen Fürsten zu begeben, und ihre Länder zu verwüsten, damit die Truppen derselben zu ihrer eigenen Vertheidigung zurückgehalten würden, und dieselbe dieses Jahr nicht nach Frankreich marschiren könnten. Sie wähnten, daß der Kaiser aus diesen Gründen und wegen dem mit ihm bestehenden guten Verständnisse diesen Schritt nicht mißbilligen werde. Da aber der Herzog von Aumale in dem Gebiethe der Reichsstadt Straßburg ein Corps Franzosen, welche aus Genf und den umliegenden Gegenden gekommen waren, um sich mit dem deutschen Heere zu vereinigen, angegriffen, und ein großes Blutbad unter denselben angerichtet hatte,

so erregte diese auf deutschem Boden ausgeübte Feindseligkeit ein solches Mißfallen bey allen Städten und Fürsten des Reichs, und selbst bey dem Kaiser, daß der König und die Königinn-Mutter, um die Gemüther nicht noch mehr zu reitzen, und sich mehrere Feinde auf den Hals zu ziehen, dem Herzoge von Aumale befahlen, sich nach Burgund zurückzuziehen, und auf die Vertheidigung der eigenen Gränzen so viel möglich einzuschränken. Sie befürchteten, daß ihnen die übelgesinnten auswärtigen Fürsten in ihrem Reiche genug zu schaffen machen würden. Der Herzog von Zweybrücken folgte sogleich dem Herzoge von Aumale auf dem Fuße nach Burgund, und plünderte und verheerte auf die grausamste Art das Land, durch welches er mit seinem Heere zog; der Herzog von Aumale konnte ihm weder den Weg verlegen, noch das freye Feld gegen ihn behaupten, weil ihm derselbe weit überlegen war. Er lagerte sich also immer unter die Mauern der Städte, und verhinderte ihn dadurch, sich derselben zu bemeistern, und größere Streifzüge zu unternehmen, wie er gethan haben würde, wenn er gar keinen Widerstand gefunden hätte. So zogen beyde Heere durch Burgund: täglich fielen Scharmützel vor, wobey einige Mahl großer Verlust war. Der Herzog von Aumale sah endlich ein, daß die Feinde aus Mangel schwerer Artillerie außer Stande waren, Belagerungen vorzunehmen, und es von geringem Nutzen seyn würde, denselben immer zur Seite zu bleiben: er nahm also den kürzesten Weg durch die Grafschaft von Aurerre, um sich mit dem Herzoge von Anjou zu vereinigen, und mit gemeinsamen Kräften den Feinden stärkereren Widerstand zu leisten. Jahr 1569.

Das deutsche Heer, welches bis an die Ufer der Loire vorgedrungen war, fand überall die größten Schwierigkeiten, einen Übergang über dieselbe zu finden: denn alle Brücken über diesen Fluß befinden sich innerhalb den Städten oder

Jahr 1569. zur Seite ihrer Mauern und Wälle, und waren alle von den königlichen Truppen besetzt. Der Herzog von Anjou hatte auf die sichere Nachricht von der Ankunft der Deutschen das feindliche Land verlassen, sich mit seinem Heere dem Strome genähert, und alle Übergänge befestigt. Hier erwartete er, was die Feinde unternehmen würden. Die Deutschen befanden sich in nicht geringer Verlegenheit, da sie außerhalb der Städte nicht über die Loire gehen konnten, und keine schwere Artillerie und andere Belagerungswerkzeuge mit sich führten, um durch die Eroberung irgend einer Stadt sich einen Übergang zu öffnen. Sie befürchteten sehr, daß ein mit so großem Geräusche begleiteter Einbruch am Ende fruchtlos ablaufen werde. Aber die Feigheit oder der Meineid der Menschen erleichterten das, was an sich selbst sehr schwer war. Die Feldherren des Deutschen Heeres hatten beschlossen, sich La Charité zu nähern, welche Stadt an der Loire liegt; ihre Absicht war mehr, die Zeit nicht müßig hinzubringen, als eine gegründete Hoffnung, sie einnehmen zu können. Sie wollten die alten Mauern derselben mit einigen kleinen Feldstücken, die sie bey sich führten, beschießen. Sie hatten sich kaum vor die Stadt gelagert, als der Gouverneur heimlich aus derselben, man weiß nicht, aus welcher Ursache, entwich: (denn zu dieser Zeit, wie es in bürgerlichen Kriegen zu geschehen pflegt, waren die vielfachen Interessen so wie die Neigungen der Menschen undurchdringlich) ihm folgten die Soldaten in der größten Unordnung nach. Die erschreckten Bürger fingen an, über die Übergabe zu handeln, und vernachlaßigten deßhalb die Bewachung der Stadtmauern. Die Belagerer legten indeß einige Sturmleitern an; sie fanden nicht den geringsten Widerstand, und Briquemault drang zuerst mit seinen Leuten in die Stadt, welchem nach und nach das ganze Heer folgte, und dieselbe plünderte, zur Zeit, als der Herzog von Anjou auf die

Nachricht von der Unternehmung der Deutschen den Belagerten ein starkes Corps zu Hülfe schickte. Das Deutsche Heer, welches nun zu gleicher Zeit sich einen Übergang geöffnet, und in jedem Falle für den Rückzug gesorgt hatte, ging den zwanzigsten May über die Loire. Jahr 1569.

Der Admiral und die Prinzen, unter deren Nahmen nun alles geschah, machten sich bereit, den Deutschen entgegen zu gehen; sie hofften mit Grunde, durch die Vereinigung mit denselben den Königlichen weit überlegen zu seyn; sollte sie aber nicht zu Stande kommen, so dachten sie den Herzog von Anjou zwischen zwey Heeren gleichsam einzuschließen. Der Admiral übergab also das Commando von La Rochelle dem La Noue (die Königinn Johanna regierte alles übrige) und schickte den Grafen von Montgommery Bearn zu Hülfe, dessen sich die Herren von Montluc und Terride, Lieutenants des Königs in Gascogne und Guienne, fast gänzlich bemeistert hatten. Die Prinzen brachen mit zwölf tausend Mann Infanterie, und zwey tausend Mann Cavallerie gegen die Loire auf; ihr Heer wuchs von Tage zu Tage durch die Ankunft der Edelleute an, welche zu ihrem Dienste aus den benachbarten Provinzen freywillig herbey eilten. Da sie noch keine Nachricht von dem Übergange der Deutschen erhalten hatten, so machten sie aus Unentschlossenheit nur kleine Märsche; sie befürchteten mit Grunde, von den Katholischen eher angegriffen zu werden, als sie sich mit den Deutschen vereinigen könnten. Aber der Herzog von Anjou hatte sich nach dem Übergange der Deutschen über die Loire von den Ufern derselben entfernt, um nicht zwischen zwey Feuer zu kommen, und sich in das Limousin'sche zurück gezogen, welches durch seine vielen Waldungen und Gebirge ihm alle Gelegenheit darboth, feste Lager zu beziehen. Überdieß glaubte er, daß die Unfruchtbarkeit des Landes die Feinde mit einer so starken Anzahl Deutscher, welche an

Jahr gute Quartiere, und im Überflusse zu leben gewohnt seyen,
1569. bald zwingen werde, dasselbe zu verlassen. Der Herzog von Zweybrücken beschleunigte seinen Marsch, um sich mit den Prinzen zu vereinigen; aber der Tod verhinderte ihn in der Ausführung; denn er wurde von einem anhaltenden, durch die Strapazen des Marsches, oder wie man sagte, durch den übermäßigen Genuß des Weines verursachten Fieber, welches sich bald in ein bösartiges verwandelte, überfallen, und in einigen Tagen hinweg gerafft 22). Er hinterließ einen sehr zweifelhaften Ruhm: ob er es seiner Kriegskenntniß, oder dem Glücke zu danken hatte, einen so langen Marsch ohne Verlust durch eine so große Strecke feindlichen Landes und über so breite und tiefe Flüsse bewerkstelligt, und sich mit seinen Verbündeten an den äußersten Gränzen von Guienne vereinigt zu haben. Nach seinem Tode folgte ihm der Graf von Mansfeldt, dessen Lieutenant, in dem Commando des Heeres, da sich so viele andere Prinzen und Feldherren, welche sich bey dem Heere befanden, mehr aus Furcht vor der bevorstehenden Gefahr als aus Mäßigung und Mangel der Ansprüche nicht widersetzten. Den dritten Tag nach dem Tode des Herzogs von Zweybrücken vereinigte sich

22) Man behauptet, er sey vergiftet worden; ein gleiches Gerücht hatte verbreitet, als sey dem D'Andelot das nähmliche widerfahren. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er sich den Tod durch übermäßiges Garaustrinken (Caroux, wie es die Franzosen nannten) wegen seiner großen Freude über die Vereinigung zugezogen. Er hatte auch das Glück, mit einem Wortspiele besungen zu werden.

Pons superavit aquas, superarunt pocula *pontem*,
Febre tremens periit, qui tremor orbis erat.

S. die angef. Observ. sur Tav. p. 365.

das Deutsche Heer mit dem Admirale und den Prinzen an den Ufern der Vienne, wo das Heer gemustert, und den Deutschen der Sold von einem Monathe mit jenem Gelde bezahlt wurde, welches die Königinn Johanna nicht ohne große Schwierigkeit von den Bürgern von La Rochelle, und aus den Contributionen der umliegenden Städte zusammen gebracht hatte. Das vereinigte Heer brach nun gegen den Herzog von Anjou auf, voll Verlangen, zu schlagen, ehe seine Macht durch neue Unfälle geschwächt würde. Jahr 1569.

Das Heer des Herzogs von Anjou war indeß durch die aus Italien und Flandern gekommenen Hülfsvölker verstärkt worden. Der Papst hatte theils aus Verlangen, den Krieg gegen die Hugonotten fortgesetzt zu sehen, theils zur Ehre des apostolischen Stuhles dem Könige vier tausend Mann Infanterie, und acht hundert Mann Cavallerie unter der Anführung von Sforza, Grafen von Santa Fiore, eines berühmten und erfahrenen Feldherrn, zu Hülfe geschickt; der Großherzog von Toskana hatte tausend Fußgänger und zwey hundert Pferde unter dem Befehle des Fabiano del Monte hinzu stoßen lassen. Zu gleicher Zeit war der Graf Peter Ernest von Mansfeldt mit einem Regimente von drey tausend Wallonen und drey hundert Lanzen Flamänder von dem Herzoge von Alba abgeschickt worden, welcher nichts mehr als die Unterdrückung des Deutschen Heeres wünschte, unter welchem sich der Prinz von Oranien und seine Brüder, die so angesehene Verbannte, befanden, welche noch einen großen Anhang und Einfluß in den Niederlanden hatten. Aber aller dieser Hülfsvölker ungeachtet war doch das katholische Heer sowohl durch Sterblichkeit und die erlittenen Strapazen, als durch den Mangel des Soldes so sehr zusammen geschmolzen, daß ihm die Hugonotten weit überlegen waren. Aus dieser Ursache hatte der Herzog von Anjou, um ein Treffen zu vermeiden, sich nach dem Limousin'schen

Jahr 1569. zurückgezogen, zu Rochela-Belle sich sehr vortheilhaft gelagert, und das Hauptchor auf eine steile und unersteigliche Anhöhe postirt. Auf der Fronte, wo ein flaches Feld sich ausdehnte, befinden sich zwey mit Gesträuchen und Bäumen bedeckte Abhänge, auf deren jedem ein Dorf liegt. In jenem auf der rechten Seite stand Philipp Strozzi, welchen der König zum Generaloberſten der Infanterie ernannt hatte, mit zwey französischen Regimentern, und in dem anderen auf der linken der Graf von Santa Fiore, Fabiano del Monte, und Peter Paul Tosinghi mit der päpstlichen und toskanischen Infanterie; auf der Spitze der Anhöhe war die Artillerie aufgepflanzt, welche die ganze umliegende Gegend bestreichen konnte. Zwischen dem Hauptcorps und beyden Dörfern, wo sich die Infanterie verschanzt hatte, stand die leichte Cavallerie unter dem Befehle des Herzogs von Nemours und der Italienischen Feldherren in der Ebene hinter einem Bache. In dem Rücken des Lagers befand sich in einer kleinen Entfernung die Stadt Limoges, welche das Heer überflüßig mit Lebensmitteln versah, woran in dem ganzen umliegenden Lande wegen der Unfruchtbarkeit ein großer Mangel war.

Der Admiral, welcher sich mit dem Prinzen und dem ganzen Heere den Katholischen auf eine halbe Meile genähert hatte, rekognoscirte die Stellung des Herzogs von Anjou, und erkannte die Schwierigkeit, seinen Truppen zwischen unfruchtbaren Wäldern und öden Gebirgen Unterhalt zu verschaffen; er beschloß also, das Quartier des Strozzi und jenes der Italiener zu gleicher Zeit anzugreifen. Er berechnete zum voraus, daß er durch den Besitz dieser Dörfer das ganze Lager enge einschließen, und die Feinde, welche eine große Anzahl Cavallerie hatten, gänzlich verhindern könnte, in der Ebene zu fouragieren, und sie gleichsam zwingen würde, sich mit der augenscheinlichen Gefahr einer Niederlage zurückzuziehen. Den drey und zwanzigsten Juny

rückte er gegen den Posten des Strozzi mit der Avantgarde vor. An der Spitze derselben befanden sich Piles, Briquemaut, und Rouvray mit der Infanterie, und der Graf Ludwig von Nassau mit einem Regimente Deutscher in der Mitte; die Cavallerie unter Mouy, Teligni, und Soubise folgte zuletzt. Die Prinzen marschirten mit dem Treffen, welches aus der Infanterie von Baudine, Blacons, Pouilly, einem anderen Regimente Deutscher, und der Cavallerie des Marquis von Renel, von Montbrün, Ambras, und D'Acier bestand, unter der Anführung des Grafen von La Rochefoucault und des Prinzen von Oranien auf das Quartier der Italiener los: der größte Theil der Deutschen mit der Artillerie und zwey Regimentern Büchsenjägern blieben unter den Befehlen des Grafen von Mansfeldt und des Herrn von Genlis im Lager zurück. Jahr 1569.

Der Angriff, welcher zwey Stunden vor dem Tage geschehen sollte, konnte wegen der Kürze der Nacht nur mit dem Anbruche desselben beginnen. Der Admiral, welcher sich dem Posten des Strozzi genähert hatte, ließ denselben durch die Büchsenjäger des Piles angreifen, welchem die übrigen vier tausend an der Zahl folgten. Das Gefecht war hitzig und blutig: für die Hugonotten kämpfte die Anzahl, und für die Katholischen die Festigkeit des Ortes. Sie waren durch eine Menge Bäume und Zäune gedeckt, und setzten durch ihre Stellung auf der Anhöhe mit ihrem Musketenfeuer den Hugonotten ausserordentlich zu, welche ihnen aber so sehr an Anzahl überlegen waren, daß vier gegen Einen stritten. Sie wurden auch beständig durch frische Truppen unterstützt, und strengten Alles an, um die Katholischen aus ihrem Posten zu vertreiben. Es würde den Hugonotten dieß nicht gelungen seyn, wenn sich nicht die Soldaten durch ihre Hitze hätten hinreißen lassen, die Disposition ihres Feldherrn zu vereiteln: denn Philipp Strozzi

Jahr 1569. wurde so wohl durch seinen eigenen Muth, als die wiederhohlten anzüglichen Äußerungen der Franzosen, welche über den Verlust des Grafen von Brissac, an dessen Stelle Strozzi war ernannt worden, laut klagten, und gleichsam aufgebracht waren, von einem italienischen Feldherrn commandirt zu werden, gereitzt, begab sich in die ersten Reihen der Seinigen, ermahnte Jeden, seinem Beyspiele zu folgen, verließ seinen vortheilhaften Posten, und griff die Büchsenjäger des von Piles und Briquemault mit solcher Tapferkeit an, daß sie sich in Unordnung zurückziehen mußten. Als der Admiral sah, daß sie in der Hitze des Gefechtes die Flüchtigen bis in die Ebene unvorsichtig verfolgten, wo die Cavallerie agiren konnte, so rückte er mit der ganzen Avantgarde vor, und umgab sie von allen Seiten. Obschon Strozzi, durch die Seinigen unterstützt, tapfer kämpfte, so wurde er doch niedergeworfen, von den Pferden blutig getreten, und zum Gefangenen gemacht. Er hatte mehr Muth und Tapferkeit als Klugheit: es ist aber fast unmöglich, daß ein Mann, welcher sich durch gleichen Trieb der Ehre angespornt fühlt, sich in den Gränzen innehalten kann, welche ihm die Klugheit vorgeschrieben hat, wenn er durch die Anzüglichkeiten der Unerfahrenen gereitzt wird. Von Seite der Katholischen blieben Saint-Loup und Roquelaure, beyde Lieutenants des Strozzi, zwey und zwanzig Hauptleute, und drey hundert und fünfzig der tapfersten Soldaten; von jener der Hugonotten nicht mehr als hundert und fünfzig Mann, theils Fußgänger, theils Reuter auf dem Platze, unter welchen sich Trümemond und La Fontaine, zwey Hauptleute von großem Rufe, befanden. Der Admiral verfolgte muthig den Überrest der Truppen des Strozzi, welche sich aber streitend auf ihren Posten zurückzogen. Die Lage des Ortes war so beschaffen, daß die Cavallerie nicht vordringen, und die schon ermüdete und in Unordnung gerathene Infan-

kerie nicht mit gleicher Tapferkeit den Angriff erneuern konnte. Die Katholischen, welche in starker Anzahl auf der Anhöhe zurückgeblieben waren, hielten also leichter Dinge den Angriff der Feinde ab. Indeß kam die leichte Reuterey, welche in der Nähe war, und die Gefahr der Katholischen sah, den Ihrigen zu Hülfe, und schlug mit gemeinsamer Hand die Hugonotten endlich zurück. Franz Somma, ein Cremoneser, und Hauptmann der leichten italienischen Reuterey, erwarb sich hier ein großes Lob: denn er stieg mit dem größten Theile der Seinigen von den Pferden, stritt zwischen den Zäunen und Kastanienbäumen in den ersten Reihen zu Fuße mit großer Tapferkeit, wobey die Feinde viel einbüßten. Jahr 1569.

Auf der anderen Seite, wo die Prinzen von Navarra und von Condé das Treffen zum Angriffe der Italiener geführt hatten, war der Verlust beyder Theile geringer. Der Graf von Santa Fiore, welcher sich nicht wie Strozzi durch die Reden seiner Soldaten zu einem tollkühnen Angriffe hinreißen ließ, sondern seinen Posten klug und standhaft behauptete, schlug immer mit gleichem Muthe und Glücke den Angriff von Baudiné und Pouilly zurück, welche ihn durch eine starke Anzahl Cavallerie zu überwältigen suchten. Obschon das Treffen eine Stunde länger als Jenes des Admirals dauerte, und auf beyden Seiten mit der größesten Tapferkeit gefochten wurde, so trennten sie sich doch ohne großes Blutvergießen, da im Ganzen nicht mehr als hundert und zwanzig Menschen auf dem Platze blieben. Dieß war das erste Treffen, in welchem sich der Prinz Heinrich von Navarra mit den Gefahren des Krieges bekannt machte. Seine Mutter hatte ihn mit großer Sorgfalt im Reiten und den damahls gewöhnlichen Waffenübungen unterrichten lassen; er war aber bis auf diesen Tag bey keiner Action gegenwärtig gewesen. Er zeigte sich in den ersten Rei-

Jahr 1569. hen mit dem größten Muthe, welches um so merkwürdiger ist, als der Anblick des Krieges für den Anfänger eine schreckliche Scene darbeut. Hier legte er Proben von jener Tapferkeit ab, durch welche er nachher die ganze Welt mit dem Ruhme seiner Heldenthaten erfüllen sollte. Nachdem auf diese Art die Angriffe aufgehört hatten, so beschlossen die Prinzen und der Admiral, auf dem nähmlichen Felde sich zu lagern, auf welchem sie gefochten hatten, um die Katholischen enger einzuschließen. Sie glaubten, daß die feindliche Cavallerie durch den kleinen Raum unendlich leiden müßte; in wenigen Tagen sahen sie aber ein, welchen Fehler sie begangen hatten: denn der Herzog von Anjou erhielt aus Limoges ohne Hinderniß reiche Zufuhren von allen Lebensmitteln, da im Gegentheile das ganze Lager der Hugonotten durch die Unfruchtbarkeit der umliegenden Gegend, und weil die benachbarten Städte im Besitze der Katholischen waren, einen solchen Mangel an allem Nothwendigen litt, daß sie ihr Lager aufheben, und den Weg nach Perigord einschlagen mußten, damit sie anderwärts einer so großen Anzahl Deutscher einen bessern Unterhalt verschaffen konnten, welche zum Voraus auf die reichsten Beuten gezählt hatten, und weder das Lagern auf freyem Felde, noch den Mangel und die Theuerung der Lebensmittel ertragen konnten.

Während dieser Zeit war die Königinn-Mutter in Begleitung der Cardinäle von Lothringen und von Bourbon in das Lager des Herzogs von Anjou gekommen, um sich mit ihm über den Operationsplan zu berathschlagen: denn nicht nur allein in dem Staatsrathe des Königs, sondern auch in dem Lager waren die Meinungen verschieden. Einige, welche die Macht des königlichen Heeres mit Jener der Hugonotten verglichen, drangen darauf, ohne Zeitverlust eine Schlacht zu liefern. Sie behaupteten, daß die zusammengeraffte Infanterie der Hugonotten Jener aus lauter Be-

teranen bestehenden des Königs und dem undurchdringlichen Schweizerbataillon, dessen Tapferkeit die Feinde schon so oft und so hart empfunden hätten, keinen Widerstand leisten könnte, so wie die Katholische aus der Blüthe des Adels bestehende Cavallerie ohne Mühe die Reuter (so nannte man die Deutsche Cavallerie) übern Haufen werfen müßte, welche, die Anführer, und einige Wenige vom Adel ausgenommen, meistens aus Stallknechten und anderem Gesinde bestünden und die Waffen nicht zu führen wüßten 23). Sie machten also den Schluß, daß man in wenigen Stunden Frankreich von dem ganzen Ungemache des Krieges befreyen, und mit einem Schlage die hartnäckigen Hugonotten zu Boden drücken könne; durch Zaudern und Unentschlossenheit werde man den Ausgang des Krieges verlängern, das Volk zu Grunde richten, den Adel aufreiben, die königlichen Einkünfte gänzlich versiegen machen, und das Reich verwüsten; die Feinde erhielten dadurch Gelegenheit und Zeit, sich mit neuen Kräften empor zu heben, und die Gefahr zu vermehren: sollten wieder neue Deutsche Hülfsvölker in Frankreich einrücken, wie das Gerücht gehe, so würde am Ende die königliche Macht ermüdet, durch die Fortsetzung des Krieges vermindert, und durch die Ausländer gänzlich unterdrückt werden. Jahr 1569.

Diejenigen, welche der entgegen gesetzten Meinung beypflichteten, hielten es für ein tollkühnes und übereiltes Unternehmen, das ganze Reich durch eine Schlacht gegen einen Feind auf's Spiel setzen zu wollen, welcher nichts zu

23) Man nannte die Reuter auch Pistoliers. Als der Prinz von Condé in dem ersten bürgerlichen Kriege gegen Paris anrückte, bestanden die Reuter meistens nur, wie Vieilleville sagt, aus gens de Ville et marchands. Collect. Univ. t. XXXII. p. 39.

Jahr 569. verlieren habe, da das ganze Glück der Deutschen in ihren Waffen und geringem Gepäcke bestünde, welches sie mit sich führten; die Häupter der Hugonotten könnten nur das verlieren, was sie usurpirt; es sey also sehr gefährlich, mit einem so starken Heere verzweifelter ohne sichere Hoffnung eines glücklichen Erfolges zu schlagen; man müsse eine vernünftigere Partey ergreifen, und durch die Verlängerung des Krieges den Deutschen Zeit lassen, sich selbst aufzureiben, wie es denselben immer zu gehen pflege; das Clima von Frankreich, welches von jenem ihres Vaterlandes so sehr verschieden sey, die große Hitze des Sommers, und der Überfluß der Weintrauben, nach welchen sie so sehr lüsterten, würden in Kurzem schwere Krankheiten in ihrem Lager hervor bringen, und ihre Anzahl beträchtlich vermindern, wenn sie nicht gänzlich durch dieselben sollten aufgerieben werden. Würden die Häupter der Hugonotten, wie es wahrscheinlich sey, sich entschließen, die vornehmsten Städte zu belagern, welche die Katholischen im Besitze hätten, so könnte man ganz richtig vorher sehen, daß sie bey diesem schweren Unternehmen ihre tapfersten Soldaten einbüßen, und ihre Macht beträchtlich vermindern würden. Sollte auch die Zeit, der Mangel des Soldes und der Lebensmittel, und die in dieser Jahreszeit gewöhnlichen Krankheiten, das Heer der Hugonotten nicht auflösen, so sey es doch viel sicherer, das königliche Heer erst durch frische Truppen zu verstärken, und nachher mit einem schmächtigen, und durch lange Strapazen entkräfteten Körper zu ringen, welcher aber jetzt noch von frischen Säften strotze, und mächtig sey. Für das gegenwärtige Jahr habe man die Ankunft neuer Hülfsvölker aus Deutschland nicht zu befürchten, da noch gar nichts von einer Werbung derselben bekannt sey; man müsse also auf eine so ungegründete Furcht keine übereilte Entschlüsse bauen, deren Zweck viel ge-

wisser durch Mäßigung und Klugheit erreicht werden Jahr 1569.
könne.

Diese letzte Meinung behielt endlich die Oberhand, weil sie mehr Sicherheit gewährte, die Königinn-Mutter billigte sie, welche ihrem Charakter so wohl als ihrer Überlegung nach geneigter war, jene Rathschläge zu befolgen, durch welche man sich am wenigsten der Macht des Zufalles Preis gab, und das vorgesteckte Ziel mit weniger Gefahr und Blutvergießen erreichen konnte. Sie pflegte zu sagen, daß man nicht ohne die größte Nothwendigkeit ein angestecktes Glied vom Körper abzulösen pflege, wodurch nicht allein die heftigsten Schmerzen, sondern auch eine schädliche Schwächung und Mißgestaltung entstehe. Sie gab deßwegen immer jenen Rathschlägen Gehör, welche auf die Unterdrückung der Häupter der Hugonotten, und die Heilung und Erhaltung des Volkes zum Vortheile des Staates zielten. Sie verabscheuete das ungewisse Glück der Schlachten, durch welche der Staatskörper immer geschwächt würde.

Nachdem der König diesen Entschluß ebenfalls gebilligt hatte, so versah der Herzog von Anjou alle jene Festungen mit hinlänglichen Besatzungen, welche den Hugonotten am nächsten lagen, verabschiedete den Adel, und wies dem übrigen Theile des Heeres Quartiere in fruchtbaren Gegenden an, mit dem Befehle, daß ein jeder mit Anfange des künftigen Octobers bey seiner Fahne sich wieder einfinden solle, zu welcher Zeit er die Truppen wieder zu versammeln, und nach Erforderniß der Umstände seine Entschließungen zu fassen Willens war. Er begab sich in einer geringen Begleitung einiger Herren nach dem Schlosse Loches an den Gränzen von Touraine, um in der Nähe zu seyn, und im Nothfalle die nöthigen Verfügungen treffen zu können.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Operationsplan der Hugonotten. Sie bemeistern sich der Städte Chatelraud und Lusignan, und belagern Poitiers. Der Herzog von Anjou versammelt das königliche Heer, und greift Chatelraud an. Der Admiral wird dadurch gezwungen, die Belagerung von Poitiers aufzuheben, um Chatelraud zu entsetzen. Sansac belagert vergebens La Charité. Rückzug des Herzogs von Anjou, welchen der Admiral verfolgt, aber zu keinem Treffen zwingen kann. Der König läßt den Admiral als einen Rebellen erklären, und sein Bildniß an einem Galgen aufhängen. Schlacht bey Moncontour, wo die Hugonotten gänzlich geschlagen werden. Der Admiral ermuntert die Hugonotten zur Fortsetzung des Krieges, und zieht sich mit dem Reste des Heeres in die Gebirge von Gascogne und Languedoc zurück.

Jahr 1569. Der Entschluß des Herzogs von Anjou, das Heer zu vertheilen, und sich eine Zeit lang auf die Vertheidigung der Festungen zu beschränken, setzte die Hugonotten in die größte Verlegenheit. Sie hatten ein zahlreiches Heer, aber keine Mittel, dasselbe zu unterhalten: bey jeder Unternehmung zeigten sich ihnen unübersteigliche Hindernisse. Viele riethen, über die Loire zu gehen, sich größerer Provinzen zu bemeistern, und selbst Paris, den Sitz und das Bollwerk

der katholischen Partey, zu belagern. Obschon dieser Vor- Jahr 1569.
schlag die gegründete Hoffnung erregte, den Krieg dadurch siegreich zu endigen, und die Gelegenheit zu reicher Beute, eine große Lockspeise für die Deutschen, und das einzige Mittel war, sie zu unterhalten, so schien doch dieses Unternehmen mit der augenscheinlichsten Gefahr verbunden: denn wie konnten sie sich ohne Geld, ohne Munition, ohne eine starke Artillerie, ohne vorher getroffene Maßregeln für die Zufuhr der Lebensmittel, und was noch wichtiger war, ohne den Besitz einer Stadt oder Festung, wohin sie sich in jedem Nothfalle zurückziehen könnten, so tief in das feindliche Land wagen? Der geringste Unfall, die kleinste Hinderniß, die sich ihnen entgegen stellte, war hinlänglich, sie auf's Äußerste zu bringen, und gänzlich zu Grunde zu richten. Die Hoffnungen, große Eroberungen zu machen, waren nicht so stark, daß sie jenen Gefahren das Gleichgewicht hielten. Die vornehmsten Städte des Reichs seyen stark befestiget, und das königliche Heer mehr vertheilt, als getrennt, welches sich bey jeder Gelegenheit leicht wieder vereinigen, und sie in verzweifelte Umstände versetzen könnte, da sie weder für den Rückzug gedeckt, noch im Stande wären, für die Herbeyschaffung der Lebensmittel zu sorgen, deren Mangel von Tage zu Tage sich vermehren müßte. Andere riethen, sich bloß auf die Eroberung der Städte und Festungen zu beschränken die diesseits der Loire liegen, und noch für die Katholischen hielten, und sich durch den Besitz derselben die Herrschaft des ganzen Landes versichern sollten, welches sie schon größten Theils inne hätten, und der Hauptwaffenplatz ihrer Partey sey. Diesem Vorschlage standen zwey sehr große Hindernisse im Wege: erstens würde man durch die Belagerung dieser sehr festen, und mit Allem zu ihrer Vertheidigung hinlänglich versehenen Plätze viel Zeit und einen großen Theil des Heeres aufopfern müssen, welches die Katholischen vor-

Jahr 1569. hergesehen hätten, und so sehr wünschten; zweytens: führten sie den Krieg auf ihrem eigenen Boden, so müßten sie zugeben, daß das Land, aus welchem sie ihren Unterhalt zögen, durch Kriegssteuern erschöpft, und zu Grunde gerichtet würde; sie könnten also nachher weder so viel Geld aus demselben ziehen, um den Sold den Truppen zu bezahlen, noch so viel Beute machen, um die ungeduldigen Soldaten hinzuhalten, und ihre Habsucht zu befriedigen. Da es nothwendig war, aus zwey Übeln das Geringste zu wählen, so beschlossen die Prinzen und der Admiral, die benachbarten Städte zu belagern, um sich des ganzen diesseits der Loire liegenden Landes zu bemächtigen, und den Sitz ihrer Partey in diesem Theile von Frankreich fest zu gründen; sie hofften, daß die englischen Subsidien, und die Beuten, welche die nach dem Tode des Baron von La Tour von dem Herrn von Sore commandirte Flotte machen werde, hinlänglich seyn würden, das Heer so lange zu unterhalten, bis das Glück ihre Fortschritte begünstigte, und ihnen vortheilhaftere Aussichten eröffnete.

Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt, und den Deutschen die reiche Abtey Brantome und einige kleine Städte zur Plünderung überlassen hatten, um sie muthiger und folgsamer zu machen, so näherte sich der Admiral mit dem Heere Chatelraud. Er unterhielt schon mehrere Tage mit einem Theile der Einwohner dieser Stadt ein geheimes Verständniß, und bemächtigte sich derselben ohne große Mühe: denn die Verschwornen erregten einen Aufruhr, und besetzten ein Thor, durch welches die Hugonotten in die Stadt drangen. Der in Furcht gejagte königliche Gouverneur floh, ohne einigen Widerstand, nach Poitiers. Der Admiral nahm dieselbe, so wie er es mit allen andern Städten zu thun pflegte, im Nahmen des Prinzen von Navarra in Besitz, unter dessen Auspicien, als des ersten Prinzen von Geblüte, alle

Befehle expedirt, und alle Geschäfte verrichtet wurden. Nach Jahr
der Einnahme von Chatelraud belagerte der Admiral Lusig- 1569.
nan, eroberte ohne großen Widerstand die Stadt, und griff ohne Zeitverlust das Schloß an, welches man für eine der stärksten Festungen Frankreichs hielt, und in den verflossenen Zeiten lange und harte Belagerungen der Engländer glücklich ausgehalten hatte. Aber für dießmahl entsprach nicht die Standhaftigkeit der Vertheidiger der Tapferkeit ihrer Voreltern: denn die Hugonotten hatten kaum durch ihre Batterien eine große, aber fast unzugängliche, Öffnung gemacht, (die Festung liegt auf der Spitze eines Felsen) so capitulirten die Belagerten auf die Bedingniß eines freyen Abzuges, welche ihnen auch wider die Gewohnheit in bürgerlichen Kriegen gehalten wurde. Die Hugonotten verloren bey dieser Belagerung dü Breuil, und Chesnay, zwey Officiere von großem Rufe. Der Admiral, welcher sieben schwere Kanonen in Lusignan gefunden hatte, beschloß, Poitiers zu belagern, eine Stadt, welche nach Paris die Größte des Reichs, und die Vornehmste der umliegenden Provinzen ist. Man hatte dorthin, als in einen sichern Ort, alle Habe und Reichthümer der benachbarten Gegenden gebracht. Der Admiral hielt dafür, daß nach der Einnahme einer so großen und wichtigen Stadt die Übrigen ohne großes Bedenken sich ergeben würden.

Sobald man zu Loches, wo der Herzog von Anjou sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, erfuhr, daß der Admiral Schanzgräber, Artillerie und Munition zusammenbringe, um Poitiers zu belagern, so hielt es der Kriegsrath, obschon der kriegerische Charakter der Einwohner die beste Vertheidigung hoffen ließ, für nothwendig, eine Stadt von so großem Umfange und geringer Bevölkerung mit einer starken und tapferen Besatzung zu versehen, damit sowohl ein so wichtiger Platz gerettet, als das Heer der Hugonotten

Jahr 1569. eine lange Zeit aufgehalten würde, wie es der erste Plan gewesen sey, als sie das Heer vertheilt hätten. Nebst der gewöhnlichen Besatzung, die unter den Befehlen des Grafen du Lude in Poitiers lag, beschloß der Herzog von Guise, sich in diese Stadt zu werfen, und dieselbe zu unterstützen; — ein Jüngling, welcher, als die einzige Hoffnung der Katholischen, zur Oberhauptsstelle dieser Partey hinanstrebte, um durch eine merkwürdige und glänzende That in dem Anfange seiner kriegerischen Laufbahn den Ruhm seines Vaters, welcher sich durch die Vertheidigung von Metz gegen die Heeresmacht Carls V. den Weg zur höchsten Gewalt und zum größten Ruhme gebahnt hatte, zu erneuern. Dem Beyspiele des Herzogs von Guise folgte der Marquis von Mayenne, sein Bruder, Montpezat, Sessac, Mortemar, Clairvaux, La Roche-Bariton, Ruffec, Fervaques, Briançon, des Chateliers, und viele andere durch ihre Geburt und Tapferkeit ausgezeichnete Edelleute, zu welchen sich noch Angelo Cesis und Johann des Ursins mit zwey hundert italienischen Reutern gesellten. Die Anzahl der Cavallerie, welche sich in dieser Stadt befand, erstreckte sich auf achthundert Gendarmes, und auf mehr als vier hundert Mann leichter Reuterey. Zu diesen stießen noch vier tausend Mann der besten und geübtesten Infanterie unter der Anführung Bassac's, Parade's, Verbois, Bonneval's, La Jarrie's und anderer berühmten Obersten, und drey hundert italienische Büchsenschützen unter Paul Sforza, einem Bruder des Santa Fiore. Die Bürger waren sieben Compagnien, jede vierhundert Mann, stark, gut gerüstet, und in den Waffen auf's Beste geübt. Eine große Anzahl Landleute hatte sich in die Stadt geflüchtet, durch deren Hülfe man die schwächsten Theile der Festungswerke in Eile herstellte, und Kanonen an jenen Örtern aufführte, wo man den Angriff der Feinde befürchtete. Überdieß besaß die

Stadt einen großen Überfluß an Kriegsmunition, vorzüglich an künstlichen Feuerstücken, die auf verschiedene Arten zubereitet waren, und womit die Vertheidiger ihre Feinde bey'm Sturmlaufen zu empfangen hofften. Jahr 1569.

Der Admiral, welcher sehnlichst wünschte, der beyden jungen Guisen, seiner persönlichen Feinde, habhaft zu werden, verachtete die Vorstellungen der übrigen Generäle, die das Unternehmen für schwer hielten, und ihm riethen, irgend eine andere Festung zu belagern, er näherte sich aber, mit Hintansetzung jeder anderen Betrachtung, den vier und zwanzigsten July Poitiers, und ließ auf seinem Marsche die Vorstadt, welche vor dem Thore von Sanct Lazarus liegt, nicht die geringste Befestigung, und bloß den Obersten Boisvert mit vier hundert Französischen Büchsenschützen zur Vertheidigung hatte, durch seine Infanterie angreifen. Obschon Boisvert während drey Stunden den Angriff tapfer aushielt, so wurde er doch durch die Übermacht der Hugonotten gezwungen, die ganz unhaltbare Vorstadt zu verlassen. Der Herzog von Guise that einen Ausfall, und hielt den vordringenden Feind so lange zurück, bis die dem Thore und dem Graben zunächst liegenden Häuser verbrannt, und der Erde gleich gemacht waren, damit die Hugonotten sich derselben nicht zum Nachtheile der Stadt bedienen könnten. Das Heer lagerte sich in dieser Nacht nicht gar eine Meile von der Stadt. Den folgenden Morgen vertheilte der Admiral, indeß die Avantgarde mit der von allen Seiten ausgefallenen katholischen Cavallerie scharmuzirte, seine Truppen in die schon vorher, nach einer sehr klugen Disposition, bestimmten Quartiere.

Poitiers hat eine sehr ungleiche Lage. Diese Stadt dehnt ihre Mauern von der Ost- bis zur Westseite durch eine Kette felsigter, durchbrochener, und jäher Hügel aus; bald erhebt, bald erniedrigt, bald krümmt sie sich, bald ge-

Jahr her sie in gerader Linie fort. Auf drey Seiten ist sie von
1569. Felsgebirg umgeben, die Vierte ausgenommen, wo sich eine Ebene so weit ausbreitet, daß sie von keiner Anhöhe von außen dominirt wird. Obschon sie von verschiedenen Seiten beschossen werden kann, so ist es doch äußerst schwer, Sturm zu laufen, weil die Stadt durch den Fluß Clain, welcher sie von vielen Seiten bespühlt, und durch einen tiefen Teich, den derselbe bildet, so geschützt ist, daß man fast nicht beykommen kann. Die ungleiche Lage der Felsen erleichtert den Angriff, sie gewährt aber auch den Vertheidigern einen guten Rückzug; denn die steile und Schichtenmäßige Felsenlage der Stadt bildet eben so viele Stufen, welche die Vertheidigung erleichtern und verlängern.

Der Admiral hielt es also für nothwendig, seine Circumvallationslinie so weit als möglich auszudehnen, damit er die Stadt an vielen und von einander weit entfernten Seiten angreifen konnte, um die Macht der Belagerten zu theilen. Er postirte die Deutsche Infanterie an den entferntesten Theil der Stadt jenseits des Flusses in ein Spital und eine anstoßende Mühle; aber eine über den Clain mit Seilen gezogene Brücke unterhielt die Verbindung zwischen diesem Posten und jenem der Gascognischen und Provencal'schen Infanterie, welche das andere Ufer bis zur Vorstadt Rochereuil besetzt hielt. Der Admiral bezog mit der Avantgarde in einem Benedictinerkloster, die Prinzen, welche das Treffen commandirten, mit dem Grafen von Rochefoucault und Mansfeldt zu Sanct Lazarus, Briquemaut, Piles, und Mouy mit der Arrieregarde in der Vorstadt Pierre-levée die Quartiere, und schlossen die Stadt von der nördlichen bis zur westlichen, und von dieser bis zur mittäglichen Seite ein. Die in die Dörfer vertheilte Cavallerie dehnte sich bis nach Crustelle aus, welcher Ort fast zwey Meilen von Poitiers entfernt ist.

Die Infanterie hatte kaum ihre Quartiere um die Stadt eingenommen, als Sessac, Lieutenant des Herzogs von Guise, und Johann des Ursins mit hundert und zwanzig der tapfersten Reuter aus der Garnison durch das Thor des Laufgrabens einen Ausfall thaten, und, indem sie in das Feld vorgedrungen waren, einen kleinen Trupp Cavallerie in dem Dorfe Marne, welcher mit Quartiermachen beschäftigt, und also in Unordnung war, unvermuthet überfielen, denselben zerstreueten, und ein großes Blutbad unter denselben anrichteten. Bey ihrer Rückkehr stießen sie auf zwey hundert Reuter, und eine Abtheilung Französischer Cavallerie unter Briquemaut, und griffen sie so hitzig an, daß sie dieselben sogleich mit Verlust von mehr als vierzig Mann in die Flucht schlugen. Der Admiral sah nun die Nothwendigkeit ein, solchen lebhaften Ausfällen zuvor zu kommen; er postirte also den Obersten Blaçons mit zwey tausend Mann Infanterie in die Ruinen der Vorstadt Sanct Lazarus, und ließ so nahe am Thore Verschanzungen aufwerfen, daß man von beyden Seiten ein beständiges Büchsenfeuer auf einander machte. Nichts desto weniger drang der Oberste Onoux, welcher Saint-Mairant als einen unhaltbaren Ort verlassen, und mit sieben hundert der auserwähltesten Fußgänger in sieben Stunden einen Weg von neun Meilen zurückgelegt hatte, glücklich durch die Verschanzungen, und zog, des Widerstandes von Blaçons ungeachtet, in Poitiers durch das Thor des Laufgrabens ein, um die Besatzung zu verstärken. Die ersten Tage der Belagerung verstrichen in starken Scharmützeln, in welchen wohl das Glück wechselte, die Hugonotten aber doch ihre tapfersten Soldaten einbüßten, und in ihren Arbeiten verhindert wurden. Nichts desto weniger gelang es dem Herrn von Genlis, General der Artillerie, eine Batterie von vierzehn schweren, und mehreren kleinen Kanonen, aber mit großer

Jahr 1569.

Jahr Schwierigkeit, zu Stande zu bringen, da das ganze Lager
1569. dem feindlichen Feuer ausgesetzt war. Den ersten August fingen die Hugonotten an, aus derselben zu feuern, und schossen in drey Tagen den Ravelin in Grund, und den Thurm zusammen, welche den Eingang des St. Cyprianusthores vertheidigten. Da der Thurm, ungeachtet er von oben herab eingestürzt war, von unten im Vertheidigungsstande blieb, so lief der von den Hugonotten darauf gegebene Sturm fruchtloß ab, welchen der Oberste von L'Isle mit seiner Französischen Infanterie tapfer abschlug. Der Admiral sah nun, daß der Angriff auf dieses Thor größeren Schwierigkeiten ausgesetzt war, als er sich vorgestellt hatte: er ließ also die Kanonen auf eine andere Seite richten, und den fünften Tag die Mauer beschießen, welche sich längst dem Flusse bis an den Ort erstreckt, den man die Äbtissinn-Wiese nennt. Obschon der Clain, welcher zwischen den Mauern der Stadt und dem Lager der Hugonotten floß, ein Hinderniß war, so wußte er aber auch, daß dort die Festungswerke sehr schwach seyen, und die Belagerten wegen der Schutzwehre des Flusses weniger darauf bedacht gewesen, sie zu verstärken.

Den zehnten August, am Tage des Laurentius, war durch das Kanonenfeuer schon eine solche Öffnung gemacht worden, daß man Sturm laufen konnte. Schon hatten die Hugonotten eine Brücke auf Fässern und Pontons über den Fluß geworfen, auf welcher man gemächlich über denselben passiren konnte. Der Admiral ließ die Bresche rekognosciren, und erhielt die Nachricht, daß die Belagerten hinter derselben Kasematten und Verschanzungen aufgeworfen hätten, und vier Eskadrons Lanzen, auf den Rath des Grafen du Lude, in Bereitschaft stünden, die Belagerer in dem Augenblicke anzugreifen, als sie die Brücke passirt seyn würden, um über jenes flache und freye Feld zu marschiren, welches sich zwischen dem Flusse und der Bresche befand. Der Admiral

wollte die Truppen keiner so offenbaren Gefahr ohne die Hoff- Jahr
nung eines glücklichen Erfolges aussetzen: er gab also vor, 1569.
daß die Brücke viel zu schwach sey, und die Soldaten in dem Flusse zu Grunde gehen würden, wenn sie brechen sollte. Er ertheilte den Befehl, die Truppen, welche zum Sturme in Bereitschaft standen, zurückzuziehen, und eine andere Brücke zu schlagen, über welche sie nicht allein in besserer Ordnung und mit mehr Sicherheit marschiren, sondern auch eine gewisse Anzahl Cavallerie übersetzen könnte, um jener der Stadt Widerstand zu leisten. Unter Paul Sforza's Truppen befand sich ein römischer Edelmann, Blasius Capizuchi, mit zweyen seiner Kameraden, welche vortreffliche Schwimmer und Taucher waren. In der folgenden Nacht, indeß man durch beständiges Kanoniren die Hugonotten in Allarm hielt, und Fervaques einen Ausfall that, um sie zu beschäftigen, schwammen Beyde unter die Brücke, schnitten an mehreren Orten die Seile los, welche dieselbe zusammen hielten. In weniger als einer Stunde wurde die Brücke, ohne daß es die Hugonotten gewahrten, von dem Strome aus einander und fort gerissen. Während sie mit der Verfertigung einer neuen Brücke beschäftigt waren, hatten die Belagerten die schönste Zeit, sich hinter der Bresche zu verschanzen. Der Herzog von Guise war bey dieser Arbeit so unermüdet, daß er selbst Grund herbeyführte. Sein Beyspiel wirkte so allgemein, daß sogar das weibliche Geschlecht hülfreiche Hand leistete. So kam in kurzer Zeit eine viel stärkere Schanze als die vorige zu Stande.

Der Admiral ließ nun das Feuer der Batterien verdoppeln, drey viel stärkere Brücken verfertigen, und den Achtzehnten Sturm laufen, welcher fürchterlich war. Schon hatten sich die Hugonotten, obschon mit vielem Blutvergießen, der Bresche bemächtiget, als sie eine in dem Karmeliterkloster aufgeführte Bastey bemerkten, aus welcher

Jahr 1569. die Belagerten mit kleinen Feldstücken den von den Hugonotten eingenommenen Platz beschossen. Da sie sich nicht hinlänglich gegen dieses Feuer decken konnten, so waren sie gezwungen, denselben bald zu verlassen. Mondolfe, ein bey den Hugonotten in großem Rufe stehender Officier, blieb mit sieben Hauptleuten und vielen Gemeinen auf dem Platze: unter der großen Anzahl der Verwundeten befand sich La Noue, welcher einen Büchsenschuß in den linken Arm, und der Baron von Conforgien, der einen gleichen in die rechte Seite empfangen hatte. Auf Seiten der Belagerten war der Verlust nicht geringer: sie verloren an diesem Tage den Herrn von Billy, aus einem der edelsten Geschlechter, und Anton Serasson, ein Römer von Geburt, ein berühmter und geschickter Ingenieur. Den folgenden Tag fuhren die Hugonotten fort, die nähmliche Bresche sowohl als andere Plätze mit ihren durch acht Feldschlangen verstärkten Batterien zu beschießen, und ihr Äußerstes anzustrengen: sie würden in wenigen Tagen die Festungswerke außer Vertheidigungsstand gesetzt haben, wenn nicht der Fleiß der Belagerten der drohenden Gefahr vorgebogen hätte. Sie hemmten den Lauf des Flusses durch einen Damm nahe am Thurme von Rochereuil, wodurch der Strom so sehr anschwoll, daß sie den untern Theil und die ganze Äbtissinn-Wiese so unter Wasser setzten, daß es die Trümmer der niedergeschossenen Mauer überstieg. Die Belagerer waren also außer Stande, den Sturm zu erneuern. Die Nothwendigkeit zwang also den Admiral zu einem andern Entschlusse: er verlegte die Batterien tiefer hinunter, um den Thurm von Rochereuil zu beschießen, wo die Katholischen den Damm aufgeführt hatten, um durch dessen Eroberung sich gleichfalls des Dammes zu bemächtigen, den Lauf des Stromes wieder zu eröffnen, und den Belagerten die so wichtige Schutzwehr der Überschwemmung zu entreißen. Nachdem eine Öffnung von

mehr als sechzig Schuhen in die Mauer war gemacht wor- Jahr 1569.
den, so gab er den vier und zwanzigsten einen allgemeinen Sturm auf den Thurm von Rochereuil und den daran stoßenden Wall. Piles führte die erste Reihe an: Briquemaut unterstützte ihn, und diesen die Deutsche Infanterie. Auf beyden Seiten focht man mit außerordentlichem Muthe und großer Tapferkeit: die Feldherren und die Baronen selbst setzten sich mit den Gemeinen gleicher Gefahr aus. Vorzüglich zeigte sich der Herzog von Guise in dem glänzendsten Lichte der Tapferkeit: er schlug mit seiner Escadron die Feinde mit großem Verluste zurück, welche nicht ohne große Mühe den tödtlich verwundeten und halb todten Piles den Händen der Katholischen entrissen. Dieser unglückliche Erfolg verminderte den Muth der Hugonotten nicht: sie fuhren fort, das heftigste Feuer auf die Verschanzung zu machen, welche die Belagerten hinter der Bresche aufgeführt hatten. Sie beschlossen, bey Mitternacht dieselbe zu bestürmen; sie hofften, die Katholischen im Schlafe, oder doch in Verwirrung und unvermuthet zu überfallen. Als sie sich der Bresche näherten, so fanden sie gerade im Gegentheile die Vertheidiger in solcher Rüstung, daß sie sich zurück zogen, ohne einen Versuch zu wagen. Die Italienische Infanterie, welche aus der Bresche einen Ausfall that, verfolgte sie mit dem größten Muthe bis in die Laufgräben, wo sie wegen dem engen und beschwerlichen Wege, auf welchem die Hugonotten sich zurück zogen, ein großes Blutbad anrichteten.

Schon brachte die außerordentliche Hitze der Jahreszeit die gewöhnlichen Krankheiten hervor, welche eine große Anzahl Soldaten und vorzüglich Deutsche hinwegraffte; aber auch selbst die vornehmsten Anführer des Heeres lagen darnieder, unter welchen der Graf von La Rochefoucault aus dem Lager sich entfernt hatte, um seine Gesundheit herzustellen. Briquemaut und La Nocle waren nach Niort gebracht

Jahr worden, wo man an ihrem Aufkommen zweifelte. Die Prin-
1569. zen beschlossen, sich mit dem bloßen Gefolge ihrer Diener-
schaft nach Saint-Maixant zu begeben, damit sie eine andere
Luft genössen, und der Epidemie der bösartigen Fieber ent-
gingen, von welchen das ganze Lager angesteckt war. Sie
überließen das Commando des Heeres dem Admiral, welcher
durch die beständigen Wachen und unerträglichen Strapazen
fast ganz erschöpft war, und durch eine Dyssenterie ungemein
litt. Sein Geist verlor aber seine Stärke nicht, sondern er
setzte mit dem nähmlichen Eifer die Belagerung fort. Den
zweyten September erneuerte er noch ein Mahl den Sturm,
aber von mehreren Seiten, er befahl, daß die Deutsche und
Französische Infanterie in zwey abgesonderten Corps den
Angriff machen sollte, damit der Wetteifer beyde Natio-
nen zum Kampfe und zur Standhaftigkeit mehr anfeuerte.
Der Sturm dauerte mehrere Stunden. Der Herzog hielt
von der einen Seite, und der Graf du Lude von der an-
deren den Angriff der Feinde mit solcher Tapferkeit und
Beharrlichkeit ab, daß die Hugonotten, welche von allen
Seiten dem Kanonen- und Musketenfeuer sowohl, als
den Steinwürfen, Piken und dem auf sie geschleuderten
künstlichen Feuer ausgesetzt waren, sich eilends zurück zie-
hen mußten. Sie ließen mehr als sieben hundert Todte
und Verwundete auf dem Platze. Saint-Audens, Bri-
quemaut's Bruder, der an dessen Stelle commandirte,
wurde durch eine Granate erschossen. Dieser Sieg ver-
schaffte den Belagerten geringe Vortheile: ihre Anzahl war
schon durch den Tod des Herrn Onoux, des Obersten Passac
und vieler tapfern Krieger, im Verhältnisse gegen die
Größe der Stadt sehr zusammen geschmolzen; die Caval-
lerie litt Mangel an Futter, und die Standhaftigkeit und
Tapferkeit der Hugonotten ließ nicht nach. Die Belagerten
drangen also durch Schreiben und mehrere Abgeordnete an

den Herzog von Anjou auf die Hülfe, welche er ihnen im Kurzen zu schicken versprochen hatte. Jahr 1569.

Im Anfange des Monaths September zog der Herzog von Anjou wider den vorher gefaßten Plan seine Truppen zusammen, und war fest entschlossen, eher ein Treffen zu wagen, als daß Poitiers sammt so vielem Adel und dem Herzoge von Guise, seinem jetzigen Lieblinge, den Hugonotten in die Hände fiele. Er verließ also Loches, um Chatelraud zu belagern. Er glaubte, daß die Hugonotten die Belagerung von Poitiers aufheben würden, um diesem Platze, in welchem sich eine große Anzahl ihrer Kranken befand, zu Hülfe zu kommen, weil sie in der Nähe eines so mächtigen Heeres an dem Erfolge ihrer Unternehmung verzweifeln müßten. Der Ausgang entsprach auch dem Vorhaben des Herzogs; denn der Admiral, welcher durch den letzten Sturm alle Hoffnung verloren hatte, Poitiers einzunehmen, und irgend eine Gelegenheit zur Bemäntelung seines Rückzuges suchte, hob sogleich nach erhaltener Nachricht von dem Marsche des königlichen Heeres sein Lager auf, zog seine schwere Artillerie zurück, und nahm den fünfzehnten September mit allen seinen Truppen den Weg nach Chateleraud. Am nähmlichen Tage brachte der Graf von Sauzay und Peter Paul Tosinghi mit drey hundert Mann Französischer Cavallerie und acht hundert Mann Italienischer Infanterie einen Convoy von Geld und Lebensmitteln in Poitiers ein. Auf diese Art wurde diese Stadt zu gleicher Zeit von der Belagerung und dem Mangel befreyt.

So endigte sich diese Belagerung, bey welcher das Heer der Prinzen nicht nur allein drey tausend Mann und seine Hoffnungen, sondern auch die Zeit von zwey Sommermonathen verlor. Der Herzog von Guise erwarb sich durch die Vertheidigung einen solchen Ruhm, daß nun die katholische Parrey ihre Augen auf ihn, als die Stütze der Religion,

Jahr 1569. zu richten, und denselben als den würdigen Nachfolger zu betrachten anfing.

Die königlichen Truppen erfuhren ein gleiches Schicksal bey der Belagerung von La Charité. Der Herzog von Anjou, welcher dem Prinzenheer den Übergang über die Loire gänzlich abschneiden, und demselben alle Hoffnung benehmen wollte, die jenseits dieses Flusses liegenden Provinzen zu beunruhigen, hatte dem Herrn von Sansac den Auftrag gegeben, alle in Beausse, Nivernois, Bourbonnois und einem Theile von Burgund zerstreuten Truppen zusammen zu ziehen, und La Charité zu belagern, welche Stadt die Deutschen auf ihrem Marsche eingenommen hatten, und der einzige Platz war, den noch die Hugonotten an den Ufern dieses Flusses besaßen. Die Besatzung und die Bürger thaten unter dem Commando des Guerchy, Fähndrich von der Compagnie der Gensdarmes des Admirals, einen so tapfern und hartnäckigen Widerstand, daß sie alle Angriffe und Stürme der Katholischen abschlugen, und den Herrn von Sansac endlich zum Rückzuge zwangen, welcher bey dieser Belagerung viele Edelleute und eine beträchtliche Anzahl Soldaten einbüßte.

Beyde Religionsparteyen lagen auch in Bearn gegen einander zu Felde, wohin der für seine eigene Staaten besorgte Prinz von Navarra den Grafen von Montgommery abgeschickt hatte, um den Herren von Montluc und Terride die Spitze zu bieten. Der Erste war Meister des platten Landes; der Letzte belagerte Navarreins. Dieser Platz war noch allein im Besitze der Hugonotten, welche in dieser Provinz große Verwüstungen angerichtet hatten. In Kurzem gewannen die Umstände des Prinzen ein günstiges Ansehen; die Ursache davon mag nun seyn, welche sie will, beyde Feldherren schoben sich einander die Schuld zu. Der Herr von Terride, welcher sein Lager bey Navarreins aufhob, wurde auf

seinem Rückzuge angegriffen, eingeschlossen, und gefangen gemacht: der Herr von Montluc konnte ihm entweder nicht zu Hülfe kommen, oder kam zu spät; er hielt es also für rathsam, sich nach Gascogne zurückzuziehen. Das ganze Land erklärte sich nun für den Montgommery, welcher ganz unerhörte Grausamkeiten ausübte, und durch den Schrecken seiner Waffen auch jene Festungen zur Übergabe zwang, welche mit Lebensmitteln und hinlänglichen Besatzungen versehen waren. Jahr 1569.

Indeß hatte sich der Herzog von Anjou, dessen Heer nicht stark genug war, um Poitiers zu entsetzen, vor Chatelraud gelagert, um durch diese Diversion die nähmliche Absicht zu erreichen. Er hoffte diese Stadt zu erobern, und ließ sie sehr heftig beschießen; aber der Ausgang entsprach nicht seinen Wünschen. Da er die Bresche schon für breit genug hielt, so ließ er die italienische Infanterie Sturm laufen, welche, durch den mit der französischen bestehenden Wetteifer angespornt, sich anfänglich mit mehr Kühnheit als Klugheit der Öffnung bemeisterte; sie wurde aber von vorn und auf beyden Seiten von dem Kanonenfeuer einer hinter der Öffnung vortheilhaft aufgeworfenen Schanze, die man aus Unvorsichtigkeit nicht recognoscirt hatte, so übel empfangen, daß sie nach einem mehr als dreystündigen Gefechte sich in das Lager mit Verlust von mehr als zweyhundert und fünfzig Mann zurückziehen mußte. Unter den Gebliebenen befanden sich Fabiano del Monte, viele Edelleute und Officiere. Den folgenden Tag wurde beschlossen, die Belagerung aufzuheben, und sich zurückzuziehen, da der Admiral mit seinem ganzen Heere, welches vor Begierde brannte, den bey Poitiers erlittenen Verlust auszuwetzen, in drey Tagmärschen die Vorstädte von Chatelraud auf der dem katholischen Lager entgegengesetzten Seite erreicht hatte. Er war entschlossen, ein Treffen zu liefern, wenn er es ohne

Jahr 1569. Nachtheil thun könnte. Der Herzog von Anjou, welchem die Hugonotten an Anzahl weit überlegen waren, weil sich der Adel und viele Compagnien Infanterie wegen ihrer zu weiten Entfernung mit ihm noch nicht hatten vereinigen können, war nun auf den Rückzug bedacht, und bewerkstelligte denselben zur nähmlichen Zeit, als die in die Vorstadt jenseits des Flusses Vienne einquartirten Truppen des Admirals aus Sorglosigkeit sich theils der Ruhe überließen, theils Lebensmittel und Quartiere suchten. Niemand glaubte, daß das eine oder das andere Heer an diesem Tage, welcher schon auf der Neige war, irgend eine Bewegung machen würde. Der Herzog von Anjou ergriff also diese günstige Gelegenheit, schickte seine zurückgezogene Artillerie sammt dem Gepäcke in der besten Ordnung und mit unglaublicher Geschwindigkeit voraus, und folgte mit dem Heere zwey Stunden nach Sonnenuntergang ganz in der Stille nach. Der Admiral wurde nicht eher davon benachrichtiget, als die Arrieregarde unter den Befehlen Chavigni's, La Valette's, und des Grafen von Santa Fiore abmarschirte. Es war schon Nacht, und das Heer der Hugonotten in der Stadt und Vorstadt zerstreut. Der Admiral hielt es nicht für räthlich, mit seinen vom Marsche ermüdeten, und in Unordnung gerathenen Truppen die Katholischen zu verfolgen, welche, durch den Vorsprung mehrerer Stunden, in guter Ordnung marschirten. Der Herzog von Anjou ging, ohne von den Feinden verfolgt, oder beunruhigt zu werden, noch diese Nacht über den Fluß Creuse bey dem Hafen von Piles, welcher vier Meilen von Chatelraud entfernt ist. Nachdem er den folgenden Morgen die Brücke von beyden Seiten des Flusses hinlänglich befestigt, und mit Mannschaft besetzt hatte, so bezog er mit seinem Heere ein sehr festes und vortheilhaftes Lager bey La Celle.

Bey dem anbrechenden Morgen folgte der Admiral den Katholischen auf dem Fuße nach. Als er den Hafen von Piles erreicht hatte, so schickte er den Herrn von Soubise mit einem Theile der Avantgarde ab, um die Feinde zu rekognosciren, welcher einige kleine zerstreute Haufen des Heeres zurückschlug, und vertrieb; er machte nachher mit seiner Infanterie einen tapfern Angriff auf die Schutzgatter der Brücke, um die Besatzung zu überwältigen, und sich des Überganges zu bemächtigen. Obschon die Hauptleute der Hugonotten den Angriff erneuerten, und Wunder von Tapferkeit verrichteten, so wurden sie doch durch Paul Sforza und La Valette, welche mit der leichten französischen Cavallerie und der italienischen Infanterie die an sich schon feste Brücke vertheidigten, allzeit mit großem Verluste zurückgeschlagen. Der Admiral gab also dieses Unternehmen auf, und ließ anderwärts eine Fuhrte aufsuchen, welche man auch wegen der Niedrigkeit des Wassers leicht fand. Den folgenden Morgen setzte er vier Meilen unter der Brücke über den Fluß, und rückte so nahe an das Lager des Herzogs von Anjou, daß er denselben zu einer Schlacht zu zwingen hofte. Als er aber sah, daß der Herzog seine Verschanzungen nicht verließ, weil er das ganze Land im Rücken zum Freunde, und also Überfluß an Lebensmitteln hatte, woran die Seinigen Mangel litten, da die Zufuhr durch zwey Flüsse verhindert wurde, welche zwischen ihnen und dem Lande lagen, aus welchem sie ihre Lebensmittel zogen; so verzweifelte der Admiral, die Katholischen zu einer Schlacht zwingen zu können: er zog sich also den dritten Tag über die Creuse und die Vienne nach Faye-la-vineuse zurück, und vertheilte sein Heer in den umliegenden Gegenden, um seinen Truppen eine Erhohlung von den ausgestandenen Strapazen zu verschaffen. Die Deutschen, welche nicht gewohnt waren, auf freyem Felde zu lagern, und nicht mehr in Jahr 1569.

Jahr 1569. Ordnung gehalten werden konnten, sehnten sich vor Allem nach — Quartier.

Ein Gleiches that der Herzog von Anjou, welcher sein Heer zu Chinon in Touraine in die Quartiere verlegte, und sich nach Tours begab, um sich mit dem Könige und der Königinn-Mutter zu unterreden, die sich nach ihrer Gewohnheit immer in der Nähe des Heeres aufhielten. Der Herzog von Guise, welcher sich durch die Vertheidigung von Poitiers einen großen Ruhm erworben hatte, kam gleichfalls nach Hofe. Man hielt nun Berathschlagungen über die Art, den Krieg fortzusetzen: es war jetzt das erste Mahl, daß der Herzog von Guise, welcher die Stelle seines Vaters einnahm, in den geheimen Staatsrath aufgenommen wurde. Er hatte dieses Vertrauen dem Glanze seiner Geburt, den Verdiensten seines Vaters, seiner eigenen Tapferkeit, dem Schutze seines Oheims, des Kardinals von Lotharingen, und vorzüglich dem unversöhnlichen Hasse des Königs gegen den Admiral zu danken: denn Carl hatte nach dem Tode des Prinzen von Condé in der Schlacht bey Bassac die größesten Hoffnungen geschöpft, daß sich die Partey der Hugonotten, welche nicht mehr das Ansehen und Gewicht eines solchen Prinzen von Geblüte zur Stütze hätte, und ihres Hauptes beraubt worden, dessen Ruf und Tapferkeit einer solchen Unternehmung gewachsen sey, von selbst trennen, oder wenigstens nicht abgeneigt seyn würde, zum Gehorsame zurückzukehren. Er sah aber im Gegentheile, daß die Partey der Hugonotten durch die Politik des Admirals und das Ansehen zweyer junger Prinzen von Geblüte ein neues Leben erhalten, und das Ganze ein viel gefährlicheres Ansehen für das Reich gewonnen hatte, als man je vorher in dem Laufe dieser Kriege gesehen. Der König ließ also den Admiral durch ein sehr scharfes Urtheil des Parlaments, welches in mehreren Sprachen bekannt gemacht wurde, als einen Re-

bellen erklären, sein Bildniß durch die Straßen schleifen, Jahr 1569.
und dasselbe an einem Galgen an jenem Orte aufhängen, wo die Missethäter gerichtet zu werden pflegen, seine Schlösser schleifen, und seine Güter öffentlich versteigern. Von dieser Zeit an war der König fest entschlossen, den Admiral bis zum Tode zu verfolgen, und fing an, das Haus von Lothringen und vorzüglich den Herzog von Guise zu erheben und zu begünstigen, welcher den Tod seines Vaters zu rächen suchte, um seine unversöhnliche Feindschaft gegen den Admiral öffentlich an den Tag zu legen.

Als man in dem geheimen Staatsrathe des Königs über den künftigen Operationsplan rathschlagte, so waren die Meinungen anfänglich getheilt: denn der Marschall von Cossé, welcher durch sein strenges Verfahren gegen die Hugotten in der Pikardie sich von dem gegen ihn geschöpften Verdacht gereinigt, und sein voriges Ansehen und Zutrauen wieder erhalten hatte, stimmte dahin, die Feinde durch die Zeit, und nicht durch die Waffen zu bezwingen; er glaubte, daß sie sich durch Mangel an Geld und Lebensmitteln, ohne einen sichern Rückzug, und ohne mächtige auswärtige Hülfe bald der Zwietracht und Verzweiflung überlassen, und durch den Mangel besiegt, von selbst zerstreuen würden. Der Graf von Tavannes stellte im Gegentheile vor, daß man das durch die lange und fruchtlose Belagerung von Poitiers geschwächte und muthlose Heer der Hugonotten sehr leicht besiegen könne: es sey aber erforderlich, dasselbe so geschwind als möglich anzugreifen, und nicht abzuwarten, daß der Prinz von Oranien, welcher sich Incognito nach Deutschland begeben habe, Zeit gewinne, frische Truppen anzuwerben, und der Graf von Montgommery, welcher in Bearn die Oberhand über die Königlichen erhalten, mit den gascogniſchen Truppen sich mit dem Admiral vereinige; auf diese Art werde man den Krieg erneuern, anstatt die Feinde,

Jahr 1569. deren Anzahl zusammen geschmolzen sey, zu verfolgen, muthig zu bekämpfen, und den Krieg zu beendigen. Die Sache würde schwerlich zu einem Entschlusse gediehen seyn, wenn nicht der Herzog von Anjou entschieden hätte, das durch den erlittenen Verlust und die Strapazen so sehr verminderte Heer jetzt zu bekämpfen: es scheine nicht, als wenn es noch so viel Muth und Kräfte habe, dem katholischen Heere Widerstand leisten zu können, welches aus frischen Truppen bestehe, und vor Begierde brenne, dem Feinde die Spitze zu biethen.

Mit diesem Entschlusse verließ er Tours in Gesellschaft des Herzogs von Guise und von Montpensier, versammelte dreyßig Fahnen Infanterie, und zwey tausend Mann Cavallerie, welche aus den Vasallen des Reiches bestand, und ganz kurz erst zu dem Heere gestoßen war. Er marschirte mit seinem ganzen Heere nach Faye-la-vineuse, um die Hugonotten so bald als möglich zu einem Treffen zu zwingen. Gleiche Entschlossenheit herrschte nicht bey den Hugonotten: der Adel, welcher schon ein Jahr lang von seiner Heymath entfernt, wider die Gewohnheit oder das Naturell der Franzosen länger im Felde geblieben war, großen Mangel litt, und schon genug gethan zu haben glaubte, bath inständigst, gegen den Feind geführt zu werden, oder um seinen Abschied. Stündlich hörte man die bitterlichen Klagen derjenigen, welche entweder von ihrem Elende oder ihrem Leben befreyet seyn wollten. Der Graf von Mansfeldt und die Deutschen, welche der Strapazen und des Lagerns müde, und der Hoffnung zu reichen Beuten beraubt waren, begehrten auf eine aufrührerische Art entweder ihren Sold oder eine Schlacht. Aber die Prinzen, der Admiral und die erfahrensten Hauptleute des Heeres, welche die Tapferkeit der königlichen Truppen, die Entkräftung und die Uneinigkeit der Ihrigen kannten, verabscheuten innerlich ein Tref-

fen; sie wünschten nichts mehr, als mit der nähmlichen Klug- Jahr 1569.
heit zu Werke zu gehen, welche die Katholischen beobachtet hatten, die immer das Treffen vermieden, wenn ihnen ihre Feinde überlegen waren; sie suchten jetzt dasselbe, weil sie sich im entgegen gesetzten Falle befanden. Die Hugonotten hatten Alles gethan, um den Herzog von Anjou zu einem Treffen zu zwingen, in welches er sich nicht einlassen wollte; jetzt, da er entschlossen war, dasselbe zu liefern, wünschten sie den Ausgang der Sache zu verlängern, und vorsichtiger und sicherer zu Werke zu gehen. Sie wagten es aber nicht, ihre Gedanken an den Tag zu legen, weil sie den Aufruhr der Deutschen, und die Verzweiflung des Heeres befürchteten: sie zweifelten nicht im Geringsten, daß der Adel sie verlassen werde, sobald man demselben die Hoffnung zu einer Schlacht benähme. Sie ließen sich also von der Nothwendigkeit und der Neigung des Heeres fortreißen, und stellten sich, als wenn sie in das allgemeine Verlangen einwilligten, und entschlossen seyen, ein Treffen zu liefern.

Der Admiral, welcher sich Alles von seiner Klugheit und Verstellungskunst versprach, hatte bey sich beschlossen, seine Truppen zu täuschen, und so viel möglich jede Gelegenheit zu einem Treffen zu vermeiden. Als er die Nachricht erhielt, daß die Katholischen auf dem Marsche seyen, so theilte er seinen Entschluß den Prinzen mit, und hob sein Lager bey Faye-la-vineuse, an den Gränzen von Poitou und Anjou, auf, um über die benachbarten Flüsse zu gehen, und sich nach Nieder-Poitou, welches an Guienne gränzt, zurückzuziehen. Er glaubte, in der dortigen Gegend, welche natürlich fest sey, und viele Städte seiner Partey in sich schließe, das Treffen um so leichter verzögern zu können, oder mit solchem Vortheile zu schlagen, daß er des Sieges gewiß seye. Um den Adel und die Deutschen folgsamer zu machen, ließ er durch das ganze Heer das Gerücht ausstreuen,

Jahr 1569. daß der in Bearn siegreiche und durch frische Truppen verstärkte Graf von Montgommery auf dem Marsche, und schon in der Gegend von Parthenay, einer nicht über zwölf Meilen entfernten Stadt, sey, um sich mit ihm zu vereinigen. Durch diesen Kunstgriff glaubte er das Heer so lange folgsam zu erhalten, bis er sich mitten unter den Städten seiner Partey befände. Dort dachte er sich immer unter die Kanonen einer Festung zu lagern, und durch starke Scharmützel die Hitze des katholischen Heeres abzukühlen, den Durst der Seinigen zum Schlagen einigen Theils zu löschen, und sie so lange hinzuhalten, bis der eintretende Winter, welcher nicht mehr ferne war, dem dießjährigen Feldzuge ein Ende machen würde. Während dieser Zeit hoffte er durch die Betriebsamkeit der Königinn von Navarra und die Nähe von La Rochelle mit Lebensmitteln versehen zu werden, da der Herzog von Anjou im Gegentheile, durch so viele Flüsse im Rücken, einer beschwerlichen Zufuhr und der Theurung ausgesetzt seyn müßte.

Der Herzog von Anjou, welcher vor Begierde brannte, zu schlagen, hatte durch die Schnelligkeit seines Marsches die scharfsinnigen Anschläge des Admirals vereitelt, der mit seinem ganzen Heere nach Moncontour aufbrach, um dort sein Lager aufzuschlagen. Als der Herzog die Nachricht davon erhalten hatte, so nahm er mit starken Schritten den nähmlichen Weg. Der durch die Nachlässigkeit seiner Kundschafter betrogene Admiral glaubte fest, daß die Katholischen noch viele Meilen entfernt seyen, indem schon die Avantgarde derselben unter dem Commando des Herzogs von Montpensier, und die Arrieregarde der Prinzen, unter welcher sich Mouy mit drey hundert Mann Cavallerie und vier Fahnen französischer Infanterie befand, so nahe an einander kamen, daß man eine Schlacht nicht mehr vermeiden konnte. Der Admiral bestand noch immer auf seinem Vorhaben, recog-

noscirte selbst die umliegende Gegend, und beschloß, über Jahr 1569.
einen Bach zu gehen, welcher die Ebene, durch die derselbe fließt, zu einem unzugänglichen Sumpfe macht. Er hielt dafür, daß die Katholischen es nicht wagen würden, im Angesichte seines Heeres über diesen Bach zu gehen; im widrigen Falle hoffte er, durch die entstehende Unordnung eine vortheilhafte Gelegenheit zur Erhaltung des Sieges zu gewinnen. Er gab also dem Mouy den Befehl, den Angriff der katholischen Avantgarde aufzuhalten, und ging mit dem übrigen Theile des Heeres, aber nicht ohne Schwierigkeit und Unordnung, durch den Sumpf. Der Herzog von Montpensier, welcher den Befehl hatte, das Treffen anzufangen, ließ auf die Hugonotten durch seine leichte Cavallerie einen Angriff thun, welchen Mouy, einer der tapfersten Hauptleute des Reichs, anfänglich mit großer Tapferkeit und Standhaftigkeit aushielt; als aber Martigues herbeygekommen war, so wurden die Hugonotten mit solcher Wuth angegriffen, daß sie der Überlegenheit weichen mußten. Mouy ließ fünfzig Reuter und mehr als zweyhundert Fußgänger auf dem Platze, nahm mit verhängtem Zügel die Flucht, ging eilends über den Bach, und stellte sich bey den Seinigen in die Schlachtordnung. Der Herzog von Montpensier verfolgte ihn bis an das Ufer des Flusses, und hielt stille, als er auf der anderen Seite das ganze Heer in Schlachtordnung stehen sah, und bemerkte, daß er durch den engen Weg nicht in geschlossenen Escadrons, sondern nur zwanzig Mann hoch marschiren könnte. Er beschränkte sich also bloß auf leichtes Scharmutziren, um Zeit zu gewinnen, den Herzog von Anjou davon zu benachrichtigen, und dessen Befehle abzuwarten. Der Admiral, welcher die Unentschlossenheit der Katholischen und ihr Zögern, über den Fluß zu gehen, gewahr wurde, glaubte, daß das Hauptcorps noch weit entfernt, und Montpensier unvorsichtiger Weise mit wenigen

Jahr 1569. Leuten zu weit vorgerückt sey; er wollte also diese Gelegenheit nicht versäumen, faßte Muth, ermunterte die Seinigen, ging wieder mit zwey starken Eskadrons Gensdarmes über den Bach zurück, und stürzte auf die Reuterey von Martigues mit solcher Wuth, daß er sie mehr als zwey hundert Schritte zurück warf. Da sich die Anzahl der Katholischen von allen Seiten vermehrte, so mußte er wieder, aber in Unordnung, unter zwey starke an die Ufer des Baches postirte Bataillons Infanterie sich zurück ziehen, wo sich Clermont von Amboise, obschon er krank und ohne Rüstung war, durch seine Tapferkeit auszeichnete, und allein mit zwanzig Reutern die eindringenden Katholischen so lange aufhielt, bis der Admiral unter dem Schutze der zwey Bataillons seine vorige Stellung wieder eingenommen hatte.

Der Herzog von Anjou hielt den Übergang im Angesichte der Feinde für zu schwer und zu gefährlich, und beschloß, die Hugonotten durch das Artilleriefeuer aus ihrer vortheilhaften Stellung am Ufer des Baches zu vertreiben, wozu ihm das Terrain behülflich war. Der Feldmarschall von Biron ließ zu diesem Behufe die Artillerie mit der größesten Geschwindigkeit herbey führen, welche aus zwey und zwanzig Stücken, sowohl Kanonen als Feldschlangen bestand, und mit großer Geschicklichkeit zwey Batterien, Eine zur rechten, und die Andere auf der linken Seite an dem Fuße der den Feinden am nächsten liegenden Hügel errichten, welche die am Ufer und am Eingange des Baches in Schlachtordnung stehenden Eskadrons in die Flanken nahmen, und eine große Niederlage unter denselben anrichteten. Die Französische Infanterie und die Deutschen, welche auf einem niedrigen Terrain standen, und auf Befehl ihrer Hauptleute sich auf den Leib gelegt hatten, waren dem Artilleriefeuer nicht so sehr, als die

Cavallerie, ausgesetzt, die sich kaum in Reihe und Glie- Jahr 1569.
dern halten konnte. Sie bath durch wiederhohlte Both-
schaften den Admiral, von einem Orte zurück gezogen zu
werden, wo sie auf die elendeste Art umkäme, ohne Be-
weise ihres Muthes und ihrer Tapferkeit geben zu können.
Der Admiral wollte auf keine Art zugeben, daß sie sich
von ihrem Posten entfernten, und dadurch den Katholi-
schen den Durchgang eröffneten, welche hernach in der
Ebene auf seine in Unordnung gerathenen und halb muth-
losen Truppen los stürzen würden. Indeß man am Ein-
gange des Sumpfes hitzig scharmuzirte, die Artillerie der
Katholischen ohne Unterlaß feuerte, und der Graf Carl
von Mansfeldt, ein Bruder des Generals, mit vielen
Andern getödtet worden, fing die Deutsche Reuterey, welche
vorzüglich litt, an, von ihrem Posten auf den rechten
Flügel zurück zu weichen, und den Feinden den Paß zu
eröffnen. Der Prinz von Navarra ritt unter sie, setzte sich
selbst dem stärksten Kanonenfeuer aus, und bewirkte durch
seine Gegenwart und Reden so viel, daß sie noch einige Zeit
Stand hielt, um den Anfang des Treffens abzuwarten. Hier
zeigte sich der mächtige Geist des jungen Prinzen, welcher
durch sein Ansehen die Furcht verscheuchte, die keine Gesetze
kennt, und den hartnäckigen Entschluß der Deutschen besiegte.
Alle Künste würden fruchtlos gewesen seyn, wenn nicht die
einbrechende Nacht die Hugonotten aus ihrer mißlichen Lage
und von ihrem gänzlichen Untergange befreyet hätte. Die Fin-
sterniß machte dem in der Ebene begonnenen Gefechte ein Ende,
und das Artilleriefeuer der Katholischen ließ nach, weil sie
die Kanonen nicht richten konnten, und fruchtlos in die Lüfte
hinein schossen.

Der Admiral, welcher diesen Vortheil benutzte, zog
sich nach der zweyten Stunde der Nacht ohne Trommel-
schlag und Trompetenschall noch vor Tagesanbruch mit dem

Jahr 1569. ganzen Heere über den Fluß, den er hinter sich hatte, nach der Ebene von Moncontour zurück. Seinem vorigen Plane gemäß wollte er seinen Marsch beschleunigen, sich so weit als möglich von den Katholischen entfernen, und die Nothwendigkeit einer Schlacht vermeiden; aber nicht nur allein die Haupt- und Edelleute seiner Nation widersetzten sich diesem Vorhaben, sondern auch der Graf von Mansfeldt und die Deutschen erregten einen Aufruhr, und droheten, die Prinzen zu verlassen, und zur königlichen Partey überzugehen, wo sie die besten Bedingnisse erhalten würden, wenn man nicht ihrem Elende und ihren Strapazen ein Ende machte. Auch die Französische Infanterie wurde in den Aufruhr mit fortgerissen, da die Menschen viel geneigter sind, bösen Beyspielen zu folgen, als sich von der Vernunft beherrschen zu lassen: sie forderte mit drohendem Geschrey eine Schlacht. Viele Hauptleute selbst stimmten in die Forderung der Soldaten mit ein, weil sie es für unmöglich hielten, weiter sich zurückzuziehen, ohne von den zum Kampfe entschlossenen, und ihnen auf dem Fuße mit Schnelligkeit folgenden Feinden geschlagen, und gänzlich aufgerieben zu werden: das Heer sey durch die vielen Märsche ermüdet, und durch den Rückzug ganz bestürzt worden, der eher einer Flucht gleiche, welche immer die Heere verächtlich, und die Unerfahrnen muthlos mache; es sey viel besser, die Kampflust der Soldaten zu benutzen, und ein Treffen mit der Hoffnung des Sieges zu liefern, als, auf dem Rückzuge in Unordnung streitend, die sichere Niederlage zu erwarten. Der Admiral und die Prinzen konnten auf diese Art dem allgemeinen Willen nicht länger widerstehen, und beschlossen, die Katholischen auf den Ufern des Flusses zu empfangen, um mit größerem Vortheile ein Treffen zu liefern.

Der Admiral hatte sein Heer in drey Corps getheilt: seiner Gewohnheit nach commandirte er die Avantgarde, die

Prinzen mit dem Grafen Ludwig von Nassau das Treffen, der Graf von Mansfeldt und Mouy die Arrieregarde. Die Artillerie war vor der Fronte aufgepflanzt, und vorwärts der Schlachtordnung standen die Freywilligen, welche bey der Annäherung des Feindes das Treffen beginnen sollten. Der Herzog von Anjou war indeß Morgens den ersten October durch den Paß des Sumpfes gegangen, welchen die Hugonotten verlassen hatten, und mehr als jemahls entschlossen, dieselben anzugreifen; da er aber auf der entgegengesetzten Seite des Flusses die Prinzenarmee in Schlachtordnung stehen sah, so machte er Halt, weil der Tag schon auf der Neige war, und bezog am nähmlichen Orte das Lager, wo den Tag vorher die Hugonotten gestanden waren. Den folgenden Tag ließ der Herzog, welcher im Angesichte des Feindes über den obschon nicht breiten Fluß nicht setzen, und seine Truppen der Gefahr nicht Preis geben wollte, das ganze Land fleißig recognosciren, machte einen großen Umweg rechter Hand, und ging die folgende Nacht, den dritten October, bey La Grimaudiere über den Fluß, wo derselbe sich noch nicht mit einem Andern vereinigt hat, und so klein und niedrig ist, daß der Strom der Infanterie kaum an das halbe Knie ging; die Ufer waren auch so wenig steil, daß die Bataillons und Escadrons in Reihe und Gliedern übersetzen konnten. Jahr 1569.

Nachdem das Heer ohne Unordnung und Widerstand auf diese Art über den Fluß gegangen war, so theilten die Feldmarschälle, Biron und Tavannes, dasselbe in zwey Treffen, deren Erstes der Herzog von Montpensier, von Guise, und der Graf von Santa-Fiore; das zweyte der Herzog von Anjou anführte. Der Herzog von Aumale und Longueville, der Marschall von Cossé, der Marquis von Villars, welchen der König an die Stelle von Coligni zum Admiral ernannt hatte, Peter Ernst von Mansfeldt, unter dessen

Jahr 1569. Befehlen die spanischen Truppen standen, der Markgraf von Baden, Carnavalet, Wilhelm von Montmorency, Herr von Thoré, und viele andere Baronen und Ritter befanden sich bey denselben. In dem Mittelpuncte beyder Treffen waren die Schweizer, deren Flanken von der Französischen und Italienischen Infanterie gedeckt wurden; an der Spitze beyder Flügel stand die Artillerie. Das katholische Heer marschierte in dieser Schlachtordnung gegen die Hugonotten durch eine große weder durch Bäume noch Erdwälle und Gräben unterbrochene Ebene mit einem großen Geräusche der Trommeln und Trompeten. Der Admiral suchte vergebens, die Seinigen zu überreden, sich nach Hervault, einem nahe liegenden Orte, zurückzuziehen, damit sie die Feinde dort vortheilhafter empfangen könnten. Da er sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, zu schlagen, so ging er mit langsamen Schritten den Feinden entgegen, um dieselben mitten im Felde ohne alle Vortheile des Bodens anzugreifen. Als die Prinzen das Heer durch die Feldmarschälle in Schlachtordnung gestellt sahen, so empfahlen sie durch anpassende Reden den Franzosen und Deutschen die Vertheidigung ihrer gemeinsamen Religion und ihrer Freyheit. Sie fanden sich alle bereitwillig, ihre Schuldigkeit zu thun, und zogen sich mit ihrer Leibwache hinter das Heer zurück, weil man sie in einem so zarten Alter den Gefahren einer Schlacht nicht aussetzen wollte, und überließen das Commando der Klugheit und Tapferkeit der übrigen Feldherren.

Die Sonne stand schon über zwey Stunden über dem Horizonte, als beyde Heere sich im Angesichte erschienen. Der Admiral fing mit der Artillerie das Treffen an, welches die Katholischen mit der Ihrigen erwiderten. Auf beyden Seiten wurde Alles mit Schrecken und Tod erfüllt. Nach einem mörderischen Kanonenfeuer erfolgte ein eben so fürchterliches Musketenfeuer, daß der Sieg von beyden Seiten

lange unentschieden blieb. Es ist merkwürdig, daß nicht nur allein die Escadrons und Bataillons in's Handgemenge geriethen, sondern auch die Troßbuben, Marketender, Schanzgräber und alles Gesindel, welches den Heeren zu folgen pflegt, hartnäckig und verzweifelnd mit einander kämpften. Die Tapferkeit und die Anzahl der Streiter war auf beyden Seiten einander so gleich, daß gleichsam ein jeder mit seinem Gegner focht. Selbst die Feldherren setzten sich wie die Gemeinen der Gefahr aus: der Herzog von Anjou drang in die dichteste Escadron der Feinde; der Markgraf von Baden kam zu seiner Seite um, so wie viele Edelleute, welche der königlichen Fahne gefolgt waren: er war mehrmahls in Gefahr, sein Leben zu verlieren, welches er nicht weniger seiner eigenen Tapferkeit, als der Treue und dem Beystande der Seinigen zu danken hatte. Der Admiral schonte sein Leben auf keine Art; er war Feldherr und Soldat zugleich: er both dem Rheingrafen die Spitze, der auf ihn losging, und ihm einen Pistolenschuß in die Kinnlade gab, und vier Zähne zerschmetterte. Der Admiral schoß mit der seinigen denselben in das Visier seines Helmes, und streckte ihn todt zur Erde nieder; er hörte nicht auf zu kämpfen, obschon das häufig aus seiner Wunde hervor dringende Blut seinen Helm und Kragen erfüllte. Jahr 1569.

War die Anzahl, der Muth, und die Standhaftigkeit der Streiter gleichsam einander gleich, so war es doch nicht die Tapferkeit derselben. Die Schweizer des Königs, welche durch die in so vielen andern Schlachten bewiesene Heldenthaten sich einen großen Ruhm errungen hatten, warfen, da sie mit weniger erfahrnen und durch die ausgestandenen Strapazen und den Verlust entkräfteten Feinden es zu thun hatten, das Deutsche Bataillon zurück, mit welchem sie gleich im Anfange der Schlacht angebunden hatten, drangen in dasselbe ein, und richteten ein solches Blutbad an, daß von

Jahr vier tausend Deutschen kaum zwey hundert dem Gemetzel
1569. entronnen. Die königliche Cavallerie, welche noch nichts gelitten hatte, und von Muth gleichsam strotzte, warf endlich jene der Hugonotten um, die nicht weniger von ihren durch so viele und so lange Strapazen entkräfteten Pferden, als durch die Tapferkeit der Feinde besiegt wurde. Als der Admiral, dessen heisere Stimme im Blute fast ganz erstickte, die Niederlage der Seinigen sah, so nahm er mit den Prinzen, die sich mit Mouy, Teligny und La Loue auf die Seite entfernt hatten, in Begleitung von dreyhundert Reutern den Weg nach Parthenay. Viele Andere folgten ihm auf dem Fuße nach. Die Grafen Ludwig von Nassau und Wolfrad von Mansfeldt sammelten zweytausend Reuter: sie zogen sich, obschon sie von dem Herzog von Aumale und dem Herrn von Biron verfolgt wurden, in guter Ordnung zurück, vertheidigten sich bey jedem vortheilhaften Posten mit großer Tapferkeit, und erreichten in der Nacht den nähmlichen Ort. Alle Übrigen, welche der Wuth der Feinde entkamen, zerstreuten sich auf gut Glück in verschiedene Gegenden: ein Theil erreichte Angouleme, der Andere La Rochelle; ein Dritter schlug den Weg der Feldherren ein. Nachdem der Herzog von Anjou die feindliche Cavallerie geschlagen, und zerstreut hatte, so kam er an den Ort, wo die Schweizer einen so blutigen Sieg über die Deutschen davon getragen, und befahl, drey tausend Mann Französischer Infanterie das Leben zu schenken, welche, von allen Seiten umzingelt, die Waffen von sich geworfen hatten, und um ihr Leben fußfallig bathen. Da er nun sah, daß die Feinde von allen Seiten keinen Widerstand mehr leisteten, ihre Fahnen, Bagage und Artillerie verloren, und die Katholischen einen vollkommenen Sieg erhalten hatten, so ließ er zum Rückzuge blasen, und begab sich noch den nähmlichen Abend mit seinem siegreichen Heere nach St. Genest.

Die Katholischen gaben die Anzahl der Todten auf Seiten der Prinzen, worunter sie auch die Troßbuben, Stückknechte u. s. w. rechneten, die Alle im Gefechte umkamen, bis auf achtzehn tausend an; diejenigen aber, welche mit mehr Mäßigung nur die regulirten Truppen in ihrer Angabe begriffen, bestimmten den Verlust der Hugonotten auf zehn tausend Mann, unter denen sich Wenige vom Range, zum wenigsten unter den Franzosen, befanden: denn die Feldherren und vornehmsten Officiere hatten sich frühzeitig durch die Flucht gerettet, und die Schwere der Schlacht war vorzüglich auf die Gascognische und Deutsche Infanterie gefallen. Nichts desto weniger blieben Puigreffier, Autricourt, Tannegui, Biron, ein Bruder Armand's, welcher unter den Katholischen diente, Saint-Bonnet, und Saint-Cyr auf dem Platze, welcher in einem Alter von vier und zwanzig Jahren viele Beweise seiner Tapferkeit bey dem letzten Rückzuge abgelegt, und in dieser Schlacht bis auf seinen letzten Lebenshauch gekämpft hatte. Sieben und zwanzig Hauptleute von der Deutschen Infanterie (ein Einziger blieb übrig), zwey Obersten, und mehr als siebenzig Hauptleute der Französischen Infanterie und zwey Obersten der Reuter kamen um; die zwey Übrigen retteten sich mit dem Grafen von Nassau. Der Herr von La Noue, eines der vornehmsten Häupter der Hugonotten, gerieth in Gefangenschaft; ein Schicksal, welches er immer erfuhr, so wie der Herr von Acier, General der Französischen Infanterie, und Blaçons Oberste der Büchsenjäger. Der Verlust der Katholischen belief sich nicht höher als auf vierhundert, unter welchen sich die Vornehmsten des Heeres, vorzüglich Ausländer, nähmlich Philibert, Markgraf von Baden, der ältere der Rheingrafen, der Herr von Clermont, einer der vornehmsten Edelleute aus Dauphiné, der Graf Franz von Sassatello, Scipio Picolomini, Lieutenant des Otti von Monte Acuto

Jahr 1569.

Jahr 1569. und viele Infanterie-Hauptleute befanden. Der Herzog von Guise, Peter Ernst von Mansfeldt, der Jüngere der Rheingrafen, Schomberg und Bassompierre, zwey Deutsche Herren, wurden verwundet, aber in wenigen Tagen wieder hergestellt. Den Siegern fielen ungefähr neun hundert mit Lebensmitteln beladene Wägen, die ganze Bagage der Deutschen, neun Kanonen, und mehr als zwey hundert Fahnen in die Hände, deren die Italiener sieben und zwanzig eroberten. Der Graf von Santa-Fiore schickte sie nach Rom wo sie als — Siegeszeichen in der Laterankirche des heil. Johannes aufgehangen wurden.

Die Bothschaft des Sieges wurde dem Könige und der Königinn-Mutter durch Albert von Gondy, Grafen von Retz, einen Florentiner, und Günstling derselben, hinterbracht, worüber sie eine große Freude an den Tag legten. Der in auswärtige Länder und vorzüglich in Italien sich ausbreitende Ruf dieses Sieges erwarb dem Herzoge von Anjou, dessen Schnelligkeit und Tapferkeit man denselben hauptsächlich zuschrieb, einen großen Ruhm, weil er überall die so famöse Politik und die so befürchtete Arglist des Admirals zu Schanden gemacht hatte. In der Nacht nach der Schlacht hielt der größeste Theil der Hauptleute, welche der Niederlage entronnen waren, zu Parthenay, wo die Prinzen und der Admiral sich befanden, eine Berathschlagung über das, was sie in der jetzigen Noth und kritischen Lage zu ergreifen hätten. Die Meisten waren durch so viele Unglücksfälle und die neueste Niederlage muthlos geworden, da sie sich ohne Truppen und ohne Geld, von ihren Freunden verlassen, fast hoffnungslos, und ohne Credit in einem Winkel des Reiches gleichsam eingeschlossen sahen; der größte Theil, welcher unter den Berathschlagungen für das gemeinsame Wohl ihr Privatinteresse, die lange Entfernung von ihren Familien, die schweren Unkosten, das

Ungemach, und die beständigen Gefahren bey sich erwog, Jahr 1569.
schien geneigt zu seyn, dem widrigen Schicksale zu weichen, und die Gnade des Königs zu ersehen, um auf so gute Bedingnisse als möglich die Verzeihung des Vergangenen zu erhalten. Sie hielten dieß um so leichter, als es ihnen sowohl der sanfte und wohlwollende Charakter der Königinn-Mutter und des Herzogs von Anjou, welche das Heft in Händen hatten, als das Verlangen derselben nach dem Frieden, zu bürgen schien, wenn sie in Unterthänigkeit zu der königlichen Milde ihre Zuflucht nehmen würden.

Der Admiral, welcher nichts weniger als den Muth verloren hatte, im Gegentheile durch das scharfe vom Parlamente gegen ihn ausgesprochene Urtheil nur noch mehr war erbittert worden, und sich gegen sein Unglück gleichsam abhärtete, hegte eine ganz verschiedene Meinung: er bewies ihnen, obschon er wegen seiner erhaltenen Wunde kaum verständlich reden konnte, daß ihre Sache noch nicht so auf's Äußerste gebracht sey, um sich von der Furcht zu einer solchen Verzweiflung hinreißen zu lassen; sie hätten ja schon drey Schlachten vorher verloren, und sie seyen doch immer mächtiger, muthiger und ihren Feinden fürchterlicher aus ihren Niederlagen empor gestiegen. Aus ihrer Erfahrung hätten sie ja gelernt, daß mit dem Verluste einer Schlacht nicht Alles verloren sey, wenn nur der Muth nicht verschwinde, auf dessen Kraft und Beharrlichkeit der glückliche Ausgang großer Unternehmungen beruhe; obschon sie viele Todte auf dem Schlachtfelde gelassen, so stehe doch noch die Grundlage ihrer Partey und Hoffnungen fest und unerschüttert: Deutschland, diese beständige und unerschöpfliche Pflanzschule der Soldaten, sey noch nicht aus ihrer Verbindung gewichen; England werde sie nicht verlassen, und seine Hülfe nach dem Maße verstärken, als die Gefahr und die Noth steige. Sie hätten ja mit vielen Städten des Reiches Verständnisse, um

Jahr 1569. sie zum Aufruhre zu bringen, und sich derselben zu bemächtigen, deren Verlust die Macht der Sieger theilen, und die Ausführung ihrer Plane verhindern werde. In wenigen Tagen vereinigten sie sich mit dem Grafen von Montgommery, welcher in Bearn ein starkes und muthiges Corps auf den Beinen habe, und erschienen dann mit einem neuen Heere viel fürchterlicher. Sie sollten also indeß jenen Muth fassen, welchen sie in so vielen Vorfällen gezeigt hätten, und ihm glauben, daß sie in Kurzem auf den vorigen Fuß hergestellt seyn würden. Er verspreche nichts Neues und Ungewöhnliches, welches das Gepräge der Übertreibung trage, und ihren Glauben nicht verdiene; sie sollten ihn nur in den Stand setzen, das Nähmliche bewerkstelligen zu können, was er in verflossenen Zeiten gethan habe. Durch Standhaftigkeit und ein neues Heer würden sie sich zum wenigsten den Weg zu einem Vergleiche und zu besseren Bedingnissen öffnen, anstatt daß sie sich der Willkür des übermüthigen Siegers überlassen müßten, wenn sie jetzt, in der ersten Hitze des Sieges, aus furchtsamer Übereilung um Gnade fleheten. Mit ein wenig Geduld, und bey einem glücklich gewählten Zeitpuncte zu Unterhandlungen, würden sie viel leichter einen vortheilhaften Vergleich schließen können.

Der Prinz von Navarra hörte dieser Rede mit großer Aufmerksamkeit zu: er war schon an die Herrschaft gewöhnt, und konnte sich nicht so leicht entschließen, sich Andern zu unterwerfen. Einen gleichen Eindruck machte sie auf den Prinzen von Condé, welcher viel jünger war, aber gleichen Muth und die nähmliche Beharrlichkeit zeigte. Der Graf Ludwig von Nassau, und Wolfrad von Mansfeldt stimmten dem Admirale bey, und bestanden, als Ausländer, die nichts zu verlieren hatten, auf der Fortsetzung des Krieges. Die angeführten Gründe entsprachen der Neigung Vieler, welche ihre gefaßten Hoffnungen noch nicht aufgeben konnten. Über-

haupt mißfielen sie auch Jenen nicht, die einen Vergleich Jahr
wünschten, und durch ihre Standhaftigkeit von dem Könige 1569
vortheilhaftere Bedingnisse bey ihrer Unterwerfung zu erhalten hofften. Da nun auf diese Art alle Muthlosigkeit entfernt worden, so beschlossen die Häupter dieser Partey einmüthig, dem Willen der Prinzen zu folgen, und der Klugheit des Admirals Alles zu überlassen. Sie schickten noch in der nähmlichen Nacht Couriere nach Deutschland und England, um die Nachricht von der verlornen Schlacht zu überbringen, und um neue Unterstützung zu bitten. Sie schrieben auch an ihre Verbündeten in den Provinzen, und ermahnten sie aus den nähmlichen Gründen, den Muth nicht sinken zu lassen; sie versprachen, daß in drey Monathen ein viel stärkeres Heer auf den Beinen seyn werde. Die Prinzen und der Admiral hielten hernach einen engern Kriegsrath, in welchem sie beschlossen, Poitou aufzugeben, weil sie nicht mächtig genug waren, diese Provinz gegen den siegreichen Feind zu vertheidigen, und sich auf die Behauptung weniger Festungen, nähmlich auf La Rochelle, Saint-Jean-d'Angely und Angouleme, zu beschränken. Sie hielten diese Plätze für fest genug, um sich gegen die Feinde halten zu können, und beschlossen, sich mit dem Reste des Heeres und mit Zurücklassung der Bagage aus dem platten Lande von Poitou in die Gebirge von Gascogne, Auvergne und Languedoc zurück zu ziehen, wohin sie von dem Feinde nicht verfolgt werden könnten.

Ihre Absicht war, sich mit dem Grafen von Montgommery zu vereinigen, welchen das Schicksal in Bereitschaft gehalten zu haben schien, um ihre Partey wieder aufzurichten. Sie hofften, sich in diesen rauhen Gebirgen so lange zu behaupten, bis ihnen die deutschen Fürsten und die Königinn von England Hülfsvölker schicken würden, mit welchen sie in kurzer Zeit Alles wieder zu erobern dachten, was die Ka-

Jahr 1559. tholischen während vielen Monathen im Winter einnehmen möchten. Sie gründeten auch noch einige Hoffnungen auf den Marschall von Damville, Statthalter von Languedoc, mit welchem sie ein geheimes Verständniß unterhielten, und ihn für ihre Sache sehr geneigt fanden. Damville behauptete, so lange sein Vater, der Connetabel, lebte, einen vorzüglichen Rang unter der katholischen Partey, und war ein erklärter Feind von jener der Hugonotten. Der Beweggrund seiner Anhänglichkeit und seiner Handlungen lag in der Eifersucht, welche er gegen seinen Bruder, Franz von Montmorency, hegte, der mit dem Prinzen von Condé und den Herrn von Coligny innig verbunden war. Die Achtung und Gunst, welche ihm die Herren von Guise bezeugten, hielten ihn bey der katholischen Partey fest; sie schmiegten sich mit tiefer Verstellung den Zeitumständen an, und suchten mit allen möglichen Kunstgriffen durch dessen Mittel als das stärkste Band den Connetabel in ihrer Verbindung zu erhalten, da ihn derselbe unter seinen Söhnen wegen seiner Tapferkeit und Seelengröße am zärtlichsten liebte. Auf die gleiche Art und mit der nähmlichen Verstellung behandelte ihn die Königinn-Mutter, welche sich in der Minderjährigkeit ihrer Söhne in die Nothwendigkeit versetzt sah, den Großen zu schmeicheln; sie bediente sich des Marschalls von Damville, um sich den Connetabel geneigt zu erhalten. Als nach dem Tode desselben diese Rücksichten aufhörten, so war die Königinn-Mutter nicht mehr besorgt, seine Verdienste zu belohnen. Die Herren von Guise hatten die Ihrigen ebenfalls auf die Seite gesetzt, und suchten im Gegentheile ihn als das Haupt jenes Hauses, mit welchem sie in so langer und so heftiger Feindschaft lebten, zu unterdrücken, wozu sie sich des Cardinals von Lothringen bedienten, der über das Gemüth des Königs so viel vermochte. Damville bemerkte bald diese Veränderung: der Tod seines Vaters machte gleich-

falls der zwischen ihm und seinem Bruder bestehenden Feind- Jahr
schaft ein Ende, welcher nicht weniger aufgebracht war, daß 1569.
keiner von Beyden die Connetablie erhalten hatte, welche doch der Vater so lange bekleidet, und die sie mehr als einmahl gesucht. Er fing also an, sich den Freunden und Verwandten seines Hauses wieder zu nähern, und ein durch geheime, aber ungewisse, Hoffnungen unterstütztes Verständniß mit dem Admiral anzuknüpfen. Dieß war die Ursache, warum er dem Herrn von Terride in Bearn nicht zu Hülfe kam, obschon er es konnte; aus dem nähmlichen Grunde versäumte er, jene Plätze den Hugonotten wegzunehmen, welche sie in Gascogne und Languedoc besaßen. Seine Neigung für die Partey der Hugonotten wurde noch mehr dadurch vermehrt, daß der Admiral schon ein Greis war, und beständig dem Unglücke unterlag. Er hoffte also, im Falle, wenn er früher sterben sollte, als die Prinzen das zum Commando fähige Alter erreicht haben würden, seine Stelle einzunehmen, welcher er sich durch seinen Muth und seine Tapferkeit gewachsen zu seyn fühlte. Zu allem diesem kam noch der Verdacht hinzu, welchen er schon lange vorher und mit Grunde geschöpft hatte, daß das Haus von Montmorency, wenn es dem Könige und den Herren von Guise gelingen sollte, die Prinzen, den Admiral, und die ganze Partey der Hugonotten zu unterdrücken, ein gleiches Schicksal erfahren würde, welches noch allein von den alten Nebenbuhlern übrig sey. Alles dieß war dem Scharfsinne des Admirals bekannt, welcher, durch diese Hoffnung und andere vorhin schon angeführte Beweggründe gereitzt, die Prinzen überredete, seinem Rathe zu folgen. Man beschloß also, das platte Land zu verlassen, und sich in die an Languedoc stoßenden Gebirge so lange zurückzuziehen, bis die Hülfsvölker der Verbündeten sie in den Stand setzen würden, ein besseres Glück zu versuchen: damit aber die Sieger einiges Hin-

Jahr derniß finden möchten, sie auf ihrem Marsche zu verfolgen,
1569. welchen sie mit strapazirten Pferden und einer entkräfteten und muthlosen Mannschaft unternahmen, so ließen sie den Herrn von Mouy zu Nyort zurück, um einige Tage lang den Lauf des Siegers aufzuhalten, und ihnen Zeit zu verschaffen, ihren Bestimmungsort zu erreichen, ohne beunruhigt zu werden.

Da sie es nicht wagten, sich länger zu Parthenay zu verweilen, so marschirten sie in großer Stille nach Nyort, wo sie den Mouy mit hundert Mann Cavallerie und dem Reste der Infanterie zurückließen, und setzten ihren Weg mit der nähmlichen Geschwindigkeit fort. Aber die Geduld der Soldaten und der französischen Edelleute entsprach nicht der Standhaftigkeit der Prinzen und Feldherren: sobald Erstere von dem katholischen Heere so weit entfernt waren, daß sie von den Siegern nicht mehr erreicht zu werden glaubten, so fingen sie an, heimlich auszureißen, weil sie theils keine Beute zu ihrem Unterhalte mehr machen, theils weil die durch so lange anhaltende Strapazen entkräfteten Pferde der Schnelligkeit der Prinzen nicht gleich kommen konnten. Viele verzweifelten, daß sich die zu Baden gedrückte Macht ihrer Partey wieder emporheben würde. Ein Theil verbarg sich in den Städten von Poitou und Saintonge, um sich den künftigen Gefahren zu entziehen; ein anderer entfernte sich verkleidet von den Hauptstraßen, und suchte in seine Heimath zurückzukehren. Als die Prinzen zu La Rochelle angekommen waren, so fanden sie ihre Cavallerie auf neun hundert Mann Franzosen und zwey tausend deutsche Reuter, zusammen geschmolzen, welche Letztere in ihr Vaterland nicht zurückkehren konnten, und mehr aus Nothwendigkeit als Neigung den Prinzen gefolgt waren. Diese Desertion der Franzosen vermehrte noch die Nothwendigkeit, sich in die Gebirge zurückzuziehen, damit sie der

Wuth der Sieger entgingen, und um so viel mehr Zeit gewönnen, eine gewisse Anzahl Cavallerie und Infanterie auf die Beine zu bringen. Sie ließen also den Grafen von La Rochefoucault und den Herrn von La Noue, welcher den folgenden Tag nach der Schlacht durch die Nachläßigkeit seiner Wächter entflohen war, zu La Rochelle, den Herrn von Piles zu Saint-Jean-d'Angely mit der ganzen Infanterie, die sie aus verschiedenen Besatzungen hatten zusammenbringen können, und den Herrn von Pontivy, einen Verwandten und Zögling der Königinn von Navarra, zu Angouleme zurück, und eilten in starken Märschen nach Montauban. Jahr 1569.

Zweytes Kapitel.

Der Herzog von Anjou erobert Nyort, und Saint-Jean-d'Angely. Die Krankheit desselben und der Geldmangel zwingt die Katholischen, größten Theils aus einander zu gehen. Die Prinzen erhalten beträchtliche Verstärkungen, und vereinigen sich mit dem aus Bearn siegreich zurückkehrenden Grafen von Montgommery. Kritische Lage derselben. Sie machen Friedensvorschläge, um Zeit zu gewinnen. Das Prinzenheer geht über die Rhone. La Noue macht von La Rochelle aus glückliche Fortschritte, und schlägt den Puigaillard. Der König übergibt dem Marschalle von Cossé das Commando eines Heeres, welches aber durch die Politik des Befehlhabers nichts ausrichtet. Der Friede wird geschlossen.

Jahr 1569. Der Herzog von Anjou, welchem sich nach seinem erfochtenen Siege Parthenay, Lusignan, Fontenay, Chatelraud, Saint-Mairant und alle Städte und umliegenden Schlösser ergeben hatten, marschirte nach Nyort, welches allein Miene machte, sich vertheidigen zu wollen. Er schlug sein Lager auf, und machte Anstalten, diese Stadt zu beschießen. Mouy, welcher in dieser mißlichen Lage Alles nur von seinem Muthe und seiner Tapferkeit hoffte, um den Lauf des Siegers aufzuhalten, that mit seiner geringen Cavallerie und einiger Infanterie einen Ausfall. Das Gefecht war sehr blutig, und dauerte, unter Begünstigung des Kanonenfeuers der

Stadt, bis gegen Abend. Mouy zog sich voll Muths und guter Hoffnungen zurück, als er von Einem der Seinigen durch einen Büchsenschuß rückwärts tödtlich verwundet wurde, und kurz darauf starb. Nyort, dessen Vertheidigung auf seiner Tapferkeit und seinem Muthe beruhete, ergab sich ohne Verzug. Diesem Beyspiele folgten Saintes, Cognac, Luçon, und alle übrigen Städte, drey ausgenommen, wo die Prinzen eine Besatzung gelassen hatten. Der König und die Königinn-Mutter begaben sich zu dem Heere, zogen siegreich in Nyort ein, und hielten einen Kriegsrath über den künftigen Operationsplan, um den Sieg so viel möglich zu benutzen. Viele drangen darauf, daß der Herzog mit dem ganzen Heere oder mit dem größten Theile desselben ohne längeren Zeitverlust die Prinzen und den Admiral so lange verfolgen sollte, bis er sie gänzlich unterdrückt, oder aus dem Reiche verjagt hätte; sie behaupteten, daß die Zweige, wenn der Stamm niedergehauen sey, verdorren, und die so oft niedergedrückte, und so oft wieder aufgestandene Partey der Hugonotten ein für alle Mahl nach der Zerstörung des Fundaments zusammen stürzen würde. Jahr 1569.

Diesem Rathe standen viele Schwierigkeiten im Wege: der October war auf der Neige, und die Jahreszeit brachte schon Kälte und Schnee, welcher auf dem platten Lande die Kriegsoperationen sehr erschweret, und in gebirgigten Gegenden gänzlich verbiethet. Das Land, in welches sich die Prinzen zurückgezogen hatten, konnte wegen seiner Unfruchtbarkeit ein großes Heer nicht ernähren; die engen Pässe desselben, wo eine Handvoll Leute im Stande war, ein ganzes Heer aufzuhalten; Krankheiten und eine große Sterblichkeit, welche sich bey den Katholischen zu zeigen anfingen, und überall der Mangel des Geldes, das für eine anhaltende und so große Unternehmung erforderlich war, vermehrten die Hindernisse derselben, da die Provinzen verheert, die

Jahr 1569. Völker aufrührisch, die Städte geplündert, zerstört, das Land verwüstet war, und die königlichen Einkünfte in vielen Gegenden fast gänzlich ausblieben. Das in so vielen Gegenden lodernde Kriegsfeuer verzehrte in wenigen Tagen das, was man in vielen Monathen mit vieler Mühe zusammen gebracht hatte. Aus diesen Beweggründen sowohl, als einigem Privatinteresse und zuflüsternden Leidenschaften, wurde beschlossen, die Verfolgung der Prinzen und des Admirals dem Marschall von Damville, Statthalter von Languedoc, dessen Vorhaben und Absichten noch verborgen waren, und dem Herrn von Montluc, Generallieutenant in Gascogne, aufzutragen, welche mit den Truppen ihrer Provinzen dieselben gänzlich unterdrücken und aufreiben sollten. Man hielt dafür, daß, wenn die Provinzialmacht in diesen gebirgigten und unfruchtbaren Gegenden es nicht bewirken könnte, ein größeres Heer dasselbe noch weniger zu Stande bringen würde, welches in diesen Pässen mehr hinderlich als nützlich wäre. Zu gleicher Zeit wurde beschlossen, daß der Herzog von Anjou jene Plätze erobern sollte, welche die Hugonotten in Poitou und Saintonge noch inne hatten, um sie aus diesem Neste zu vertreiben, auf welches sie alle ihre Hoffnungen und die Macht ihrer Partey gegründet hätten; nach der Zerstörung desselben werde denselben kein Ort, wohin sie sich zurückziehen könnten, noch ein Mittel übrig bleiben, ein neues Heer auf die Beine zu bringen, und den Krieg zu erneuern.

Diesem Entschlusse gemäß belagerte der König in Begleitung seiner Mutter und des Herzogs von Guise Saint-Jean-d'Angely, einen kleinen, aber sehr festen, und mit Allem auf's Beste versehenen Platz, in welchem Armand von Piles mit dem ganzen Überreste der hugonottischen Infanterie lag. Obschon der Herzog von Anjou, welcher, ungeachtet der Gegenwart des Königs, das Heer commandirte, und

keine Mühe und Gefahr scheuete, ein fürchterliches Kanonenfeuer machen, und öfters Sturm laufen ließ, so that doch Piles sechs und vierzig Tage lang Widerstand. Da er endlich gar keine Hoffnung hatte, so übergab er sich auf gute Bedingnisse, und wurde mit seiner Mannschaft nach Angouleme auf das Versprechen in Sicherheit gebracht, innerhalb drey Monathen den Prinzen nicht zu dienen, welches er aber unter allerhand Vorwänden nicht hielt 1). Nach der Einnahme von Saint-Jean d'Angely sollte, dem Operationsplane gemäß, La Rochelle belagert werden, welches durch die Einnahme aller umliegenden Festungen nicht allein von der Landseite eingeschlossen, sondern auch von jener des Meeres durch die königliche Flotte unter den Befehlen des Baron von La Garde blokirt war. Aber schon näherte sich das Ende des Dezembers. Das Heer hatte durch die Belagerung von St. Jean-d'Angely nebst dem Herrn von Martigues, einem der tapfersten Soldaten, mehr als viertausend Mann eingebüßt; der Papst und der katholische König riefen ihre Hülfstruppen zurück, als wenn der bey Moncontour erfochtene Sieg dem Kriege ein Ende gemacht hätte. Ein anderer Vorfall von größerer Wichtigkeit ereignete sich: der Herzog von Anjou, durch die anhaltenden Strapazen und Wachen, die weit sein Alter und seine Leibesconstitution überstiegen, entkräftet, war von einer Magenkrankheit befallen worden, welche schlimme Folgen befürchten ließ, und Jahr 1569.

1) Die Besatzung von Saint-Jean-d'Angely, welche aus 900 Mann bestand, hatte kaum die Stadt verlassen, als sie wider alle Capitulation durch die Truppen des Königs rein ausgeplündert, und sogar Einige ermordet wurden. De Piles begehrte Genugthuung, und da man sie ihm verweigerte, so glaubte er sich auch nicht verbunden, sein Wort zu halten.

Jahr die Ruhe zu seiner Genesung nothwendig machte. Da La
1569. Rochelle von allen Seiten eingeschlossen, und aller Hoffnung zum Entsatze beraubt war, so hielt der Staatsrath dafür, daß diese Festung am Ende von selbst fallen werde. Der König und die Königinn-Mutter ließen Franzen von Bourbon, Dauphin und Sohn des Herzogs von Montpensier, als Befehlshaber bey dem in Saintonge sehr zusammengeschmolzenen Heere zurück, begaben sich in den ersten Tagen
1570. des Jahres Tausend fünf hundert und siebenzig nach Angers, und verabschiedeten einen großen Theil ihrer Truppen, welche bey dem herrschenden Geldmangel und der großen Kälte nicht ohne die größesten Schwierigkeiten unterhalten werden konnten.

Es waren Einige der Meinung, daß dieser, wie der Ausgang es bewiesen, äußerst nachtheilige Entschluß den Herzog von Anjou zum Urheber gehabt habe, weil er sich theils nach Ruhe und dem Genusse der Ergötzlichkeiten des Hoflebens sehnte, welchen er außerordentlich ergeben war, theils weil er es seinen Absichten nicht gemäß hielt, durch die gänzliche Unterdrückung der Hugonotten den Krieg zu beendigen, bey dessen Fortdauer die Kriegsmacht des Königs und das Hauptcommando in seinen Händen blieb. Es mag nun diese Behauptung der Wahrheit gemäß seyn, oder nicht, so ist doch gewiß, daß dieser Fehler ihm allein am theuersten zu stehen kam.

Als die Prinzen und der Admiral, welche unwiderbringlich verloren gewesen wären, wenn man sie sogleich verfolgt hätte, das katholische Heer ihrem Wunsche gemäß mit der Belagerung von St. Jean-d'Angely beschäftiget sahen, so zogen sie sich in die Gegend von Montauban zurück, wo der siebenzehnjährige Prinz von Navarra, der sich gleichsam selbst, und die von ihm gefaßten Erwartungen übertraf, durch sein Ansehen, seine Gewandtheit und seine

Bitten den Adel und das benachbarte Volk unter die Waf- Jahr
fen brachte, da die Könige von Navarra, seine Vorfah- 1570.
ren, wegen der Nachbarschaft ihrer Staaten seit langen Jah-
ren in diesen Provinzen viele Anhänger und Vasallen hatten.
Der Admiral unterstützte das Ansehen und die Thätigkeit
des Prinzen durch seine Erfahrung; sie versammelten in
einigen Wochen unter ihren Fahnen mehr als drey tau-
send Mann Infanterie, mit welchen sie das ganze Land
plünderten, und den ausschweifenden Soldaten Alles ohne
Unterschied überließen, deren Anzahl sich beständig ver-
mehrte. So war die Lage der Sachen, als sich der Graf
von Montgommery mit mehr als zwey tausend Mann In-
fanterie, und acht hundert Mann Cavallerie, lauter ta-
pfere und gut ausgerüstete Truppen, näherte, und die Stadt
Condom besetzte, indeß die Prinzen und der Admiral über
die Dordogne bey dem Hafen von Saint-Marie gingen, und
Agen und andere Städte in Gascogne zu überrumpeln such-
ten. Obschon Montlüc von der oberen Gegend des Flusses
eine Mühle herunter treiben ließ, die über diesen Fluß ge-
schlagene Brücke zerriß, und auf diese Art beyde Heere von
einander trennte, so setzte doch jenes des Grafen von Mont-
gommery in Barken über, und vereinigte sich mit den Prin-
zen an dem nähmlichen Orte, da Montlüc zu schwach war,
das eine oder das andere Heer anzugreifen. Die Macht der-
selben war nun beträchtlich angewachsen, und durchstreifte
ohne allen Widerstand die ganze Gegend. Zu gleicher Zeit
bemeisterten sie sich mittelst ihrer Anhänger unter vielen an-
dern Örtern von Nismes, einer der vornehmsten Städte in
Languedoc, welche ihm zu einem Erhohlungsquartiere die-
nen konnte. Die königlichen Feldherren widersetzten sich ihren
Streifereyen und Fortschritten nicht, der ausdrücklichen Be-
fehle des Königs ungeachtet, welcher den La Valette mit

Jahr einem Corps leichter Reuterey dorthin geschickt hatte. Obschon
1570. der Marschall von Damville die Hugonotten auf's Äußerste gebracht sah, und es nicht für räthlich hielt, zur Unzeit sein Vorhaben an den Tag zu legen, so wünschte er doch, daß sich ihre Partey wieder aufrichten, und neue Kräfte erhalten möchte. Er verschaffte ihnen dazu durch verschiedene feine Kunstgriffe alle Gelegenheit, indem er sich in Toulouse unter dem Vorwande eingeschlossen hielt, als wenn ihm die Treue der Einwohner verdächtig schiene, und ließ ihnen alle Freyheit, das ganze Land zum Aufruhre zu bringen und zu verwüsten. Montlüc und La Valette waren die heftigsten Feinde der Prinzenpartey, und wünschten zu ihrem eigenen Ruhme, die Überreste der Hugonotten aufzureiben; aber ohne Damville's Mitwirkung waren sie nicht stark genug, dieses Vorhaben auszuführen.

Bey allen diesen Vortheilen befanden sich die Prinzen und der Admiral in der größten Verlegenheit; sie erhielten aus England die Nachricht, daß man eine Verschwörung gegen die Königinn Elisabeth entdeckt habe, welche das Reich in eine große Unruhe versetze; sie konnten also von dorther keine beträchtliche Unterstützung erwarten. Auch die Deutschen Fürsten zeigten nicht jene Bereitwilligkeit, wie sie sich es vorgestellt hatten; sie wußten, daß die Deutschen sich nicht entschließen würden, einen Fuß in das Reich zu setzen, ohne vorher eine zur Anwerbung und Ausrüstung der Truppen hinlängliche Summe Geldes erhalten zu haben. Sie sahen, daß der Prinz von Oranien, welchen sie zu diesem Behufe an die protestantischen Fürsten abgeschickt hatten, sich mehr mit den Angelegenheiten der Niederlande beschäftigte, mit welchen er am meisten betheiligt war, als mit jenen von Frankreich, die ihn nicht so nahe betrafen. Sie litten an Geld, Munition und allen Nothwendigkeiten Mangel, und unterhielten ihre Soldaten nur durch Rauben

und Plündern; eine Hülfsquelle, welche nun zu versiegen Jahr 1570.
anfing, da Alles in die Festungen in Sicherheit gebracht worden. Ihre Pferde waren strapazirt und entkräftet; sie besaßen nicht einmahl so viel, um sie beschlagen zu lassen; sie mußten deren mehr als vier hundert auf den Landstraßen zurück lassen. Sie sahen endlich ein, daß sie von den königlichen Truppen würden aufgerieben werden, weil sie denselben in die Länge keinen Widerstand leisten könnten. Aus dieser Ursache fingen sie an, durch das Mittel der Königinn von Navarra Friedensvorschläge zu thun, um, wie der Admiral sagte, Zeit zu gewinnen, oder, wie die Prinzen vorgaben, denselben wirklich zu schließen. Sie schickten also unter freyem Geleite die Herren von Beauvais und Teligny nach dem Hofe, welche mit der größten Unterwürfigkeit und Demuth ihre Vorschläge überreichten. Der König, welcher sich als Sieger betrachtete, fand die Bedingnisse seiner Erwartung nicht entsprechend, und forderte, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben sollten. Man entließ sie ohne alle Hoffnung des Friedens; Alles, was sie erhalten konnten, bestand darin, daß sich der Herr von Biron mit denselben in's Lager der Prinzen begab, um ihre letzten Entschließungen zu vernehmen; er brachte aber nur allgemeine Versicherungen nach Hofe zurück; die Sache war entweder noch nicht zu ihrer gehörigen Reife gediehen, oder die Prinzen vollkommen zu irgend einem Beschlusse geneigt.

In dem Anfange des Frühlings gewann Alles eine andere Gestalt, weil das Kriegsglück sehr wandelbar zu seyn pflegt. Die Prinzen, welche den Winter in den Gebirgen von Languedoc zugebracht hatten, stiegen von denselben mit fünf bis sechs tausend Mann Infanterie, und zwey tausend fünf hundert Mann Cavallerie (die Deutsche Reuterey war durch Verlust und Strapazen auf zwolf hundert Mann zusammen geschmolzen) längst den Ufern der Rhone herab,

Jahr 1570. um sich in einer fruchtbareren und geräumigeren Gegend auszubreiten. Das größte Hinderniß, welches ihnen im Wege stand, war der Übergang über diesen Fluß; der Herr von Gordes, Lieutenant des Königs in Dauphiné, stand auf der anderen Seite des Ufers mit einem starken Corps, um ihnen denselben zu verwehren. Nichts desto weniger fand Montbrün, welcher die Gegend kannte, ein Mittel, ganz unvermuthet sein Regiment mit Barken über den Fluß zu setzen; er schlug die Katholischen, welche ihm in Unordnung entgegen gingen, in die Flucht. Dieser Sieg verschaffte ihm den Vortheil, an dem Ufer des Flusses ein Fort zu errichten, unter dessen Begünstigung zuerst der Graf Ludwig von Nassau, und zuletzt die Prinzen mit dem Hauptcorps über die Rhone gingen. Der an einem bösartigen Fieber todtkranke Admiral ließ sich in einer Sänfte tragen.

Nach dem Übergange über die Rhone zogen sie durch die Provinz Le Forez, Bourbonnois, und das Herzogthum von Nevers, alles plündernd und verheerend, und suchten sich La Charité und den benachbarten Städten zu nähern, welche noch ihre Partey hielten, um nicht allein die darin liegenden Besatzungen an sich zu ziehen, und sich dadurch zu verstärken, sondern sich auch mit Pulver und anderem Kriegsvorrathe zu versehen, dessen gänzlicher Mangel ihre Feuergewehre unnütz machte. Sobald dieß geschehen, wollten sie die um Paris liegenden Provinzen plündern und verwüsten, um sich dadurch den Weg zu einem erträglichern Schicksale zu öffnen: denn sie wußten aus der Erfahrung, daß sie nicht eher vortheilhafte Friedensbedingnisse erhielten, als wenn sie den Krieg in das Herz des katholischen Landes spielten, und die Hauptstadt bedroheten: der Hof entschloß sich alsdann immer aus Furcht für dieselbe zum Frieden. Im Falle aber, daß sie ihr Heer nicht verstärken, und ihr Vorhaben nicht

ausführen könnten, beschlossen sie, sich über die Loire in Jahr
die Provinz Saintonge, ihrem alten Sitze, zurückzuziehen, 1570.
wo sich, den Nachrichten zu Folge, die Angelegenheiten ihrer Partey durch den Abmarsch des Herzogs von Anjou nicht wenig verbessert hatten. La Roue, welcher zu La Rochelle commandirte, hatte mehrere benachbarte Städte wieder eingenommen, den Puigaillard, einem königlichen Feldherrn, eine derbe Schlappe beygebracht, und eine Galeere der königlichen Flotte weggenommen. Er durchstreifte das ganze Land, und richtete die Partey der Hugonotten durch seine rastlose Thätigkeit bald mit offenbarer Gewalt, bald mit List wieder auf. Obschon er bey der unvermutheten Stürmung der Stadt Fontenay einen Büchsenschuß in den Arm erhalten hatte, den man ihm abnehmen mußte, so setzte er nach seiner Heilung mit noch größerem Muthe den Krieg fort, und das ganze umliegende Land in Schrecken.

Da der König wider alle seine Erwartungen den Krieg erneuert sah, so mußte er den Prinzen ein Heer wieder entgegen stellen. Der Herzog von Anjou, dessen Krankheit noch fortdauerte, hatte sich zu seiner Herstellung nach Saint-Germain en Laye, einem königlichen Lustschlosse, einige Meilen von Paris, begeben. Der König wollte keinen seiner Unterthanen, welche ihm ihrer Größe, Macht, wechselseitigen Feindschaften und ihres Anhanges wegen äußerst verdächtig waren, an die Spitze des Heeres stellen; er übertrug also, sobald dasselbe versammelt war, das Commando dem Marschalle von Cossé; ein Entschluß, der sehr nachtheilige Folgen hatte: denn der Marschall, welcher seiner gewohnlichen Neigung nicht entsagte, gab den Feinden um so größere Gelegenheit, sich zu erhohlen. Er war innerlich Calvins Lehre zugethan, und weit entfernt, die Prinzen von Geblüt zu Boden zu drücken, übrigens von Natur sehr langsam und vorsichtig. Er hatte wohl die Absicht, den Hugo-

Jahr 1570. notten den Eingang in diese Provinzen zu verwehren, wie sie es zu bewerkstelligen wünschten; er wollte aber auch nicht das zweifelhafte Glück einer Schlacht versuchen, und noch weniger diese Partey gänzlich unterdrücken, wie er leicht gekönnt hätte: er war den Prinzen weit überlegen, welche keine Artillerie, keinen Vorrath an Lebensmitteln, und kein Geld hatten. Ihre Truppen waren durch die langen Märsche entkräftet, und übel zugerichtet: denn sie hatten in einem Zeitraume von wenigen Monathen mehr als dreyhundert Meilen im Umkreiße zurückgelegt. Dieß schrieben viele dem Herzog von Anjou zu, welcher seiner Krankheit wegen das Commando nicht übernehmen wollte oder konnte, und ein äußerstes Mißfallen daran hatte, daß ein Anderer die Früchte seiner Siege und Arbeiten einärndten sollte. Er machte also dem Könige alle andere Prinzen und Feldherren verdächtig, und bewog denselben, das Commando einem Manne aufzutragen, von welchem er versichert war, daß er keine große Fortschritte machen würde.

Die Prinzen hatten sich Arnay-le-Duc, einer kleinen Stadt in Burgund, in der Absicht genähert, um sie einzunehmen und zu plündern, weil sie die Noth dazu zwang. Der Marschall von Cossé kam mit dem königlichen Heere herbey, welches aus sechs tausend Schweizern, sechs tausend Mann Französischer Infanterie, und vier tausend Mann Cavallerie bestand, und zwölf Kanonen führte. Da die Katholischen den Prinzen sowohl an Anzahl als Tapferkeit weit überlegen waren, so zweifelte kein Sachverständiger, daß die Ersteren über die Letzteren den Sieg davon getragen haben würden, wenn der Marschall sie angegriffen hätte. Er ging aber seinen Absichten gemäß so langsam und so vorsichtig zu Werke, daß die Hugonotten Zeit genug gewannen, eine so vortheilhafte Stellung zu nehmen, daß sie durch dieselbe ihre Schwäche ersetzten. Vor der Fronte hatten sie einen kleinen Fluß, und

ihren Rücken deckte ein großer Wald. Ihre Infanterie war hinter Zäunen und in den Weinbergen, und die in mehrere Escadrons abgetheilte Cavallerie an solchen Orten postirt, wo sie sich leichter vertheidigen, und nicht über'n Haufen geworfen werden konnte. In dieser Stellung hielten die Prinzen den tapfern Angriff der Katholischen den ganzen Tag ohne großen Verlust ab. Das königliche Heer, welches nun die Tapferkeit und Standhaftigkeit der Hugonotten erfahren hatte, wagte es hernach nicht mehr, dieselben anzugreifen. Der Marschall, welcher entweder aus Langsamkeit, oder seinen geheimen Absichten gemäß, die Feinde eine vortheilhafte Lage hatte gewinnen lassen, verlängerte den Ausgang des Krieges; er hielt vielleicht dafür, daß sie mit der Zeit einen anderen Entschluß ergreifen müßten, ohne daß er sich einer Gefahr aussetzte; vielleicht wünschte er, durch die Verlängerung des Krieges den König zum Friedensschlusse mit den Hugonotten zu zwingen. Die Prinzen waren nicht saumselig, sich dieser erhaltenen Vortheile zu bedienen: der Prinz von Navarra, welcher statt des von seiner gefährlichen Krankheit hergestellten, aber noch nicht gänzlich genesenen Admirals, das Heer befehligte, wußte mit solcher Geschwindigkeit und Vorsicht diese Gelegenheit zu benutzen, daß er öfters kleine Gefechte und Scharmützel wagte, und sich immer auf vortheilhafte Posten zurück zog; bald both er den Feinden, um seinen Ruf zu vermehren, mit der feinsten Verstellungskunst ein Treffen an, welches er aber nachher zu vermeiden wußte. Auf diese Art ersetzte er den Mangel der Stärke durch Klugheit. Jahr 1570.

Die Königinn-Mutter, welche, als eine Frau von großer Klugheit und feinem Durchblicke, die Anschläge des Marschalls von Cossé auf der einen, und des Marschalls von Damville auf der andern Seite witterte, benachrichtigte davon ihre Söhne, und überredete sie, den Friedensvorschlägen Gehör zu geben. Sie sah nur zu gut ein, daß die

Jahr 1570. Fortdauer dieses Krieges das gefährliche Werk der Großen, ihrer Untreue, und ihres Interesse sey. Die aus Deutschland eingelaufenen Nachrichten bestärkten sie in ihrem Entschlusse: der Prinz Casimir fing schon an, für die Hugonotten Truppen anzuwerben. Ein Gleiches rieth der Geldmangel: die Finanzen waren schon so erschöpft, daß man den Schweizern und den Italienern den rückständigen Sold nicht zahlen konnte. Das Elend des Volkes, die ausbleibenden königlichen Einkünfte, die beständigen Besorgnisse, und das viele Blutvergießen hatte einem jeden den Krieg verhaßt, und den Nahmen „Friede" angenehm und wünschenswerth gemacht. Der König hielt also mit seiner Mutter, dem Herzoge von Anjou, und dem Cardinale von Lothringen eine Berathschlagung, in welcher beschlossen ward, die alten so oft unterbrochenen Maßregeln wieder zur Hand zu nehmen, mit den Hugonotten Frieden zu machen, die fremden Völker aus dem Reiche zu schaffen, und hernach bey schicklicher Gelegenheit die Häupter dieser Partey durch Kunstgriffe zu unterdrücken. Sie zweifelten nicht, daß sich das Volk nach deren Entfernung gänzlich unterwerfen würde. Auf diese Art hofften sie, jenen Plan auszuführen, den sie wegen der Untreue der Großen durch Gewalt nicht bewerkstelligen konnten; einen Plan, welcher so oft auf's Tapet gebracht, und angenommen worden, aber immer durch die Untreue oder Ungeschicklichkeit jener Menschen, welche man als Werkzeuge brauchte, in der Ausführung verunglückte.

Die Prinzen waren dem Frieden nicht abgeneigt, wenn man ihnen die Gewissensfreyheit und Sicherheit zugestünde. Sie sahen sich von allen Seiten auf's Äußerste gebracht: der Graf von Mansfeldt und die Reuter waren so lange ruhig und gehorsam geblieben, als sie sich in entfernten Provinzen befanden; jetzt aber, da sie den Gränzen von Deutschland nahe waren, standen sie im Begriffe, die Prinzen zu

verlassen. Der Admiral, welcher von seinen Entschlüssen nicht abwich, widerrieth ganz allein aus äußersten Kräften den Frieden; die Noth zwang ihn aber, in eine Entschließung einzuwilligen, welche seinem Charakter und seinen Gesinnungen gänzlich widerstrebte. Da beyde Parteyen zu einem Vergleiche bereitwillig, und die Herren von Beauvais und Teligny in Begleitung des La Chasseriere, Secretär des Prinzen von Navarra, nach Hofe zurückgekehrt waren, so wurde der Friede den 11. August geschlossen, vermöge welchem der König nebst der Gewissensfreyheit und der öffentlichen Ausübung der reformirten Religion und der Verzeihung alles Vergangenen in den gewöhnlichen Clauseln der vorigen mit den Hugonotten errichteten Friedensverträge den Prinzen und dem Admirale La Rochelle, Cognac, La Charité und Montauban als Sicherheitsplätze einräumte; sie versprachen, dieselben in einer Frist von zwey Jahren zurückzustellen, wenn die Friedensartikeln nicht verletzt würden. Als der Frieden verkündigt war, und die Parlamente denselben registrirt hatten, so begaben sich die Prinzen und der Admiral nach der Verabschiedung des Grafen von Mansfeldt und der Reuter, welche in ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen waren, gerade nach La Rochelle, ohne an dem Hofe und vor dem Könige zu erscheinen, um sich mit der Königinn von Navarra nicht nur allein über das gemeinsame Wohl zu berathschlagen, sondern auch zu ihrer größern Sicherheit in dieser Stadt ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Jahr 1570.

Drittes Kapitel.

Geheimer Operationsplan des Hofes, um die Hugonotten zu Grunde zu richten. Der König sucht den Hugonotten Zutrauen einzuflößen, und sie in Allem zu befriedigen. Die Prinzen und der Admiral schicken von La Rochelle Deputirte an den Hof, um ihre Beschwerden und Forderungen vorzutragen, im Grunde aber, um die Gesinnungen des Hofes zu erforschen. Unterhandlungen. Die Vermählung des Prinzen von Navarra mit Margaretha, der Schwester des Königs, und der niederländische Krieg wird beschlossen. Die Häupter der Hugonotten erscheinen am Hofe, und genießen die höchste Gunst. Allgewalt des Admirals.

Jahr 1570. Der Frieden war nun hergestellt: aber der Anfang desselben ging schon von Mißtrauen und Argwohn schwanger, wie der Entschluß der Prinzen und des Admirals, deutlich zeigte, von dem Hofe sich entfernt zu halten. Der König und die Königinn-Mutter fingen nun an, jene Netze aufzustellen, in welchen sie die Häupter der Hugonotten zu fangen suchten. Sie wollten mit List und Verstellung das ausführen, was schon so oft durch den Weg der Waffen nur noch gefährlicher geworden war. Es waren diese Künste die Nähmlichen, die man ebenfalls schon so oft, aber mit geringem Erfolge, angewendet hatte, weil sie entweder von untreuen Ministern entdeckt worden, oder weil die Königinn-Mutter selbst mit Unentschlüßigkeit und zu vieler Vorsicht zu Werke gegangen war, oder weil die Häupter der Hugonotten im-

mer ein Mißtrauen in ihre Gesinnungen und ihren Charakter setzten. Jetzt aber hoffte man einen glücklicheren Erfolg, weil sie ihre geheime Absichten nur solchen Ministern anvertraueten, welche dabey selbst auf's höchste interessirt waren. Der König selbst legte mit Hand an's Werk: er war nun zwey und zwanzig Jahre alt, von entschlossenem Charakter, unversöhnlichem Geiste, und vor Allem der größte Meister in der Verstellungskunst; er wollte nun selbst, aber doch mit dem Beyrathe seiner Mutter, das Steuerruder der Regierung führen. Die Folge war, daß dieselbe nun mit mehr Kraft, und größerem Geheimnisse vorwärts ging. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, den Häuptern der Hugonotten das Mißtrauen zu benehmen, und sie so furchtlos zu machen, daß sie sich entschlössen, ohne bewaffnetes Gefolge an den Hof zu kommen. Der König und die Königinn-Mutter, welche dieß als die nothwendige Bedingniß zur Ausführung ihres Planes hielten, theilten darüber ihre Gedanken blos dem Herzoge von Anjou, dem Cardinale von Lothringen, dem Herzoge von Guise, und Alberten von Gondi, Grafen von Retz, mit. Letzterer war ein Florentiner, auf dessen Treue sie das größte Vertrauen setzten, und welchen sie aus einem mittelmäßigen Zustande zu einem glänzenden Glücke erhoben hatten. Sie schickten an alle Statthalter und Obrigkeiten der Provinzen die gemessensten Befehle, auf die Handhabung und Beobachtung der den Hugotten günstigen Friedensartikel zu wachen, und sendeten den Marschall von Cossé, dessen Anhänglichkeit an dieser Partey schon kein Geheimniß mehr war, sogar nach La Rochelle ab, welchem sie nicht nur allein Vollmacht, die dunkelsten oder zweydeutigsten Artikel des Friedens zu interpretiren, und zur Ausübung zu bringen, sondern auch den Auftrag ertheilten, die Prinzen und den Admiral zu versichern, daß der König aufrichtig gesonnen

Jahr 1570.

Jahr 1570. sey, seine Versprechungen pünctlich zu erfüllen. Die Handlungen des Königs entsprachen auch vollkommen seinen Äußerungen. Da er beschlossen hatte, die Hugonotten in Allem zu befriedigen, so ließ er die Katholischen sehr scharf bestrafen, welche sich gewaltthätig gegen die reformirten Prediger, vorzüglich in der Provence, in Dauphiné, und der Normandie betrugen. In zweifelhaften Fällen war er immer geneigter, die Edicte zum Vortheile der Hugonotten auszulegen, und zu entscheiden; im Gegentheile, er legte mehrmahls gegen die Katholiken entweder zu große Strenge, oder zu wenig Wohlwollen an den Tag.

Dieses Spielwerk der Verstellung hatte eine so glückliche Wirkung, daß nicht allein das Volk, sondern auch der Admiral selbst sich betrügen ließ, welcher am wenigsten leichtgläubig, und äußerst mißtrauisch war. Er faßte sogar einige Hoffnung, daß der König des Elendes und der Gefahren der Bürgerkriege müde sey, und aufrichtig die Erhaltung und Befestigung des Friedens wünsche, da er nun selbst zu regieren anfange, und den Rathschlägen und der Herrschaft der Königinn-Mutter nicht mehr zu unterliegen scheine. Die Prinzen und der Admiral waren von der Aufrichtigkeit der Gesinnungen des Königs nicht gänzlich überzeugt; sie schickten also, um sich besser davon zu versichern, nach mehrmahligen Berathschlagungen mit dem Marschalle von Cossé, den Herrn von Teligny, Briquemaut, und Arnolden von Cavagnes, Parlamentsglied von Toulouse, und Einer der vornehmsten Vertrauten des Admirals, nach Hofe, um dem Könige ihre vielen Beschwerden vorzutragen, und hauptsächlich denselben zu bitten, daß der Cardinal von Lothringen, und die Herren von Guise von der Staatsverwaltung entfernt würden. Sie stellten vor, daß sie, so lange dieselbe in ihren Händen bliebe, weder Vertrauen fassen, noch der Frieden lange dauern, und man ihnen nicht zumuthen könn-

te, an dem Hofe zu erscheinen, und sich ihren heftigsten Jahr
Feinden gleichsam in die Hände zu liefern, welche die höchste 1570.
Gewalt besäßen. Zu dieser Bitte fügten sie noch Andere hinzu: der Großkanzler von L'Hopital sollte zurück berufen, in seine vorige Stelle wieder eingesetzt, der Marquis von Villars, welcher dem Friedensschlusse gemäß die Admiralsstelle nicht mehr begleitete, dem Prinzen von Navarra nicht als Lieutenant in seiner Statthalterschaft von Guienne beygegeben werden, und es demselben frey stehen, sich Einen nach seinem Belieben zu wählen, da ihm dieser keine angenehme Person, und dem Admirale von Chatillon äußerst verdächtig war. Ferner drangen sie darauf, daß dem Prinzen von Condé das Schloß von Valery, in dessen Besitz sich die Herren von Achon gesetzt hatten, weil sie darauf Ansprüche machten, zurück gestellt werde; daß der Bastard von Navarra das einem Sohne des Herrn von Lansac schon bestimmte Bißthum von Comminges, und die Königinn von Navarra die Grafschaft von Armagnac mit vollkommener Souverainität erhielte. Die Prinzen und der Admiral machten diese Vorstellungen oder Forderungen, vorzüglich, was die Erniedrigung der Herren von Lothringen betraf, nicht in der Hoffnung, dieselbe zu erhalten, sondern dadurch, da im Friedensschlusse über diese Gegenstände nichts verfügt war, die wahren Gesinnungen des Königs und der Königinn-Mutter zu erforschen, und sich von der Wahrheit oder Falschheit derselben zu versichern.

Die Deputirten kamen zu einer Zeit am Hofe an, als derselbe mit der Vermählungsfeyer des Königs ganz beschäftigt war, welcher die zweyte Tochter des Kaisers Maximilian, Elisabeth von Oesterreich, zur Gemahlinn genommen hatte. Mitten unter den Festen und Lustbarkeiten brachten die Deputirten nicht sowohl die Forderungen als die Beschwerden der Hugonottischen Häupter vor, welche von den

Jahr 1570. Gesandten der protestantischen Fürsten Deutschlands, die dem Könige zu seiner Vermählung Glück wünschten, kräftig unterstützt wurden; sie bathen denselben inständig, den Frieden zu handhaben, welcher, wie ihre Herren Principalen aus der Erfahrung wüßten, nur durch die uneingeschränkte Gewissensfreyheit, und eine aufrichtige Vereinigung des Fürsten mit seinen Unterthanen erhalten werden könnte. Der König und die Königinn-Mutter sahen ganz deutlich ein, daß diese Beschwerden und Vorschläge nur dahin zielten, ihre wahren Gesinnungen und Absichten zu erforschen. Da sie die Hugonotten durch die nähmlichen Künste bestricken wollten, durch welche dieselben sie auf die Probe setzten, so willigten sie nach einigen Verweigerungen, um nicht durch zu große Nachgiebigkeit den Verdacht zu vermehren, in Viele ihrer Forderungen, und wiegten sie noch durch andere gute Hoffnungen ein. Man gestand der Königinn von Navarra das uneingeschränkte Recht zu, in der Grafschaft von Armagnac Gesetze und Verordnungen nach ihrem Gutdünken zu machen; der Marquis von Villars erhielt Befehl, seine Abreise nach Guienne auf einige Zeit zu verschieben; man behielt es sich vor, besondere Unterhandlungen über diesen Gegenstand mit dem Prinzen von Navarra zu pflegen. Sie ertheilten dem Bastard von Navarra mehrere Beneficien und geistliche Einkünfte, und versprachen dem Prinzen von Condé die Zurückgabe von Valery; was die Wiedereinsetzung des von L'Hopital betraf, so entschuldigten sie sich mit seinem Alter und seiner schwächlichen Gesundheit, welche einer so schweren Bürde von Geschäften nicht mehr gewachsen zu seyn scheine. Die Entfernung der Herren von Lothringen war die kitzlichste und schwierigste Forderung der Hugonotten: man gab ihnen zu verstehen, daß man sie gerne befriedigen wolle, aber nur dann, wann sich eine schickliche Gelegenheit darböthe; es sey weder billig noch ge-

recht, und vielleicht auch selbst gefährlich, sie auf einmahl ohne Jahr
gegründete Ursache ihrer Ämter und Würden zu berauben, 1570.
welche sie schon so lange bekleideten. Nichts desto weniger erklärte ihnen der König in sehr nachdrücklichen Worten, daß die ganze Regierung auf Ihm beruhe: obschon die Herren von Lothringen einigen Antheil daran hätten, so sey er doch nicht der Mann, nach dem Willen und der Weise eines Andern zu herrschen, oder sich beherrschen zu lassen; die Prinzen von Bourbon, der Admiral, und ihre Anhänger sollten also nichts von dem Ansehen oder der Gewalt ihrer Feinde befürchten, welche sich jetzt am Hofe als Unterthanen, und nicht als gebiethende Herren befänden; ihre Gewalt sey durch ihre Pflichten und die Vernunft beschränkt; sie wagten es auch nicht, sich mit andern Dingen zu befassen, als mit jenen, wozu man sie berufe.

So endigten sich diese mit der tiefsten Verstellungs- 1571.
kunst gepflogenen Unterhandlungen. In dem Anfange des Jahres tausend fünfhundert und ein und siebenzig kehrten die Deputirten nach La Rochelle mit den erhaltenen Bedingnissen und vielen Erklärungen des Friedensedictes, in Bezug auf die Ausübung der reformirten Religion, zurück, welche alle ihrer Partey sehr günstig und vortheilhaft waren. Die Prinzen und zum Theil die Königinn von Navarra fanden sich beruhigt und befriedigt: aber der Admiral ganz allein konnte sein Mißtrauen noch nicht verbannen, und verlangte noch stärkere Versicherungen. Der König und die Königinn-Mutter, welche nichts mehr als die endliche Ausführung ihrer Plane wünschten, beschlossen, stärkere Triebfedern in Bewegung zu setzen, und wirksamere Mittel zu gebrauchen, um die Häupter der Hugonotten zu bewegen, an den Hof zu kommen. Sie schickten also den Herrn von Biron, welcher sich durch seine Tapferkeit von der Stelle eines Feldmarschalls bis zu jener eines

Jahr 1571. Generals der Artillerie hinauf geschwungen hatte, nach La Rochelle, um der Königinn von Navarra die Vermählung ihres Prinzen mit Margarethen, der Schwester des Königs, vorzuschlagen, dadurch das alte Band der Verwandtschaft enger zu schlingen, und den Frieden desto besser zu befestigen: nach einer solchen Verbindung könnte Niemand mehr weder an ihrer wechselseitigen Liebe und Eintracht, noch an den Vorzügen zweifeln, welche demselben als dem ersten Prinzen von Geblüte gebührten; auch würde keiner so kühn seyn, es zu wagen, zwischen zwey Schwägern Feindschaft und Zwietracht zu stiften. Überdieß hatte Biron an den Admiral und den Grafen von Nassau, welcher sich gleichfalls der Sicherheit wegen zu La Rochelle aufhielt, den Auftrag, sie zu versichern, daß der König nichts mehr wünsche, als das Feuer der Bürgerkriege für immer auszulöschen; Er sey aber überzeugt, daß Er dieß wegen dem kriegerischen Charakter seines Volkes nicht so leicht bewerkstelligen könnte, wenn Er nicht den Muth und die Tapferkeit seiner Krieger mit einem ausländischen Kriege beschäftigte. Er habe also beschlossen, den König von Spanien wegen den vielen von demselben erlittenen Unbilden und Beleidigungen in den Niederlanden zu bekriegen, welche im Aufruhre begriffen, und bereit seyen, sich der Herrschaft eines jeden andern Fürsten zu unterwerfen; Er wüßte für diese Unternehmung keine getrenere Rathgeber und kräftigere Mitwirker als den Admiral und den Grafen von Nassau, welcher der vornehmste Verbannte aus diesen Ländern sey; Er wünschte, daß Beyde sich bey Hofe einfinden möchten, um gemeinschaftlich die Sache zu überlegen, und jenen Entschluß zu fassen, welcher den besten Erfolg verspräche.

Der König und die Königinn-Mutter hielten, und zwar mit Grunde dafur, daß die Hoffnung dieses Krieges den stärksten Eindruck auf den Admiral machen würde; sie

ließen also in den Unterhandlungen vorzugsweise auf den- Jahr. 1571.
selben dringen. Die Vorschläge Biron's brachten die gewünschte Wirkung hervor. Obschon er in dem Kriege durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit den Hugonotten sehr geschadet hatte, so zeigte er sich doch für dieselben durch seine Rathschläge und in den Unterhandlungen sehr günstig; vielleicht war die geheime Eifersucht daran schuld, welche Viele zu dieser Zeit gegen die Macht und das Ansehen des Herzogs von Guise und des Cardinals von Lothringen hegten. Letztere stellten sich, im heimlichen Verständnisse mit dem Könige, über den Friedensschluß und die Vortheile und Ehrenbezeugungen, womit man die Hugonotten überhäufte, mißvergnügt; sie waren es noch mehr darüber, daß die Schwester des Königs dem Prinzen von Navarra, ihrem Feinde, zur Gemahlinn bestimmt worden, welche doch der Herzog von Guise zu erhalten hoffte, und derselben schon mehrere Jahre mit der größten Aufmerksamkeit den Hof gemacht hatte. Es ist der Wahrheit gemäß, daß er sie seit mehreren Jahren heftig liebte, und eine eben so starke Gegenliebe erhalten hatte; man war also allgemein der Meinung, daß zwischen Beyden nicht nur allein ein geheimer und vertrauter Umgang bestünde, sondern sie sich auch insgeheim die Ehe versprochen hätten. Es mag nun seyn, daß die Liebe des Herzogs zum Theile erkaltete, wie es bey feurigen und unbeständigen Menschen leicht zu geschehen pflegt; oder daß derselbe nach dem Rathe seines Oheims den Gegenstand seiner Wünsche seinem Ehrgeitze und seiner Rache aufopferte, die er gegen den Admiral im Schilde führte, so ist es doch gewiß, daß er sich in den Willen des Königs fügte, und insgeheim in die Vermählung der Schwester des Königs mit dem Prinzen von Navarra einwilligte. In seinem Äußeren zeigte

Jahr 1571. er sich äußerst beleidigt und gekränkt, wodurch er die Unzufriedenheit und das Vertrauen der Häupter der Hugonotten vermehrte.

Mit gleicher Verstellung betrug sich der König, der ein Meister in derselben war, und zeigte sich sogar über die Herrschaft seiner Mutter mißvergnügt, weil er wußte, daß die Häupter der Hugonotten wenig Vertrauen in dieselbe, und fast gar keines in den Herzog von Anjou setzten. Er äußerte sein Verlangen, daß er mit Gelegenheit seinen Bruder gerne entfernen, und desselben sich entledigen wollte. Er ersuchte den Admiral, mittelst seines Bruders, des Grafen von Beauvais, vormahls Cardinal von Chatillon, welcher sich in England aufhielt, eine Vermählung zwischen dem Herzoge von Anjou und der Königinn Elisabeth auf gewisse, die Ausübung der katholischen Religion betreffende Bedingnisse zu unterhandeln. Dieß geschah nicht sowohl in der Hoffnung, dieselbe zu Stande zu bringen (denn Jedermann war die Abneigung der Königinn bekannt, sich dem Joche der Ehe und der Herrschaft eines ausländischen Gemahls zu unterwerfen), als den Hugonotten ein noch größeres Vertrauen einzuflößen, und das Verlangen recht deutlich an den Tag zu legen, daß man den Herzog von Anjou von der Regierung entfernen wolle. Vielleicht fürchtete man auch, die Königinn Elisabeth möchte sich demungeachtet entschließen, den Prinzen von Navarra, welcher sich zu der nähmlichen Religion bekenne, zum Gemahle zu nehmen, dem sie dann Bedingnisse nach ihrem Wohlgefallen vorschreiben könnte, und die Partey der Hugonotten alsdann ihres Interesse's wegen viel kräftiger unterstützen würde. Man brachte also den Herzog von Anjou zum Vorschlage, damit sie in jedem Falle, wenn sie sich entschlöße, einen Gemahl zu nehmen, Gelegenheit hätte, demselben den Vorzug zu geben, nicht

allein, weil er ein Prinz von höherer Geburt, sondern auch Jahr
von größerem Rufe und Alter war, und überdieß, was man 1571.
der Neigung der Königinn am entsprechendsten hielt, mit diesen Vorzügen die schönste Gestalt verband.

Die Prinzessinn Margaretha war nichts weniger als um das Interesse des Staats bekümmert, und folgte nur den Eingebungen ihrer Leidenschaft; sie erklärte sogar öffentlich, daß sie keinen Andern als den Herzog von Guise zum Gemahle nehmen werde. Dieß war die Ursache, daß der König den Herzog von Guise, als er in reicher, und mit Edelgesteinen ausgeschmückter Kleidung, welche seine körperliche Reitze ungemein erhöhete, in den königlichen Saal, wo ein Ball gehalten wurde, eintreten wollte, fragte, ohne ihn wie gewöhnlich zu empfangen, wohin er wolle? Der Herzog erwiderte: ich komme, Euer Majestät aufzuwarten. Ich bedarf euerer Aufwartung nicht, sagte der König. Es mag nun dieß ein abgeredetes Spiel gewesen seyn oder nicht, so machte doch die Antwort des Königs einen so tiefen Eindruck auf den Herzog, daß er sich den folgenden Tag entschloß, die Catharina von Cleves, eine Schwester des Herzogs von Nevers, und Witwe des Prinzen von Porcien, zur Gemahlinn zu nehmen. Sie war von hoher Geburt und sehr reich, stand aber an Schönheit der Schwester des Königs weit nach. Der Ehrgeitz, das Verlangen, seinen Vater zu rächen, die Überredungen seines Oheims, und vorzüglich die Furcht, den Zorn des Königs zu reitzen, vermochten so viel über den Herzog, daß er seine Leidenschaft andern Rücksichten aufopferte.

Das ganze politische Triebwerk der Regierung wurde mit einer so glücklichen Verstellungskunst fortgeführt, daß der größte Theil der reformirten Herren dadurch betrogen wurde. Selbst der Papst schöpfte nicht geringen Argwohn: denn der König und die Königinn-Mutter hatten Nieman-

Jahr den ihren Plan mitgetheilt, weil sie die Kundwerdung des-
1571. selben befürchteten. Der Papst gerieth über diese Vorschritte in große Besorgnisse, und verweigerte nicht nur allein die zur Vermählung des Prinzen von Navarra und der Schwester des Königs nöthige Dispensation, sondern hatte auch seinem Neffen, dem Cardinale Alessandrino, welcher sein Legat in Spanien war, den Auftrag gegeben, sich mit der möglichsten Geschwindigkeit nach dem Französischen Hofe zu verfügen, um diese Vermählung rückgängig zu machen, und den König zur Erneuerung des Krieges gegen die Hugonotten zu ermahnen. Auch Philipp II. war nicht wenig wegen den Absichten der Franzosen besorgt: er sah, daß in dem Hafen von La Rochelle viele Schiffe ausgerüstet wurden, welche entweder mit der Einwilligung des Königs, oder doch nicht mit seiner Mißbilligung, Streifereyen nach Indien und den Küsten von Spanien machten. Eben so hörte er, daß an den Gränzen der Pikardie Truppen unter dem Commando hugonottischer Feldherren sich zusammenzögen, welche laut sagten, daß sie nach den Niederlanden dem Prinzen von Oranien und den andern Herren und Völkern, welche sich gegen die spanische Herrschaft empört hatten, zu Hülfe marschirten. Nachdem er sich bey dem Französischen Hofe darüber beklagt, und nur zweydeutige und allgemeine Antworten erhalten hatte, so drang er in den Legaten Alessandrino, sich eiligst nach dem Französischen Hofe zu begeben, um sich einiger Maßen von den Gesinnungen des Königs zu versichern. Der Herzog von Savoyen wurde, nebst dem Argwohne, in welchem die andern Fürsten schwebten, von noch größeren Besorgnissen gequält. Der durch den Tod seiner ersten Gemahlinn, Charlotte von Laval, Witwer gewordene Admiral vermählte sich in dieser Zeit mit der Gräfinn von Entremont, welche große Güter in dessen Staaten besaß. Der Befehle und des Verboths des Herzogs von Savoyen ungeachtet hatte sich die Gräfinn

nach La Rochelle begeben, um ihre Vermählung zu feyern und zu vollbringen; sie brannte, wie sie sagte, von Begierde, die neue Marcia dieses neuen Cato zu seyn. Der Herzog befürchtete, der Admiral möchte durch seine so große und mächtige Politik und durch die Nachbarschaft von Genf ein ähnliches Feuer in seinen Staaten anzünden, wie in Frankreich. Aber alle diese Betrachtungen hielten den König und die Königinn-Mutter in der Ausführung ihres Planes nicht zurück; sie waren überzeugt, daß der Ausgang jeden dieser Fürsten befriedigen, und sie rechtfertigen werde. Sie beharrten also auf ihrem Entschlusse, begaben sich nach Blois, um La Rochelle näher zu seyn, und mit den dort sich aufhaltenden Prinzen gemächlicher die Unterhandlungen pflegen zu können. Jahr 1571.

Die Prinzen waren in ihren Meinungen getheilt. Der Graf Ludwig von Nassau hatte große Hoffnungen geschöpft, wie es allen Verbannten natürlich ist. Unter Allen hatte er den Zorn des Königs am wenigsten gereizt, und nicht gleiches Interesse, mit demselben so lange zu hadern; er war also nicht abgeneigt, nach Hofe zu gehen, und auf den Beschluß des Krieges gegen Spanien zu dringen, welchen der König so sehr zu verlangen schien. Aber die Königinn von Navarra und der Admiral, welche die Zukunft durch die Vergangenheit maßen, waren noch immer unentschlossen, in die Vermählung des Prinzen einzuwilligen, und am Hofe zu erscheinen. Der Graf Ludwig von Nassau wurde durch die dringenden Einladungen des Königs bewogen, ganz allein, aber unbekannter Weise, nach Hofe zu gehen, durch seine persönlichen Unterhandlungen die Ankunft der Andern zu bewerkstelligen, die Plane, welche er rastlos in seinem Busen brütete, zur Reife, und den von den Hugonotten so sehr gewünschten Krieg von Flandern zu Stande zu bringen. Er

Jahr 1571. reisete in Gesellschaft von zwey Vertrauten von La Rochelle ab, und verbreitete das Gerücht, als wenn er sich mit seinem Bruder, dem Prinzen von Oranien, besprechen wolle. Als er einige Meilen entfernt war, so nahm er Postpferde, und kam ganz geheim in der Nacht bey Hofe an, wo er sehr liebreich empfangen wurde. Er hielt ganz allein mit dem Könige über die Vorschläge der Prinzen eine Unterredung, welcher, um sie noch sicherer zu machen, sich stellte, als wenn er von jetzt an das Reich auf eine ganz andere Art regieren wolle, als jene, welche von seiner Mutter seit seiner Minderjährigkeit sey befolgt worden. Diese Unterredung hatte die Wirkung, daß die Vermählung des Prinzen von Navarra mit der Prinzessinn Margaretha beschlossen wurde, welche eine Mitgift von 400000 Ducaten erhalten sollte, wovon der König 300000, und das Übrige die Königinn-Mutter, der Herzog von Anjou und von Alençon zu zahlen versprachen. Man kam auch überein, daß der Krieg gegen die Spanier von Seiten der Niederlande so bald als möglich eröffnet werde; der Graf Ludwig von Nassau sollte einstweilen voraus gehen, und mit den Verbannten die nöthige Verabredung treffen, der Admiral das Obercommando des Heeres erhalten, aber auch ohne Aufschub bey Hofe erscheinen, um mit demselben über die Ausführung der Unternehmung zu rathschlagen. Man bewilligte ihm eine Leibwache von fünfzig bewaffneten Edelleuten, welchen es erlaubt seyn sollte, jede Art von Waffen, selbst in Paris und jedem andern Aufenthaltsorte des Hofes zu tragen. Der König versprach, aus Gefälligkeit für den Grafen Ludwig von Nassau die Besatzung und seinen Gouverneur aus dem Schlosse der Stadt Oranges zurück zu ziehen, und den Prinzen von Oranien die uneingeschränkte Souverainität in seinem Fürstenthume ausüben

zu lassen, ohne daß Er ferner auf dieselbe Anspruch machen Jahr 1571.
würde.

Als man über diese so wie andere minder beträchtliche Artikel übereingekommen war, so kehrte der Graf Ludwig von Nassau nach La Rochelle zurück, um die Königinn von Navarra und den Admiral zu überreden, nach Hofe zu kommen. Der König verließ Blois, und verfügte sich in die Gegend von Paris, wo Er, unter dem Vorwande, sich mit der Jagd und andern jugendlichen Spielen zu belustigen, seinen Plan zur Reife brütete. Der Cardinal von Lothringen, der Herzog von Guise, und dessen Bruder zeigten, um die Ausführung desselben zu erleichtern, ein großes Mißvergnügen über die Ehren- und Gnadenbezeugungen, mit welchen der König auf eine verschwenderische Art die Hugonotten überhäufte, und entfernten sich vom Hofe. Der König stellte sich sehr unzufrieden über dieselben, und ließ sogar merken, als wenn er sie und ihre dem Staate geleistete Dienste wenig achtete. Den Marschällen von Montmorency und von Cossé, welche beyde sowohl durch Freundschaft als die Bande des Blutes mit den Prinzen und dem Admirale verbunden, und also wegen ihres Interesse verdächtig waren, machte der König gleichsam zu seinen Günstlingen, und gab ihnen sogar einen Antheil an der Staatsverwaltung. Der Herzog von Montpensier, welcher sich ganz kurz mit einer Schwester des Herzogs von Guise vermählt hatte, und gleiches Mißvergnügen mit seinen Verwandten an den Tag legte, verließ ebenfalls den Hof: der Prinz Dauphin, sein Sohn, folgte seinem Entschlusse.

Der Plan des Königs, welchen man mit so vieler Sorgfalt geheim hielt, wäre fast zur nähmlichen Zeit unvermuthet an's Licht gekommen. Lignerolles, der Liebling des Herzogs von Anjou, ein Jüngling von erhabenem und scharfsichtigem Geiste, pflegte öfters geheime Unterredungen

Jahr mit dem Herzoge über die gegenwärtige Lage der Dinge,
1571. und brachte ihn dahin, daß er ihm den geheimen Plan des Königs eröffnete, weil er sich eines Theils gänzlich auf seine Treue verließ, und andern Theils, weil er über einen so wichtigen Gegenstand seine Meinung und seinen Rath hören wollte, wie er in allen übrigen Vorfällen zu thun gewohnt war. Lignerolles erwarb sich durch die Gunst des Herzogs ein solches Ansehen, daß die Königinn-Mutter, der Herzog von Guise, und der König selbst ihn wegen seinem Geiste und seiner Tapferkeit sehr schäzten und hochachteten. Er befand sich eines Tages in dem Gemache des Königs, als derselbe einigen Hugonotten Audienz gab. Nachdem er dieselben liebreich entlassen hatte, so konnte er sich doch nicht enthalten, seinem Unwillen über die überspannten Forderungen derselben Luft zu machen. Lignerolles näherte sich, entweder aus jugendlichem Leichtsinne, oder aus Ehrgeize, um zu zeigen, daß er ein Mitbewußter der Kabinetsgeheimnisse sey, dem Könige, und sagte ihm in's Ohr, daß seine Majestät die Verwegenheit und Unverschämtheit der Hugonotten noch geduldig ertragen, und über dieselben lachen müsse: denn in wenigen Tagen werde Er alle, dem zur Ausführung reif gewordenen Plane gemäß, im Netze fangen, und sie nach seinem Wohlgefallen bestrafen können. Der durch diese Rede außerordentlich betroffene König stellte sich, als wenn er sie nicht verstünde, entfernte sich in sein Kabinet, und ließ voll Zorn und Unwillen den Grafen von Retz zu sich berufen. Er glaubte, daß derselbe, als ein vertrauter Freund Lignerolles, ihm das Geheimniß offenbart habe. Der König warf ihm in den bittersten Ausdrücken die ihm erzeigten Wohlthaten vor; er drohete, sich an ihm wegen seiner Untreue zu rächen, da er, aller Wohlthaten uneingedenk, seine Geheimnisse verrathen habe. Der Graf behauptete aber standhaft seine Unschuld, und erboth sich, so lan-

ge in einem Gefängnisse zu bleiben, bis dieselbe bewiesen Jahr
seyn würde. Der König ließ seine Mutter rufen, und be- 1571.
klagte sich außerordentlich, daß sie jene Geheimnisse entdeckt
habe, welche er mit so vieler Geduld, und so großer
Verläugnung seines Naturells verborgen gehalten habe.
Die Königinn-Mutter erwiderte lächelnd, daß sie die
Kunst der Verschwiegenheit nicht von ihm zu lernen be-
dürfe: er solle sich doch hüthen, durch seine eigene Ungeduld
das zu verrathen, was er von Andern entdeckt glaubte.
Der von Natur jähzornige König donnerte und rasete,
und ließ endlich den Herzog von Anjou zu sich kommen.
Dieser bekannte gerade heraus, daß er dem Lignerolles die
Sache mitgetheilt habe: sie sollten aber sicher seyn, daß
ihm dieses Geheimniß nie über den Mund kommen werde.
Das glaub' ich, antwortete der König: denn ich werde ihn
aus dem Wege schaffen, ehe er dasselbe entdecken kann.
Da der Herzog von Anjou entweder nicht den Muth hatte,
sich einer so schnellen und absoluten Entschließung zu wi-
dersetzen, oder ebenfalls über die Unbesonnenheit des Lig-
nerolles aufgebracht war, und vielleicht noch etwas Schlim-
meres ahndete, so dachte er gar nicht darauf, ihn zu ret-
ten. Der König beschied den Georg Villequier, Vicomte
von La Guierche, zu sich; er wußte, (denn die Fürsten
kennen ihre Diener) daß derselbe ein geheimer Nebenbuhler
und Feind des Lignerolles sey, und gab ihm den Auftrag,
denselben noch am nähmlichen Tage, gleichviel auf welche
Art, aus dem Wege zu schaffen. Der König hatte nicht
sobald diesen Befehl gegeben, als er mit dem Herzoge von
Anjou zu Pferde stieg, und ohne alles Hofgefolge, wie
er vielmahls zu thun pflegte, in den umliegenden Wäldern
und dem Felde auf die Jagd ging. Kaum erfuhren dieß
die Höflinge, als sie sich auf ihre Jagdklepper warfen,
und dem Geräusche der Jagd in Unordnung folgten. Ligne-

Jahr rolles that das Gleiche. Der Vicomte von La Guierche
1571. und der Graf Carl von Mansfeldt, ein Spießgeselle seiner Unternehmung, bestiegen muthige und wilde Pferde, mischten sich in den Haufen, in welchem sich Lignerolles befand, und drängten sich an denselben, um sich mit ihm zu unterhalten. Da er zwischen so muthigen und wilden Pferden mit dem seinigen nicht gleichen Schritt halten konnte, so suchte er sich von seinen Begleitern seitwärts zu entfernen: sie folgten ihm aber gleichsam aus Späße nach. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel, und von diesem sogleich zur Herausforderung. In einem Augenblicke, und fast zu gleicher Zeit zogen der Vicomte und der Graf ihre Degen, und griffen denselben so wüthend an, daß sie ihn mit mehreren Stichen durchbohrten, ehe die Herbeykommenden ihn retten konnten. Als man dem Könige die Nachricht davon hinterbrachte, so stellte er sich über diese That sehr entrüstet, und ließ die Mörder mit vielem Geräusche in dem Pallaste gefangen setzen: aber kurze Zeit hernach wurden sie auf die Vorsprache Angoulême's, eines natürlichen Bruders des Königs, gleichsam aus besonderer Gnade, wieder frey gelassen.

Der Lärm über diese Begebenheit, welche den ganzen Hof einige Stunden lang in Bewegung gesetzt hatte, war nun vorüber; es blieb also noch die Hartnäckigkeit der Prinzessinn Margaretha zu besiegen übrig, welche, mehr als jemahls auf ihrem vorigen Entschlusse beharrend, sich weigerte, einen Gemahl zu nehmen, da es ihr nicht war erlaubt worden, sich mit dem Herzog von Guise zu verbinden. Zu diesem kam noch die standhafte Weigerung des Papstes hinzu, die Dispensation zu ertheilen: die Vermählung derselben mit dem Prinzen von Navarra blieb also noch ungewiß. Die Königinn-Mutter suchte mittelst des päpstlichen Nuntius Salviati, mit welchem sie verwandt war,

den römischen Hof zu überreden, daß die Bewerkstelligung dieser Vermählung zum Vortheile der katholischen Religion ausschlagen werde: denn durch diese Verwandtschaft verbinde man den Prinzen von Navarra, das Haupt der Hugonottenpartey, viel enger mit dem Könige; nicht nur die Jugend des Prinzen mache ihn für bessere Gesinnungen empfänglich, um in den Schooß der römischen Kirche zurückzukehren, sondern auch eine Menge seiner Anhänger würden, aus Furcht, eine so große Stütze, als den ersten Prinzen von Geblüte, verloren zu haben, seinem Beyspiele folgen. Die Erfahrung habe gezeigt, daß man durch strenge und gewaltthätige Mittel die Partey der Hugonotten nicht zu Boden drücken könne; im Gegentheile sey es vortheilhafter, irgend einen gelinderen Weg einzuschlagen. Jahr 1571.

Da diese Gründe auf das Gemüth seiner Heiligkeit nicht wirkten, so fing man an, dem Papste Furcht einzujagen. Der König und die Königinn-Mutter erklärten öffentlich, daß, da die Rede von einer Vermählung zwischen Personen von verschiedener Religion sey, sie dieselbe bewerkstelligen würden, ohne sich um die Dispensation des Papstes zu bekümmern: sie könnten nicht zugeben, daß die Ruhe und der Friede des Reichs auf's Spiel gesetzt, und der Krieg mit allen seinen Gefahren und vorigen Übeln durch den Eigensinn des Papstes wieder herbeygeführt werde. Diese Äußerungen flößten den Hugonotten Vertrauen und Muth ein. Der Admiral gab endlich den Überredungen des Grafen Ludwig von Nassau, dem Rathe Teligny's, seines Tochtermannes, und Cavagnes, nach, welchen er sehr schätzte: aber noch mehr spornte ihn das Verlangen an, der Königinn von Navarra und den Prinzen zuvor zu kommen, welche sich schon zur Abreise bereitfertig machten. Er begab sich also mit einem großen Gefolge seiner Anhänger dahin, warf sich vor dem Könige in

Jahr 1571 tiefer Demuth zu Füßen, welcher ihn mit Wohlwollen und Freundschaft empfing. Es war ein merkwürdiges Schauspiel zu sehen, wie der in weit aussehenden Ansprüchen und ehrgeizigen Planen grau gewordene und nun seine Fehler erkennende Admiral vor ganz Frankreich und in den Augen seiner Anhänger selbst eine solche öffentliche Reue über dieselben ablegte, daß die Thränen häufig seinen Augen entquollen! Aber noch merkwürdiger ist es, daß ein so junger, von Natur hitziger, und rachesüchtiger König sich so vollkommen zu verstellen wußte, und konnte, denjenigen, welcher so oft seinen Thron erschüttert hatte, mit seinen Armen aufzuheben, und ihn seinen — Vater zu nennen! Jedermann glaubte, daß Er sich aufrichtig mit demselben versöhnt.

Auf diese so wirksamen Liebesbezeugungen folgten nun reellere: der König befahl, dem Admiral 100,000 Francs aus dem Staatsschatze sogleich auszubezahlen, um dadurch seinen während den bürgerlichen Kriegen erlittenen Verlust zu ersetzen. Er wies ihm auch auf ein Jahr die Einkünfte von den Beneficien seines kurz vorher in England verstorbenen Bruders, des Cardinals von Chatillon, an, und machte ihm mit dem reichen und kostbaren Hausgeräthe desselben ein Geschenk, welches der Fiscus, als einem Rebellen zugehörig, eingezogen hatte. Da die Admiräle allezeit im königlichen Staatsrathe und bey öffentlichen Ceremonialhandlungen den Marschällen von Frankreich im Range nachstanden, so befahl der König, daß er zur größeren Ehrenbezeugung nach dem Herrn von Montmorency, dem ältesten Marschalle, den Sitz einnehmen, und vor allen Marschällen den Rang haben sollte, wenn er in ihrem Gerichte säße. Dem Teligny, Cavagnes, und allen seinen Anhängern erzeigte der König aus eigener Bewegung viele Gnaden. Sowohl in seinen Berathschlagungen, und in seinen Gemächern, als öffentlich und auf den Straßen war er beständig von densel-

ben umgeben. Alle Gnaden wurden gleichsam durch ihre Vor- Jahr
sprache oder Zwischenkunft vergeben: kein Geschäft war so 1571.
schwer, welches der Admiral nicht glücklich durchsetzte, wenn er sich für dasselbe verwendete. Ein Beyspiel ist davon Villandri, ein junger Edelmann, welcher den König im Spiele so sehr beleidigt hatte, daß er deßwegen zum — Tode verdammt wurde. Die Königinn-Mutter, die regierende Königinn, der Herzog von Montpensier, und der Herzog von Anjou hatten sich schon vergebens für den Unglücklichen verwendet: aber auf den ersten Wink des Admirals wurde Villandri sogleich in Freyheit gesetzt, und genoß nach wie vor die Gunst des Hofes. Der Krieg von Flandern wurde sogleich auf's Tapet gebracht, um das in den Admiral gesetzte Vertrauen noch mehr zu verstärken, und der Marschall von Montmorency zu diesem Behufe nach England, um ein Bündniß mit der Königinn Elisabeth zu errichten, und der Graf von Schomberg nach Deutschland, geschickt, um die protestantischen Fürsten zu bewegen, sich mit der Krone Frankreichs zum Untergange Spaniens zu vereinigen, und in französischen Sold zu treten. Alle diese Beschlüsse wurden unter der Leitung und mit dem Rathe des Admirals bewerkstelligt, welcher sich mit Erlaubniß des Königs nach Chatillon begab, um seine häuslichen Geschäfte in Ordnung zu bringen: nachher sollte er nach Hofe zurück kommen, um die letzte Hand an's Werk zu legen.

Viertes Kapitel.

Erscheinung eines päpstlichen Legaten in Frankreich. Der Prinz von Navarra reiset nach Hofe. Die Hugonotten überrumpeln Mons. Die Königinn von Navarra stirbt an einer Vergiftung. Charakter derselben. Vermählungsfeyer des Prinzen von Navarra mit Margaretha der Schwester des Königs. Der Admiral wird durch einen Büchsenschuß tödtlich verwundet. Beyde Parteyen halten Berathschlagungen. Der Untergang der Hugonotten wird beschlossen. Bartholomäus-Nacht, in welcher der Admiral und seine Anhänger ermordet werden. Charakter desselben. Der König begibt sich in's Parlament, und erklärt, daß Alles auf seinen Befehl geschehen sey. La Charité wird von den Königlichen eingenommen. Strozzi sucht vergebens La Rochelle in seine Gewalt zu bringen. Massacre der Hugonotten in den Provinzen. Belagerung von La Rochelle. Der Herzog von Anjou wird zum Könige von Pohlen erwählt. La Rochelle ergibt sich auf Bedingnisse. Partey der Politiker, an deren Spitze sich der Herzog von Alençon stellt: die Verschwörung wird aber entdeckt.

Jahr 1572. In dem Anfange des Jahres tausend fünf hundert zwey und siebenzig kam der päpstliche Legat Alessandrino in Frankreich an, um sich jenen Maßregeln zu widersetzen, welche nicht nur zum offenbaren Untergange der Spanier, die gerade jetzt in einem Seekriege gegen die Türken befangen waren, sondern auch zum gänzlichen Umsturze der katholischen

Religion abzielten. In der darüber mit dem Legaten gehal- Jahr
tenen Unterredung erhoben sich große und heftige Streitig- 1572.
keiten: denn die Gründe des Legaten waren so einleuchtend und klar, und die Erklärungen des Königs so dunkel und zweydeutig, daß die gänzliche Entfremdung des Papstes unausbleiblich schien. Es war demselben unerträglich, daß der allerchristlichste König, welcher vermöge der von ihm erhaltenen Hülfe den katholischen Bund unterstützen sollte, jetzt zur Unzeit den König von Spanien bekriegen wolle, die Schuld der Trennung desselben werde, und den Feinden der katholischen Religion alle Vortheile verschaffe, dieselbe zu Grunde zu richten. Es war ihm nicht weniger auffallend, daß der König nach so vielem in den verflossenen Jahren vergossenen Blute und aufgewendetem Golde, um die Calvinisten auszurotten, jetzt alle alten Rathschläge aus der Acht setze, sich von allen guten Katholiken entferne, sich auf einmahl der Partey der Hugonotten zum Raube hingebe, und zum Nachtheile der getreuesten Anhänger der katholischen Religion in Bündnisse mit auswärtigen, von dem apostolischen Stuhle excommunicirten, Fürsten in Bündnisse trete. Er fand auch die Erklärungen des Königs nicht befriedigend, welcher bald den gefährlichen Zustand seines Reiches darstellte, und damit den mit den Hugonotten eingegangenen Frieden entschuldigte; bald in dunkeln und verschiedener Auslegungen fähigen Antworten versprach, daß der Ausgang der ganzen Unternehmung zum Vortheile der katholischen Religion und zur völligen Zufriedenheit des Papstes ausschlagen solle. Da aber die Thaten den Worten nicht entsprachen, so konnte sich der Legat nicht beruhigen lassen.

Indeß säumte der König nicht, den Legaten durch alle mögliche Mittel zu besänftigen: er erzeigte ihm öffentlich viel Ehre, und in Privat-Zusammenkünften liebkosete er denselben; er erschöpfte gleichsam seine ganze Kunst, und

Jahr 1572. both ihm sogar mit eigener Hand einen sehr kostbaren Diamanten zum Geschenke, welchen aber der Cardinal mit den Worten ausschlug, daß die so unvermuthete Erkältung seiner Majestät für das Wohl der katholischen Religion die kostbarsten Edelgesteine desselben in den Gemüthern guter Katholiken in Koth verwandle. Das Beißende dieses Ausdruckes und die offenbaren Zeichen seines Unwillens brachten den König nicht wenig auf, welcher sich seiner wahren Absichten bewußt war. Dieser Auftritt würde vielleicht nicht ohne den offenbarsten Bruch sich geendigt haben, wenn nicht zur nähmlichen Zeit die Nachricht von den verzweifelten Gesundheitsumständen des Papstes angekommen wäre. Der päpstliche Legat reisete also eilends ab, und ließ Alles in einem unsichern und unbestimmten Zustande zurück.

Der in den letzten Tagen des Monaths April verstorbene Papst Pius V. hatte Gregor'n XIII. zum Nachfolger; ein Mann von sanfterem und nachgiebigerem Charakter. Gleich im Anfange seines Pontificates ertheilte er die Dispensationsbulle, aber in einer solchen Form, daß sie den Cardinal von Bourbon nicht befriedigte, und in der folgenden Zeit die Gültigkeit dieser Ehe selbst in Zweifel gezogen wurde. Der Papst hatte dieß auf die Überredung des Cardinals von Lothringen gethan, welcher sich in Rom aufhielt, um eines Theils ebenfalls sein Mißvergnügen über den Französischen Hof an den Tag zu legen, theils um mit Gregor XIII. desto geheimere Unterhandlungen pflegen zu können. Der König und die Königinn-Mutter achteten die Förmlichkeiten der Bulle für nichts, da sie einmahl die Einwilligung des Papstes erhalten hatten; sie drangen also auf den Vollzug der Vermählung, weil sich die Prinzessinn Margaretha wegen den Bitten ihrer Mutter, und den Drohungen ihres Bruders, und um ihre Ehre in Sicherheit zu stellen, von welcher man sehr nachtheilig sprach, nicht mehr weigerte,

den Prinzen von Navarra zum Gemahle zu nehmen, ob- Jahr
schon sie nicht von Herzen dazu einwilligte. Es war schon 1572.
Alles bereit, als im Anfange des Juny die Königinn von Navarra in Paris ankam, und mit so großer Freudenbezeugung vom Hofe empfangen wurde, daß man seit vielen Jahren keinen so heitern und fröhlichen Tag gesehen hatte. Zwey Tage nachher erschien der Prinz von Navarra und der von Condé in Begleitung des Grafen Ludwig von Nassau, von La Rochefoucault, und einem großen Gefolge der vornehmsten Haupt- und Edelleute der Hugonottischen Partey. Unter denselben befanden sich die Obersten Piles, Briquemault und Plüviaut, welche sich in dem Laufe des Krieges durch ihre Tapferkeit den größten Ruhm erworben hatten; der Herr von Querchy, der Vertheidiger von Sancerre, der Marquis von Renel, die Herren von La Loue, La Colombiere und Lavardin, lauter berühmte Krieger, und viele andere wegen ihrer Tapferkeit geschätzte Männer. Schon war das Schutz- und Trutzbündniß mit der Königinn von England geschlossen, und von beyden Seiten unterschrieben worden; schon hatte der König den Prinzen Casimir und seinen Bruder Wilhelm, beyde Söhne des Churfürsten von der Pfalz, in Sold genommen — als der Admiral, seines alten Mißtrauens ganz vergessen, voll unglaublichen Stolzes und unerträglicher Ansprüche, mit einem zahlreichen Gefolge seiner Anhänger nach Hofe zurück kehrte, um den König, auch wider seinen Willen, zum Kriege gegen Spanien zu zwingen. Auf die Veranstaltung des Admirals begab sich der Graf Ludwig von Nassau, Genlis und La Noue nach den Gränzen der Pikardie, wo sich viele Edelleute und Soldaten der Hugonotten in der größten Stille versammelt hatten, um Mons, die Hauptstadt von Hennegau, und eine der wichtigsten Festungen in den Niederlanden, zu über-

Jahr 1572. rumpeln. Obschon dieser kühne Streich den König innerlich schmerzte, so stellte er sich doch mit großer Geduld, als wenn er denselben billigte, und schickte auf der Stelle den Philipp Strozzi mit mehreren Compagnien Veteraner in die Gegend von La Rochelle unter dem Vorwande, dieselben in die im Hafen bereit liegenden Schiffe einzuschiffen, und in den niederländischen Flüssen, welche die Verbündeten im Besitze hatten, eine Landung vorzunehmen; aber die wahre Absicht war, diese Stadt einzuschließen, und sie einzunehmen, sobald der Plan zu seiner Reife gediehen seyn würde.

So wurde der Scharfsichtigkeit und Weisheit des Admirals mitgespielt, welcher das höchste Ansehen genoß, und, als der Schiedsrichter des Hofes und der Regierung, den Geist des Königs von Frankreich zu beherrschen schien. Da es zum Beginne eines so großen Krieges nothwendig schien, den Geist der innerlichen Zwietracht zu ersticken, so bath und ermahnte der König den Admiral, die zwischen ihm und dem Hause Lothringen bestehende Feindschaften einiger Maßen beyzulegen, da die Mitwirkung des Herzogs von Guise und Aumale und die Macht der katholischen Partey zur Ausführung des Planes erforderlich sey. Der König that diesen Vorschlag nur deßwegen, um sie unter diesem Vorwande nach Hofe kommen zu lassen, ohne daß die Hugonotten einen Argwohn schöpften. So erschienen die Herren von Lothringen mit einem Gefolge ihrer Anhänger zu Paris, und versprachen, wie es auch der Admiral in die Hände des Königs that, sich wechselseitig nicht zu beleidigen, ihre beyderseitigen Streitigkeiten der Entscheidung seiner Majestät zu überlassen, oder dieselben bis auf schicklichere Zeiten zu verschieben, wann der König oder sein Staatsrath es erlauben würden. Durch diese so zweydeutigen Versprechungen schien der Haß, und die heftige so viele Jahre alte Feindschaft gedämpft, aber nicht ausgelöscht zu seyn, welche die erste Ursache aller Un-

ruhen und alles Elendes von Frankreich war. Schon war Jahr
Alles dem bestimmten Ziele nahe: die Ausführung konnte 1572.
nicht länger mehr verschoben werden, weil der Gesandte des katholischen Königs nach der Einnahme von Mons sich nicht nur allein von Hofe, sondern auch aus dem Reiche entfernt hatte, und die Hugonotten, ohne weitere Befehle und Aufträge abzuwarten, in vollem Tumulte und mit zu großem Eifer ihren Anhängern in den Niederlanden zu Hülfe eilten, und dadurch zu gefährliche Bewegungen verursachten. Das Kriegsfeuer loderte also an den Gränzen des Reichs wider die Absicht des Königs.

Der erste Schlag fiel auf die Königinn von Navarra, welche man vor Allen durch Gift aus dem Wege räumen wollte, weil ihr Rang und ihr Geschlecht Schonung erforderten. Es wurde ihr, wie man sagte, durch ein Paar vergiftete Handschuhe beygebracht, welches so verborgen und so verhältnißmäßig wirkte, daß sie kurz darauf, als sie dieselbe angezogen hatte, von einem heftigen Fieber befallen wurde, und vier Tage nachher ihren Geist aufgab. Sie war eine Frau von standhaftem Charakter, hohem Geiste, und einem Heldenmuthe weit über ihr Geschlecht: durch diese Eigenschaften erhielt sie sich nicht nur allein ohne ein Königreich in dem Range und der Achtung einer Königinn, sondern auch gegen ihre Feinde und Verfolger aufrecht. Selbst in der größten Gefahr und am Rande des Unterganges ihrer Partey legte sie den Grund zu der Größe ihres Sohnes, welcher sich in der Folgezeit zu jener Höhe, zu jenem Ruhme und jener Unsterblichkeit seines Nahmens erhob. Ihre Tugend und ihre Freygebigkeit würde ewiges Lob verdienen, wenn sie nicht gewisse Geheimnisse der Theologie hätte ergründen, und selbst erklären wollen. Der so unvermuthete Tod der Königinn Johanna flößte den Hugonotten einiges Mißtrauen ein. Der König wußte, daß das

Jahr 1572. Gift nur das Gehirn angegriffen habe, und befahl, ihren Leichnam zu öffnen. Da man alle Theile in einem unverletzten Zustande fand, so wurde der Kopf unter dem Vorwande von — Ehrfurcht nicht geöffnet, und das Zeugniß der Kunstverständigen bekannt gemacht, daß sie eines natürlichen Todes gestorben sey.

Nach der Beerdigung der Königinn von Navarra nahm ihr Sohn den Titel und die Insignien eines Königs von Navarra an; aber seine Vermählung mit der Schwester des Königs wurde noch einige Tage aufgeschoben, um nicht die Freude mit der Trauer zu paaren. Der König und der ganze Hof legten die Trauer an, zur nähmlichen Zeit, als die Bürger von La Rochelle, auf ihrem Mißtrauen gegen Jedermann beharrend, dem Könige sich nicht unterwerfen wollten, sondern ihre Stadt immer mehr befestigten, sich mit allem nöthigen Kriegsvorrathe mitten im Frieden versahen, und die Prinzen und den Admiral ermahnten, den Hof zu verlassen. Diese Warnungen und Aufforderungen der von La Rochelle so wohl als der Genfer und Anderer ihres Anhanges wurden immer häufiger, und nach dem Tode der Königinn von Navarra immer dringender: Alle hielten diesen so schnellen Todesfall für die Vorbedeutung eines unglücklichen Ausganges. Aber der Admiral hatte in dem Rausche seines gegenwärtigen Glückes alle seine alten Rathschläge vergessen, und sein voriges Mißtrauen aufgegeben; vielleicht glaubte er durch seine Klugheit die Gnade des Königs erworben, und dadurch alle Andere verdunkelt zu haben; vielleicht war er auch durch die feinsten Verstellungskünste des Hofes bestrickt worden; oder er mochte auch durch einen verborgenen Zug des Schicksals so viel auf sich und seine Gewalt bauen, und in den niederländischen Krieg gleichsam so verliebt seyn, daß er gar keinen unglücklichen Zufall befürchtete, sondern voll Verachtung gegen Alles, gegen den König selbst, sich

als das Orakel und den Schiedsrichter von Frankreich betrachtete. Er glaubte, mit wenig Mühe alle Intriguen und Nachstellungen seiner Feinde zu Schanden machen zu können. Wenn ihm Einer der Seinigen die Gegenwart der Herren von Guise am Hofe mit einem so großen Gefolge zu Gemüthe führte, und ihm über die in der Gegend von La Rochelle stehende Flotte und das Heer unter Strozzi und La Garde Vorstellungen machte, so antwortete er, daß diese Zurüstungen auf seinen Rath geschähen, und auf Flandern gerichtet seyen: die Herren von Lothringen habe man zu den Feyerlichkeiten der Vermählung berufen, um sie zu besänftigen, da sie auf einmahl das Vertrauen des Königs und die Staatsverwaltung verloren hätten; seine Freunde sollten also außer Furcht seyn: er habe durch seine Klugheit und Standhaftigkeit die Bosheit seiner Feinde besiegt. Da er einmahl seinen Fuß in den Staatsrath gesetzt, so sey er versichert, daß künftighin seine Meinung der Zaum und der Leitfaden der ganzen Regierung seyn werde. Diese Gedanken bliesen ihn so auf, und er sprach mit einem so übertriebenen Stolze von sich selbst, daß er sogar seinen besten Freunden und Anhängern unerträglich wurde. Man hörte ihn oft sagen, daß Alexander der Große und Julius Cäsar sich mit Ihm nicht vergleichen könnten: denn Beyde hätten immer das Glück für sich gehabt, Er aber sey nach dem Verluste von vier Schlachten zur Schande seines widrigen Schicksals immer, seinen Feinden fürchterlicher, und mächtiger aufgestanden; endlich habe er zur Zeit, als man glaubte, daß er sein Leben durch die Flucht retten, und als ein Verbannter in der Welt herum irren müßte, seine Feinde zu zwingen gewußt, ihm nicht nur allein den Frieden, sondern auch Bedingnisse zuzugestehen, wie sie eher ein Sieger als ein Besiegter zu erhalten pflege. An diesen Gründen fanden Einige kein Behagen, unter Anderen Langoiran, welcher Jahr 1572.

Jahr den Entschluß faßte, abzureisen. Der Admiral, von welchem
1572. er Abschied nahm, fragte ihn um die Ursache: ich reise ab, antwortete er ihm, weil ich sehe, daß man Euch mit Liebkosungen überhäufet. Ich will lieber mit den Narren fliehen, als mit jenen umkommen, welche sich zu klug dünken.

Indeß war die Zeit der Vermählungsfeyer heran gerückt, welche den achtzehnten August auf folgende Art vor sich ging. Der König von Navarra und die Prinzessinn Margaretha begaben sich, von dem Cardinale von Bourbon geführt, und von dem Könige und dem ganzen Hofe begleitet, in die Kirche von Notre Dame: die Prinzessinn kniete vor dem Altare unter einem Baldachin nieder. Der König von Navarra, der Prinz von Condé, der Admiral und die übrigen Hugonottischen Herren verließen die Kirche, um nicht der Messe beyzuwohnen; nach Endigung derselben wurden sie durch den Marschall von Damville wieder zurück berufen, und die Vermählung durch den Cardinal von Bourbon vollzogen. Viele haben bemerkt, daß die Prinzessinn Margaretha auf die Frage: ob sie den König von Navarra zum Gemahle wolle, mit keinem Worte geantwortet, sondern der König, ihr Bruder, mit der Hand ihren Kopf nicken gemacht habe. Man sagte, daß sie durch dieses Kopfbeugen ihre Einwilligung gegeben, obschon sie vor und nachher, wenn sie frey von der Brust sprechen konnte, immer erklärte, daß sie sich nicht von dem Herzoge von Guise, welchem sie die Ehe versprochen, trennen, sondern auch den König von Navarra nicht zum Gemahle nehmen könne. Nichts desto weniger betrug sich der König von Navarra nicht nur allein mit Ehrfurcht und Hochachtung gegen die Königinn seine Schwiegermutter, und den König seinen Schwager, sondern ertrug auch auf eine kluge und edle Art das Zurückstoßende und die übeln Launen der Königinn seiner Gemahlinn. Dieß war entweder die Folge seines sanften Charakters, welcher

mehr an die Offenherzigkeit seines Vaters, als an die Hart- Jahr
näckigkeit seiner Mutter gränzte, oder weil ihn Zeit und 1569.
Umstände lehrten, sich zu verstellen. Sein Betragen gegen Jedermann war so artig und freygebig, er legte so viele edle, und der Größe seiner Geburt würdige Gesinnungen an den Tag, daß er den schon seit langer Zeit gegen die Prinzen von Geblüte entzündeten Haß auslöschte. Sein vorhin verwünschter Nahme war nun bey Hofe und dem Volke angenehm geworden; diese allgemeine Liebe ging sogar in die Herzen des Königs und der Königinn-Mutter über. Die Bande der Blutsverwandtschaft, und die von Tage zu Tage sich vermehrenden Hoffnungen von seinem vortrefflichen Charakter und seiner Mäßigung waren gleichfalls die Ursache, daß sie beschlossen, ihn sowohl als den Prinzen von Condé beym Leben zu lassen, um nicht ihre Hände mit königlichem Geblüte zu beflecken, welches die Französische Nation so sehr verehrte. Sie hofften sicher, daß diese Prinzen, durch ihre Trennung von dem Umgange der Aufwiegler eben so feste Stützen des Thrones werden würden, als sie zeither die Ruhe des Reiches gestört hätten. Vielleicht wirkte auch hier die verborgene Hand der Vorsehung, welche ein Anderes beschlossen hatte. Der König ertheilte nun dem Herzoge von Guise die Befehle zur Ausführung des reif gewordenen Planes.

Der Herzog von Guise war mit dem Herzoge von Aumale, seinem Oheime mit jenem von Nemours, seinem Schwiegervater, mit dem Herzoge von Elboeuf, seinem Vetter, mit den Herzogen von Nevers, und von Montpensier und mit einem großen Gefolge von Baronen und Edelleuten von der katholischen Partey, von welcher er die Oberhauptsstelle sowohl als eine von seinem Vater erhaltene Erbschaft, als durch das überwiegende Ansehen seines Oheims, des Cardinals von Lothringen und durch die freye Einwilli-

Jahr 1572. gung eines jeden besaß, nach Hofe gekommen. Unter seinen Anhängern befanden sich Officiere und Edelleute von verschiedenen Nationen, die von dem Solde lebten, welchen er ihnen mit freygebiger Hand reichte, und bey jeder Gelegenheit bereit standen, seine Befehle, selbst mit Lebensgefahr, zu vollziehen. Da er nun den geheimen Beschlüssen zu Folge den Auftrag von dem Könige erhalten hatte, den Admiral aus dem Wege zu schaffen, so brauchte er die nähmlichen Wege, durch welche derselbe seinen Vater soll haben ermorden lassen. Er trug dem Maurevel, dem Nähmlichen, welcher bey der Belagerung von Myort den Herrn von Mouy ermordet hatte, auf, den Admiral umzubringen, wann derselbe ohne allen Verdacht aus dem königlichen Pallaste gehen würde. Maurevel, welcher ohne dieß seines Charakters und seiner Neigung nach zur Ausführung dieses Meuchelmordes bereitwillig war, versteckte sich in ein kleines dem Louvre nahe liegendes Haus, welches mit einigen anderen daran stoßenden Häusern zur Beherbergung der Dienerschaft des Herzogs von Guise bestimmt war, und von Niemand bewohnt wurde. Hier wartete er in einem Zimmer des untersten Stockes hinter einem mit eisernem Gitterwerk versehenen und einem zerrissenen Mantel überhangenen Fenster in der größesten Stille und Geduld den Augenblick ab, seinen Meuchelmord zu vollführen, welcher auch nach drey Tagen eintraf. Der Admiral ging Morgens den zwanzigsten August aus dem Louvre, um nach seiner Wohnung zurückzukehren. Da er im Gefolge der Seinigen ganz langsam ging, weil er eine gewisse Schrift las, so konnte Maurevel mit aller Gemächlichkeit eine mit zwey Kugeln geladene Büchse auf ihn abschießen, deren eine ihm den mittleren Finger der rechten Hand hinwegnahm, und die Andere ihn am linken Ellenbogen tödtlich verwundete. Der sich verwundet fühlende Admiral erkannte so gleich das Fenster, aus welchem der Schuß geschehen war, und zeigte

es den Seinigen, welche so gleich die Thüre des Hauses einbrachen, sie fanden aber Niemand in demselben als einen Jahr 1572. Dienstjungen, welcher weder den Nahmen des Thäters, noch den Weg wußte, den er eingeschlagen hatte, noch irgend einen besondern Umstand dieser That angeben konnte. Maurevel war schon durch eine Hinterthüre, auf einem für ihn bereit gehaltenen Pferde, durch das Thor Saint-Antoine entflohen. Der König erhielt die Nachricht von diesem Vorfalle eben, als er mit dem Herzog von Guise im Louvre Ball spielte; er stellte sich darüber auf's Äußerste aufgebracht, drohete fürchterlich, und schrie mit lauter Stimme, daß er die strengste Gerechtigkeit an den Störern seiner Ruhe ausüben wolle, welche sich erkühnten, ein so großes Verbrechen sogar unter den Thoren seines Pallastes zu begehen. Er befahl, alle Thore der Stadt zu schließen, zwey ausgenommen, durch welche die Lebensmittel eingebracht, und die unter dem Vorwande mit starken Wachen besetzt wurden, damit der Thäter nicht entwischen, in der That aber, damit kein Hugonott sich durch die Flucht retten könnte. Die Furcht, welche man vor der Tapferkeit, Klugheit und dem Ansehen des Admirals hatte, war vielleicht die Ursache dieses ersten Entschlusses: der Staatsrath fürchtete, der Admiral möchte, so lange er noch bey Leben sey, ein Rettungsmittel für sich und seine Anhänger ausfinden. Die Hauptursache dieses Verfahrens war Albert von Gondi Graf von Retz, welcher in der über diesen Gegenstand gehaltenen Berathschlagung behauptete, daß es sehr leicht und gerecht sey, alle Hugonotten auf ein Mahl umzubringen; nur wünschte er, daß man einer solchen Execution einen rechtlichen Vorwand leihen könnte. Ließe man den Admiral zuerst und allein aus dem Wege schaffen, so werde Jedermann glauben, daß dieß das Werk der Herren von Guise sey; die Hugonotten geriethen alsdann nach ihrer gewöhnlichen

Jahr 1572. Weise in Wuth, erregten einen gefährlichen Aufstand gegen die von Lothringen, und würden von den zu Hülfe eilenden Parisern und der ganzen katholischen Partey wie in ein Netz eingeschlossen, und ohne Rettung darnieder gemacht werden. So erhielte die Sache das Ansehen des Zufalles, und die Schuld davon würde den Privatfeindschaften und nicht dem plannmäßigen Verfahren des Hofes zugeschrieben werden.

Es mag nun seyn wie es will; der König stellte sich äußerst aufgebracht, und besuchte nach geschwind eingenommenem Mahle mit der Königinn-Mutter und dem Herzoge von Anjou den Admiral, in dessen Zimmer sich schon der König von Navarra, der Prinz von Condé, der Marschall von Damville und viele andere Anhänger der hugonottischen Partey eingefunden hatten. Der Admiral, welcher sich nun sowohl durch seine Wunde am Ellenbogen, dessen Gelenke ganz zerschmettert war, als dadurch, daß er sich in der Gewalt seiner Feinde befand, auf einen gefährlichen Stand gebracht sah, bath den König um Erlaubniß, sich nach Chatillon begeben zu dürfen, wo er ferne von dem Getöse und den Gefahren von Paris, einer Stadt, die ihn verwünsche, und von seinen Feinden ganz abhange, geheilt werden könnte. Der König beklagte sich außerordentlich, daß er sich bey ihm nicht in Sicherheit hielte; tröstete und ermahnte ihn (das Gleiche thaten auch die Ärzte), von der Reise abzustehen, um nicht durch die Bewegung die Wunde zu verschlimmern. Er bath ihn, alle Furcht abzulegen, und sich zu beruhigen. Der Admiral erwiderte, daß er an den guten Gesinnungen seiner Majestät nicht zweifle, er befürchte aber Alles für sich und die Seinigen von einem Aufstande der Pariser. Der König zeigte in allen Mienen und Geberden ein noch größeres Bestreben, ihn zu beruhigen, und befahl,

daß alle seine Anhänger ihre Wohnung in einem dem seini- Jahr 1572.
gen benachbarten Hause beziehen sollten, damit sie um so sicherer wären, und gegen das Volk sich um so besser vertheidigen könnten. Er gab gleichfalls dem Herzoge von Anjou den Befehl, das ganze Garderegiment nach Paris kommen zu lassen, und eine Compagnie desselben dem Admiral und seinen Anhängern zur Schutzwache zu geben. Der Herzog befolgte sogleich den Auftrag des Königs, und schickte den Herrn von Cosseins, einen dem Könige ergebenen, und von den Guisen gänzlich abhängenden Mann, mit seiner Compagnie ab, um die Wohnung des Admirals und das Quartier, in welchem sich die Hugonotten zusammen gezogen hatten, zu besetzen, und zu bewachen. Der Admiral sah nun, daß es nicht mehr in seiner Gewalt stand, abzureisen, empfahl sich gänzlich dem versprochenen Schutze des Königs, und begehrte von demselben in seinem gewöhnlichen Tone und Geiste Gerechtigkeit wegen dem an seiner Person verübten Meuchelmorde. Alle die Seinigen forderten das Nähmliche durch ihr erhobenes Gemurmel. Der König und die Königinn-Mutter versicherten ihn dessen mit der größten Traulichkeit, äußerten ihren höchsten Schmerz über diesen Vorfall, kehrten nach dem Louvre zurück, und übertrugen dem Herzoge von Anjou die Sorge der Bewachung von Paris.

Den ganzen Tag und die folgende Nacht brachten beyde Parteyen mit Berathschlagungen zu. Die Hugonotten hatten sich um das Bette des Admirals versammelt, um sich nicht allein zu berathschlagen, wie sie der gegenwärtigen Gefahr entgehen könnten, sondern sie sannen auch auf Anschläge, den Krieg ohne Aufschub wieder anzufangen, wozu sie durch die dem Admiral zugefügte Unbild gereitzt wurden. Obschon Viele riethen, sich auf die Versprechungen und die Fürsorge des Königs zu verlassen, so behauptete doch der

Jahr 1572. Stiftshauptmann von Chartres so heftig das Gegentheil, daß sie einmüthig beschlossen, es koste was es wolle, sich gesammter Hand mit dem Admiral nach Chatillon zurück zu ziehen. Teligny schmeichelte sich, von dem Könige die Erlaubniß dazu zu erhalten; bey der abschlägigen Antwort erbothen sich die Übrigen, den Admiral mit Gewalt aus der Stadt zu bringen; hernach wollten sie die Waffen ergreifen, und sie nicht eher nieder legen, als bis sie die katholische Partey unterdrückt, und das Haus von Lothringen ausgerottet hätten. Bey dieser stürmischen Berathschlagung sprach jeder so heftig und ohne Rückhalt, daß weder der König, die Königinn-Mutter, und der Herzog von Anjou, noch der König von Navarra selbst verschont wurde, welchen sie schon für ihren Feind hielten. Als der König dieß durch seine gewöhnlichen Spionen erfahren hatte, so wurde der Ausgang der Sache um so mehr beschleuniget; auch diente es nachher zum Vorwande, die blutigen gegen sie gebrauchten Maßregeln dadurch zu entschuldigen.

Nachdem der königliche Staatsrath sah, daß die Hugonotten ihrer Wuth nur durch Worte Luft machten, ohne zu irgend einer Thathandlung zu schreiten, die man zu einem förmlichen Aufstande hätte umkleiden können, so wurde beschlossen, die Zeit nicht länger zu verlieren, sondern mit schnellen Schritten zu ihrer Unterdrückung zu eilen. Nichts desto weniger entstanden über der Ausführung die heftigsten Streitigkeiten: der Herzog von Guise drang darauf, nebst den anderen Hugonotten auch den König von Navarra und den Prinzen von Condé aus dem Wege zu schaffen; aber die Königinn-Mutter, und die Übrigen verabscheuten es, ihre Hände mit dem königlichen Geblüte zu beflecken. Es kam ihnen zu abscheulich vor (und was ihnen auch die Verwünschung aller Jahrhunderte zuzöge) zwey Jünglinge von königlichem Geblüte in den Armen ihrer Gemahlinnen, als die

Opfer einer neuen Verbindung und auf eine so treulose Art erworben zu lassen. Sie hofften, daß diese Prinzen durch das enge Band der Blutsverwandtschaft zum aufrichtigen Gehorsame gegen den König und die katholische Kirche zurückkehren würden, sobald sie einmahl von der Herrschaft des Admirals und der Gesellschaft der Aufrührer befreyet seyen. Der König hatte den von Navarra wegen seinen guten Eigenschaften sehr liebgewonnen und stimmte dieser Meinung bey. Man stritt hernach über die Frage, ob der Marschall von Damville und seine Brüder, welche sich zwar öffentlich zur katholischen Religion bekannten, aber sowohl durch die Blutsverwandtschaft als ihr Interesse mit dem Admiral auf's engste verbunden waren, unter den Hugonotten begriffen werden sollten? Auch hier behielt die gelindere Meinung die Oberhand, um sowohl das Blutvergießen nicht zu vermehren, vor welchem Viele zurückbebten, als weil der Marschall von Montmorency, der älteste seiner Brüder, welcher mit der Partey der Hugonotten am stärksten verbunden war, erst kurz von seiner Gesandtschaft aus England zurückgekehrt, und abwesend sey: es schien, als wenn dadurch das Feuer der bürgerlichen Kriege eher wieder angezündet, als ausgelöscht würde, wenn der Älteste übrig bliebe, welcher den Tod seiner jüngeren Brüder rächen könnte. Nebst dem glaubte man viele Dinge auf andere Zeiten verschieben, und sie mit wenigerem Geräusche und größerer Geschicklichkeit ausführen zu müssen, da sie nicht so dringend vorkamen, als die Nothwendigkeit, des Admirals sich zu entledigen, welcher, durch seinen Unwillen und seinen Zorn gleichsam außer sich, schon auf neue Empörungen und neue Kriege sann. Dieser Entschluß war sehr nachtheilig, wie es in ähnlichen Fällen immer die Erfahrung gelehrt hat. Die Menschen suchen bey strengen und blutigen Vorkehrungen das Lob der Milde und Menschlichkeit sich zu erwerben; sie erinnern sich aber nicht, daß es

Jahr 1572.

Jahr 1572. bey Entschlüssen solcher Art weder politisch, noch heilsam ist, in der Mitte stehen zu bleiben.

In der Nacht des vier und zwanzigsten Augusts, an einem Sonntage, welcher der Feyer des heiligen Bartholomäus geheiligt ist, ging der Herzog von Guise aus dem Louvre auf Befehl des Königs zum Präsidenten Charron, Prevot der Kaufleute welcher der Vorsteher des Pariser Volkes ist. Er gab ihm den Auftrag, zwey tausend Bürger unter die Waffen zu bringen, welche eine weiße Binde am linken Arme, und ein weißes Kreutz auf dem Hute tragen sollten, damit zu gleicher Zeit die Befehle des Königs vollzogen werden könnten. Alle Viertelmeister sollten bereit stehen, und bey den ersten Schlägen auf der Uhr des Louvre alle Fenster erleuchtet seyn. Alles dieß wurde sowohl aus Neigung des Volkes, als wegen dem großen Ansehen des Herzogs von Guise auf's bereitwilligste befolgt. Der Herzog von Montpensier, der von Nevers und viele andere Herren des Hofes griffen zu den Waffen, und blieben mit ihren Freunden um den König. An dem Thore und in dem Hofe des Louvre standen alle Leibwachen des Königs unter den Waffen. Der Herzog von Guise begab sich zur bestimmten Stunde in Begleitung des Herzogs von Aumale, des Grafen von Angouleme, Großprior von Frankreich, und natürlicher Bruder des Königs, und mit mehreren anderen Officieren und Soldaten dreyhundert an der Zahl, nach der Wohnung des Admirals. Da er die Compagnie des Cosseins auf Befehl des Herzogs von Anjou schon unter den Waffen und mit angezündeten Lunten fand, so sprengten sie die von einigen Hallbardiers des Königs von Navarra und einigen Hausbedienten besetzte Hofthüre, welche ohne Barmherzigkeit alle niedergemacht wurden. Die Herren machten im Hofe Halt. Besme, ein Lothringer und Diener des Herzogs von Guise, Achilles Petrucci aus Siena, einer der fremden vom

Herzoge unterhaltenen Edelleute, eilten mit Sarlabous, Jahr 1572.
Marschall de Camp, und den Soldaten in das Gemach des Admirals. Bey dem ersten Lärmen warf er sich in seinem Bette auf die Knie: er sah ganz erschreckt Cornason, einen seiner Diener, in's Zimmer treten, und fragte ihn um die Ursache des Lärmens. Mein Herr, antwortete er ihm, Gott ruft uns zu sich, und entfloh durch eine andere Thüre. Fast in dem nähmlichen Augenblicke kamen die Mörder herein. Als sie den Admiral erblickten, so gingen sie auf ihn zu. Er wandte sich gegen den Besme, welcher ihm die Spitze seines Degens auf die Brust hielt, und redete ihn an: Junger Mensch, du solltest diese grauen Haare respectiren; thu' aber, was du willst: du wirst mein Leben nur um ein weniges abkürzen. Er hatte kaum diese Worte geredet, als ihn Besme durchbohrte. Die Anderen vollendeten ihn mit Dolchstichen, und warfen seinen Leichnam durch das Fenster in den Hof, aus welchem er sogleich in einen Stall geschleift wurde. In dem nähmlichen Hause kam Teligny, der Tochtermann des Admirals, Guerchy, sein Lieutenant, welcher mit einem in einem Mantel gewickelten Arm sich tapfer wehrte, die Obersten Montaumar, und Rouvray, ein Sohn des Barons des Adrets, und mehrere andere seines Gefolges um.

Als der König das Vorgefallene erfahren hatte, so begab er sich in das Gemach der Königinn, seiner Mutter, und ließ den König von Navarra und den Prinzen von Condé zu sich rufen, welche sich voll Schrecken dorthin verfügten, weil sie sahen, daß keiner ihrer Edelleute und Diener folgen durfte. Zu gleicher Zeit ließ der Herr von O, Oberster des Garderegiments, die vornehmsten Hugonotten, welche sich im Louvre befanden, einen nach dem andern herbeyrufen, die bey ihrem Eintritte in den Hof von den in zwey langen Reihen unter den Waffen stehenden Soldaten nieder-

Jahr 1572. gemacht wurden. Auf diese Art kam der Graf von La Rochefoucault, der Marquis von Renel, der durch seine tapfere Vertheidigung von St. Jean d'Angely berühmte Piles, Du Pont aus Bretagne, Pluviaut, Baudiné, Francourt, Kanzler des Königs von Navarra, Pardaillan, Lavardin, und viele Andere, zwey hundert an der Zahl, um. In der nähmlichen Zeit wurde durch den Glockenschlag der Uhr des Louvre dem Prevot der Kaufleute das Zeichen gegeben. Marcell, der erst kurz diese Stelle bekleidet hatte, und bey dem Volke im größten Ansehen stand, ertheilte nun den bewaffneten Bürgern in die Ordre: sie metzelten die in ihren Häusern zerstreut wohnenden Hugonotten nieder, und richteten unter denselben ein großes Blutbad an, ohne weder Alter noch Geschlecht zu verschonen. Das ganze Volk war unter seinen Hauptleuten unter Waffen getreten: alle Fenster wurden so erleuchtet, daß sie von Hause zu Hause, ohne allen Irrthum, eilten, und die erhaltenen Befehle vollstreckten. Obschon sich die Anführer viele Mühe gaben, aller Unordnung zu steuern, so konnten sie doch nicht verhüthen, daß nicht viele Katholiken die Opfer des Volkshasses oder der Privatfeindschaften wurden. Unter diesen befand sich Lambin und Ramus, zwey der berühmtesten Gelehrten.

Den ganzen folgenden Tag blieb der Louvre verschlossen. Der König und die Königinn-Mutter trösteten den König von Navarra und den Prinzen von Condé: sie stellten denselben vor, daß sie nothgedrungen das hätten thun müssen, was der Admiral so oft gegen sie versucht habe, und immer noch Willens gewesen sey, zu thun; was aber sie betreffe, so entschuldige man ihre Fehler durch die Jugend, und schenke ihnen wegen der so nahen Verwandtschaft das Leben; man werde sie in der Zukunft lieben und ehren, wenn sie sich zur katholischen Religion bekennen, und dem Könige gehorsam bezeigen würden. Der König von Navarra, welcher sich ent-

weder in die Zeit fügte, oder sich verstellte, war entschlossen, Jahr
sich für ein besseres Schicksal aufzubewahren: er antwortete 1572.
also dem Könige in der tiefsten Unterwürfigkeit, und zeigte sich bereit, den Willen und die Befehle desselben zu befolgen. Der König ließ sich dadurch besänftigen, und schenkte, aus Rücksicht für sie, dem Herzog von Grammont und dem Herrn von Duras das Leben, welche versprachen, in der Zukunft seine getreuen Diener zu seyn, wie sie es auch waren. Der Prinz von Condé wagte es, entweder aus jugendlicher Unbesonnenheit, oder einer gewissen von seinem Vater geerbten Hartnäckigkeit, Einwendungen zu machen, sich diesem Befehle zu widersetzen, und zu begehren, zum wenigsten in seiner Gewissensfreyheit nicht gekränkt zu werden. Der dadurch erzürnte König nahm ihn bitter her, nannte ihn mehrmahls einen Verwegenen, einen Rasenden, Hartnäckigen, einen Verräther, Rebellen, und den Sohn eines Rebellen; er drohete ihm mit dem Tode, wenn er nicht in Zeit von drey Tagen sich zum katholischen Glauben bekennen, und hinreichende Beweise seiner Reue an den Tag legen würde. Der Prinz von Condé sowohl als der König von Navarra bekamen Wachen; man nahm ihnen ihre Diener, welche zu gleicher Zeit auf Befehl des Königs in Stücken gehauen wurden, und gab ihnen andere, die derselbe gewählt hatte.

Diejenigen Hugonotten, welche diesseits der Seine in der Vorstadt St. Germain wohnten, unter denen sich der Graf von Montgommery und der Stiftshauptmann von Chartres befanden, hatten sich aus einer gewissen Ahnung des bevorstehenden Unglücks nicht in das Quartier des Admirals einschließen wollen. Bey dem ersten Lärmen ergriffen sie sogleich die Flucht, da ihnen die Pariser nicht schnell genug den Weg verlegen konnten. Bey dem Anbruche des Tages ging der Herzog von Guise mit einer starken Anzahl Caval-

Jahr 1572. lerie und Infanterie über den Fluß, um sie zu verfolgen. Der eine der Flüchtigen hatte keine Schuhe, der andere keine Waffen, jener war ohne Sattel, dieser ohne Zaum, aber alle gleichmäßig unbewaffnet. Sie wurden zerstreut und niedergemacht, den Grafen von Montgommery und den Stiftshauptmann von Chartres ausgenommen, welche sich ungefähr mit zehen ihrer Gefährten retteten, nach vielen Gefahren unbekannt das Meeresufer erreichten, und nach England sich flüchteten. Den ersten und den folgenden Tag wurden in der Hauptstadt mehr als zehn tausend Hugenotten, und unter diesen mehr als fünf hundert Baronen und Edelleute oder Officiere vom ersten Range, welche aus allen Gegenden des Reichs herbeygekommen waren, um die Vermählungsfeyer zu verherrlichen, umgebracht. Briquemaut und Arnold von Cavagne wurden gefangen gesetzt, und hernach durch ein Parlamentsurtheil als Rebellen geviertheilt. Der Körper des Admirals wurde von dem wüthenden Volke, das seinen Nahmen verwünschte, durch die Straßen nach Montfaucon, einem Richtplatze, geschleift, und mit einem Fuße am Galgen aufgehangen. Einige Tage nachher wurde unter dem Beyfalle und Jubel des Volkes ein Feuer unter dem nähmlichen Galgen angezündet, und der Leichnam zur Hälfte verbrannt. Des Gespöttes und der Beschimpfungen desselben war kein Ende, bis der Marschall von Montmorency durch zwey seiner Bedienten die elenden Überbleibsel nächtlicher Weile hinwegnehmen, und sie zu Chantilly heimlich begraben ließ.

Dieß war das Ende des Admirals Caspar von Coligny, dessen Nahme während einem Zeitraume von zwölf Jahren ganz Frankreich nicht weniger mit einem großen Rufe als mit Schrecken erfüllt hatte; ein für die ganze Welt denkwürdiges Beyspiel, wie schnell und fürchterlich das Ende derjenigen sey, welche aus eigenem Interesse durch List und

Kunstgriffe eine dauerhafte Größe und Macht bloß auf die einzige Grundsäule der menschlichen Vernunft bauen zu können glauben! Da er von seiner Jugend an zu den vornehmsten Stellen des Kriegsstandes war erhoben worden, und sich durch seine Tapferkeit und Klugheit zu den ersten Ehrenstellen aufgeschwungen hatte, so war nicht zu zweifeln, daß er es nicht allen Feldherren seines Zeitalters gleichgethan, oder sie übertroffen, und sich die Würde eines Connetabels, errungen haben würde, wenn er nicht seine Größe auf Factionen und bürgerliche Zwietracht wider die rechtmäßige Gewalt seines Königs hätte aufführen wollen. Selbst aus dem dunkeln Abgrunde der Zwietracht und der Emporungen glänzten seine Thätigkeit, Beharrlichkeit, und sein Hochsinn wie eben so viele Lichter hervor; besonders aber ragte über Alles sein bewundernswürdiger Geist hervor, der sich zu jedem großen Gedanken erhob, und vor der Ausführung nicht zurückbebte. Jahr 1572.

Der Herzog von Anjou ging den Tag nach dem Tode des Admirals an der Spitze des Garderegiments aus dem Louvre, und marschirte durch die Stadt und die Vorstadte, um in jene Häuser mit Gewalt einzudringen, welche Widerstand leisten würden: aber alle Hugonotten waren entweder schon umgebracht, oder hatten aus Furcht das weiße Kreuz auf den Hut gesteckt, wie es alle Katholischen trugen. Sie suchten sich zu verbergen, und dem Tode zu entrinnen: deutete aber irgend Jemand auf den Straßen mit dem Finger auf sie, oder erkannte man sie auf eine andere Art, so wurden sie ohne Barmherzigkeit ermordet, und in den Fluß geworfen. Den Tag vor diesem gräßlichen Blutbade hatte der König viele Couriere in verschiedene Gegenden des Reiches an die Statthalter der Städte und Provinzen mit dem Befehle geschickt, das Nähmliche zu veranstalten: sie befolgten aber denselben mehr oder weniger streng,

Jahr je nachdem ein jeder geneigt war. In der nähmlichen
1572. Nacht wurde zu Meaux, und die folgenden Tage zu Orleans, Rouen, Bourges, Angers, Toulouse, und in vielen andern Örtern, aber vorzüglich zu Lyon ein großes Blutbad unter den Hugonotten angerichtet, ohne auch Alter noch Geschlecht zu verschonen. In jenen Örtern und Gegenden, wo die Statthalter entweder Anhänger der Prinzen oder des Hauses Montmorency waren, wurden diese Befehle später und nicht so strenge vollstreckt. In der Provençe weigerte sich der Graf von Tende gänzlich, Folge zu leisten, weßwegen er, wie man glaubte, auf Befehl des Königs zu Avignon aus dem Wege geräumt wurde. Wir könnten hier schreckliche und außerordentliche Auftritte erzählen, denn dieses Strafgericht dehnte sich mit einer so wunderbaren Verschiedenheit in so viele Gegenden und auf alle Stände der Menschen aus, daß, dem Gerüchte zu Folge, in wenigen Tagen mehr als vierzig tausend Hugonotten umkamen; aber die gedrängte Darstellung der Begebenheiten, welche wir bis jetzt beobachtet haben, erlaubet nicht, uns in der tragischen Erzählung dieser Auftritte weiter zu verbreiten.

Der König verfügte sich in Begleitung aller Prinzen und Höflinge den dritten Tag nach dem Tode des Admirals, während das Niedermetzeln seiner Anhänger noch nicht ganz aufhörte, in das Parlament. Obschon er in den ersten Tagen sowohl mündlich als durch Briefe das Blutbad einem Volksaufstande zuschrieb, so legte er doch in einer weitläufigen Rede die Gründe vor, welche ihn zur Ausrottung dieser Rebellen bewogen hätten, die beständig gegen seine Person und das Reich Verschwörungen angezettelt. Er habe denselben so oft ihre begangenen Ausschweifungen verziehen, sie seyen aber immer als Meineidige in neue Verschwörungen zurück gefallen; Er sey endlich in die Noth-

wendigkeit versetzt worden, denselben zuvor zu kommen: Jahr
denn er habe gleichsam wie durch ein Wunderwerk die 1572.
Verschwörung entdeckt, vermöge welcher sie ihm das Leben nehmen wollen; sie sey nicht nur allein gegen seine Person, sondern auch gegen seine Mutter, die Herzoge von Anjou und Alençon, und gegen den König von Navarra selbst gerichtet gewesen, welchen sie nicht weniger als die Andern für ihren Feind hielten, weil er sich von ihrer Verbindung losgerissen habe. Er komme also, das Parlament davon zu unterrichten, damit es mit der nähmlichen Strenge gegen diejenigen verfahre, die in diese so schreckliche Verschwörung verwickelt seyen, und der ganzen Welt die nothwendigen und gerechten Beweggründe bekannt machte, welche ihn zu einer so strengen Gerechtigkeit und schweren Rache gezwungen hätten. Nach dieser Rede, in welcher er geflissentlich zu beweisen sich bemühete, daß dieses Blutbad nicht die Wirkung eines vorher entworfenen Planes, sondern des Zufalles und der Nothwendigkeit gewesen sey, befahl der König, in den Acten dieses Gerichtshofes die Erklärung zu registriren, daß das, was in Paris und den andern Städten seines Reiches gegen den Admiral geschehen sey, auf seinen Befehl und ausdrücklichen Auftrag vollbracht worden. Nachher befahl er, die gefänglich Eingezogenen zu verhören, ihre Empörungen in ein helles Licht zu setzen, und die von den Gesetzen gegen sie verhängten Strafen zu verfügen. Endlich ließ er, nicht nur allein im Parlamente, sondern auch durch alle Straßen der Stadt bekannt machen, dem Blutvergießen in dem ganzen Reiche ein Ende zu machen, da das bis jetzt vergossene für die gerechte Rache schon hinreiche. In Paris verstand es sich von selbst: denn hier waren alle Hugonotten schon aufgerieben worden; aber in den übrigen Städten, wo die Befehle später ankamen, vollstreckte man

Jahr 1572. dieselben, der Entfernung der Orter gemäß, mit mehr oder weniger Geschwindigkeit und Nachdruck. Das Parlament befaßte sich gierig mit dem Auftrage, gegen die Hugonotten zu verfahren, und machte den Gefangenen einen förmlichen Prozeß. Briquemaut und Cavagne, welche sich in den Gefängnissen des Louvre befanden, wurden dem Urtheile gemäß mit glühenden Zangen gezwickt, und gevierttheilt. Ein Gleiches geschah mit dem Bildnisse des Admirals, welcher für einen Rebellen, einen Ruhestörer des Reiches, einen Ketzer und Feind aller Gutgesinnten erklärt wurde. Das Parlament befahl, um sein Andenken noch mehr zu brandmarken, dessen Schloß von Chatillon bis auf den Grund zu schleifen; es erklärte seine ganze Nachkommenschaft ihres Adels verlustig, und unfähig, in dem ganzen Reiche eine Stelle zu bekleiden, oder Güter zu besitzen. Der König schickte diesem zu Folge sogleich den Grand-Prevot ab, um die Witwe und Kinder des Admirals gefangen zu nehmen; aber sie hatte schon mit der Witwe Teligny's, ihrer Stieftochter, dem ältesten Sohne des Admirals, und Laval, D'Andelot's Sohne, die Flucht nach Genf ergriffen, von wo sie sich nach Bern der größeren Sicherheit wegen begaben. Die übrigen Kinder des Admirals, welche noch sehr klein und jung waren, wurden nach Hofe gebracht, wo sie in ihrem zarten Alter jenes Schicksal erfahren mußten, welches bey der Wandelbarkeit der menschlichen Dinge den Sturz und Untergang großer Familien zu begleiten pflegt.

In den folgenden Tagen nach dem Blutbade in Paris wurde La Charité, welche Stadt die Hugonotten noch im Besitze hatten, durch die Compagnie der Gensdarmes des Herzogs von Nevers eingenommen, welche unter dem Vorwande in dieselbe eingezogen war, um die Musterung zu passiren, und den Sold zu empfangen. Sie bemächtigte sich

sogleich der Thore und der vornehmsten Plätze mit so viel Jahr
Geschicklichkeit und Geschwindigkeit, daß die Einwohner der 1572.
Stadt keinen Widerstand zu leisten wagten, noch irgend einen Aufstand erregten. So kam diese Stadt wieder in die Gewalt des Königs. Der Vicomte von Joyeuse wollte auf die nähmliche Art Montauban, und Philipp Strozzi La Rochelle überrumpeln: wäre es ihnen geglückt, so hätte man die Herstellung der Ruhe von Frankreich hoffen können; aber die Einwohner standen auf ihrer Huth, und vereitelten durch ihre Wachsamkeit das Vorhaben dieser Feldherren, so wie die unter dem Vorwande des Flandrischen Krieges gemachten ungeheueren Zurüstungen. Der Vicomte von Joyeuse ließ sein ganzes Corps, da er seine Absicht entdeckt sah, aus einander gehen, behielt nur eine kleine Anzahl Edelleute des Landes bey sich, und zog sich in die Städte seiner Statthalterschaft zurück. Strozzi, dessen Heer an Infanterie und Cavallerie viel stärker war, fing an, La Rochelle zu belagern, und einzuschließen; er ermahnte die Einwohner, zum Gehorsame gegen den König zurück zu kehren, ohne daß sie sich der Strenge der Gerechtigkeit und den Schrecknissen eines verzweifelten Krieges aussetzten. Sie antworteten darauf zweydeutig, um Zeit zu gewinnen, da sie entschlossen waren, keine Bedingnisse einzugehen. Sie setzten nicht nur ein großes Vertrauen in die Festigkeit ihrer Stadt und die vortheilhafte Lage derselben, sondern auch die in großer Menge dorthin geflüchteten reformirten Prediger feuerten ohne Unterlaß das Volk an, seine bisher genossene Gewissensfreyheit zu vertheidigen, und den Versprechungen der Katholischen keinen Glauben beyzumessen, welchen es ihre Religion erlaube, Ketzern das gegebene Wort nicht zu halten. Diesen Gründen setzte Strozzi andere entgegen, und stellte ihnen die Nothwendigkeit, dem Könige Gehorsam zu leisten, und den unvermeidlichen Untergang vor, welchen

Jahr 1572. ihre Hartnäckigkeit nach sich ziehen werde. So brachte man die Zeit mit Unterhandlungen zu, ohne doch von beyden Seiten Feindseligkeiten auszuüben; die königliche Infanterie und Cavallerie blieb in ihren Quartieren in den benachbarten Örtern um die Stadt stehen, und die Flotte bewachte die Mündungen der Flüsse, damit dieselbe weder Sukurs noch Lebensmitteln erhalten könnte.

Indeß war man am Hofe mit der Bekehrung des Prinzen von Condé und des Königs von Navarra unermüdet beschäftigt. Die Königinn-Mutter und der Staatsrath hielten dafür, daß das Reich, wenn man einmahl diese Prinzen von Geblüte der Partey der Hugonotten entzogen, und den Mißvergnügten allen Vorwand zur Unterstützung benommen hätte, von allen bösen Säften sich reinigen würde, welche durch ihre hartnäckige Heftigkeit in dem Laufe so vieler Jahre die Ruhe desselben gestört hätten. Sie sahen den guten Erfolg, welchen die Exekution hervor gebracht, da viele Hugonotten den katholischen Glauben annahmen, oder ihr Vaterland verließen. Der Cardinal von Bourbon, Oheim beyder Prinzen, befaßte sich mit diesem Bekehrungsgeschäfte; er ließ kein Mittel unversucht, welches er für dienlich hielt, um diese zarten Gemüther für die katholische Religion zu gewinnen. Jeden Tag wandte er mit dem Pater Maldonat, einem Jesuiten, und anderen Doctoren mehrere Stunden zu ihrem Unterrichte an. Der Zufall wollte es, daß des Rosieres, ein reformirter Prediger, Calvins Lehre gerade zu der Zeit abschwor, um der drohenden Gefahr zu entgehen, und sich die Gunst des Hofes zu erwerben. Er bestritt mit der größten Beredsamkeit und Gelehrsamkeit Calvins Meinungen und Lehren. Dieß verschaffte den Prinzen einen gegründeten Vorwand, sich in den Schooß der Kirche auf eine gute Art zu werfen, da sie dem Anscheine nach den Fußtapfen jenes folgten, der doch ihr Lehrer in der reformirten Religion gewesen war.

Der König von Navarra beschloß, sich zuerst in die Zeit- Jahr
umstände zu fügen, und sich mit weniger Widersetzlichkeit 1572.
und einer gewissen Geradheit mit der Kirche zu versöhnen. Die meisten seiner Diener, welche von der allgemeinen Niederlage übrig geblieben waren, folgten seinem Beyspiele.

Der Prinz von Condé war, seiner Jugend ungeachtet, aber vielleicht aus Mangel der Erfahrung, von einem viel hartnäckigeren Geiste beseelt; alle Überredungen und wiederhohlte Drohungen fruchteten nichts. Er weigerte sich so lange, den katholischen Glauben anzunehmen, bis ihn der durch seine Widersetzlichkeit aufgebrachte König zu sich kommen ließ, um den letzten Versuch zu machen, und demselben mit fürchterlicher Stimme und Geberde folgende drey Worte zurief: Messe, Tod, oder Bastille. Er erlaubte ihm nicht, nur ein Wort einzuwenden. Diese fürchterlichen Drohungen sowohl als die andern in Bewegung gesetzten Springfedern besiegten endlich seine Hartnäckigkeit, dem Beyspiele der Andern zu folgen. Sobald ihn der Cardinal, sein Oheim, unterrichtet hatte, so wohnte er öffentlich mit der Prinzessinn seiner Gemahlinn, einer Schwester der Herzoginn von Nevers, der Messe bey. Das Nähmliche that Ludwig, Prinz von Conti, und Carl Graf von Soissons, dessen jüngere Brüder, welche nachher standhaft bey der katholischen Religion beharrten. Der König und die Königinn-Mutter faßten wegen der Bekehrung dieser Prinzen die stärksten Hoffnungen für die Ruhe des Reiches. Der König von Navarra und der Prinz von Condé schickten sogleich Gesandte an den Papst, um dadurch ihrer Bekehrung das Siegel der Authenticität aufzudrücken, und dem Papste öffentliche Beweise ihrer Unterwürfigkeit zu geben. Der über diese glückliche, und in dem Anfange seines Pontifikats sich ereignete Begebenheit erfreute Papst empfing diese Gesandtschaft mit außerordentlichen Beweisen seiner Liebe und Gewogen-

Jahr 1572 heit, indeß der Französische Hof sich Glück wünschte, durch seine Politik das Reich in den Stand gesetzt zu haben, bald eine dauerhafte Ruhe genießen zu können. Man both nun alle mögliche Künste auf, um La Rochelle unter'n Fuß zu bringen, und dadurch die allgemeine Ruhe zu befestigen.

Blutige und gewaltthätige Mittel bringen selten die erwünschte Wirkung hervor: die Hartnäckigkeit der Menschen oder die göttliche Vorsehung hatte schon ein Anderes beschlossen. Diejenigen Hugonotten, welche durch allerhand Wege und Zufälle der allgemeinen Niederlage entronnen, und zum katholischen Glauben nicht übergegangen waren, hatten sich nach der Lage ihrer Heimath verschiedene Zufluchtsörter gewählt. Jene von der Normandie, von Bretagne, und der Pikardie flüchteten sich in großer Anzahl nach England, um dort nicht nur allein nach ihrem Glauben leben, sondern auch unter der Anführung des Grafen von Montgommery und dem Schutze der Königinn Elisabeth über das Meer gehen, und in irgend einer Gegend des Reiches das Kriegsfeuer erneuern zu können. Die von Dauphiné, Provence, und dem Lyon'schen hatten sich in die Schweiz zurück gezogen, wo sie durch Reden und Schriften über das an den Anhängern der reformirten Religion ausgeübte Blutbad die protestantischen Cantons zum Aufstande und zum Bruche mit Frankreich zu reitzen sich bemüheten. Unter diesen befanden sich die Söhne D'Andelots und des Admirals, welche durch den Ruf und das Ansehen ihrer Väter, durch ihr zartes Alter, und das Elend ihres gegenwärtigen Zustandes bey jedem das größte Mitleiden erregten. Jene von Champagne und Burgund begaben sich nach Deutschland, wo sie bey den protestantischen Fürsten und den freyen Reichsstädten den König in einen übeln Ruf zu

bringen suchten. Diejenigen Hugonotten, welche in den in- Jahr
nern Gegenden von Frankreich wohnten, hatten kein ande- 1572.
res Rettungsmittel, als sich in vier feste, von ihrer Partey besetzte Plätze, einzuschließen, und sich dort mit aller Macht zur Vertheidigung zu rüsten. Die von Isle de France, Beausse, und Nivernois bemeisterten sich von Sancerre; die Einwohner von Languedoc und Gascogne befestigten Nismes und Montauban; jene von Anjou, Poitou, Saintonge und einem Theile von Guienne wählten La Rochelle als einen sichern Hafen. Die Bürger dieser Stadt ergriffen, unter dem Commando des Jakob Heinrichs, ihres Maire, die Waffen, und theilten sich in acht Compagnien, jede zu zwey hundert Mann, ein, welche sich beständig in den Waffen übten. Auch die vom Rathe hatten eine besondere Compagnie, hundert und fünfzig Mann stark, gebildet, welche gleichsam eine Obersten-Compagnie vorstellte, und von Arandelle, dem Lieutenant des Maire, einem nicht weniger erfahrenen als tapfern Manne, angeführt wurde. Nebst diesen Bürgercompagnien, welche zur eigenen Vertheidigung ohne Sold dienten, hatten sich fünfzehnhundert fremde Soldaten lauter Veteranen, eingefunden, welche unter dem Commando verschiedener Hauptleute standen, und aus den Steuern der Stadt und der umliegenden Gegend bezahlt wurden. Zu diesen kamen noch sechszig aus den umliegenden Gegenden flüchtige Edelleute und sieben und fünfzig Prediger, welche unter dem Geräusche der Waffen und den Vertheidigungsanstalten nicht aufhörten, das Volk zur Standhaftigkeit anzufeuern. Die Zurüstungen an Munition und Artillerie entsprachen dem Muthe und der Bereitwilligkeit der Einwohner: nebst einem großen Vorrathe von Pulver, und den Mühlen, um neues zu verfertigen, befanden sich in den Zeughäusern der Stadt Büchsen, Musketen, und Piken in Menge, neue Feldschlangen von außerordentlicher Größe, acht Ka-

Jahr 1572. nonen, acht und zwanzig Feldstücke, und mehr als sechszig Falkonetts, und Standröhre, in deren Behandlung sich die Bürger aufs fleißigste übten. Sie waren auch nicht weniger darauf bedacht, Lebensmittel zusammen zu bringen: sie sparten weder Mühe noch Geld, um ihre Magazine mit Früchten und Lebensmitteln, woran die benachbarten Inseln Überfluß haben, und mit allen Nothwendigkeiten anzufüllen, welche zur Ausdauerung einer langen Belagerung erfordert werden.

Diesen Kriegsrüstungen setzte der König und die Königinn-Mutter nur Unterhandlungen und Friedensvorschläge entgegen; sie wünschten nichts mehr als die Früchte ihres Meineides zu genießen, ohne sich in neue Gefahren und Unruhen zu verwickeln: sie wollten die Einwohner von La Rochelle nicht zu einer gänzlichen, aber doch zu einer anscheinenden Unterwerfung bringen, und die Überbleibsel des Feuers auslöschen, welches einen neuen Brand verursachen könnte. Diesem zu Folge ernannten sie den Herrn von Biron zum Gouverneur von La Rochelle, einen Mann, welchen man allgemein für einen heimlichen Anhänger der Hugonotten und ihres Glaubens hielt; im Grunde war er aber ein Katholik, aus Eifersucht ein Feind des Hauses von Guise, und wünschte seines Interesse's wegen die Fortsetzung des Krieges. Der König und die Königinn-Mutter setzten wegen den Wohlthaten, womit sie ihn überhäuft hatten, ein Vertrauen in denselben: aber sie betrogen sich. Obschon sie Anfangs beschlossen hatten, ihn von dem Massacre der Hugonotten nicht auszunehmen, so überredeten sie sich doch daß die Einwohner von La Rochelle das nähmliche Vertrauen gegen denselben hegen, und ihn wenigstens dem Scheine nach als Gouverneur annehmen würden, wenn sie ihm die wirkliche Gewalt nicht einräumen sollten. Auf diese Art wäre die Ehre des Königs, die Sicherheit und Freyheit der Einwohner geborgen.

Der Erfolg zeigte, wie wenig man auf Menschen rechnen könne, welche die ausgestandenen Gefahren und Unbilden auf Marmor eingraben, anstatt daß die Urheber derselben sie nur auf Sand schreiben, und in ihrem inneren Absichten und Interessen hegen, die von dem äußeren Scheine ihrer Handlungen ganz verschieden sind. Der Herr von Biron begab sich in die Gegend von La Rochelle. Er wünschte entweder die Fortsetzung des Krieges, auf welchen er die Hoffnung seiner Erhöhung gebauet hatte; oder er mochte entweder aus natürlichem Stolze insgeheim aufgebracht seyn, weil er sich für seine Dienste schlecht belohnt, oder weil er es nicht für gut hielt, daß die katholische Partey, bey welcher er schon verdächtig war, die Oberhand gewönne; vielleicht befürchtete er auch, daß man ihm dieses idealische Gouvernement übertragen habe, um ihm das Commando der Artillerie abzunehmen; vielleicht argwöhnte er auch, man möchte am Ende nach und nach Alle aus dem Wege zu schaffen suchen, welche der gegenwärtigen Regierung verdächtig schienen, oder keine Anhänger des Hauses von Guise seyen. Er ermahnte insgeheim die von La Rochelle, weder ihn noch Andere in die Stadt aufzunehmen, wenn sie ihre Freyheit behaupten, und sich nicht der Discretion des Königs überliefern wollten. Er wisse, daß es die Absicht des Königs sey, nicht nur allein die Partey der Hugonotten ganz auszurotten, sondern auch der Stadt ihre Freyheiten und Privilegien zu rauben, und sie zu einer solchen Unterwürfigkeit zu bringen, daß sie nie mehr den Ruhestörern des Reiches zum Zufluchtsorte und zum Waffenplatze dienen könnte. Diese geheimen Ermahnungen machten die Einwohner von La Rochelle nur noch entschlossener zur Gegenwehr, obschon sich der Herr von Biron äußerlich auf's lebhafteste bestrebte, in die Stadt aufgenommen zu werden; sie weigerte sich aber beständig, ihn als Gouverneur anzuer-

Jahr 1572.

Jahr 1572. kennen. Die Einwohner behaupteten, daß es ihrer Freyheit und ihren Privilegien schnur gerade entgegen laufe, welche doch der König immer handhaben zu wollen vorgebe. Mit diesen Unterhandlungen wurden mehrere Tage zugebracht. Indeß hatte die Königinn-Mutter die Intriguen Biron's erwittert, und suchte ein neues Subject, welches geschickter seyn möchte, die Burger von La Rochelle zu überreden, und sie beugsamer zu machen. Das Glück zögerte auch nicht, ihr einen Mann zu liefern, wie sie ihn brauchte.

Die Hugonotten waren, als der Admiral noch lebte, unter der Anführung des Grafen von Nassau ihren Brüdern in Flandern zu Hülfe gekommen, hatten die Stadt Mons eingenommen, und die Spanier in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, welche die Verstellungskünste des Königs von Frankreich nicht recht begreifen konnten, und glaubten, daß es mit seiner Einwilligung geschehe, um den niederländischen Krieg zu beginnen, womit sie schon so lange bedroht worden. Der katholische König zog in dieser Gegend seine ganze Macht zusammen, um die weitern Fortschritte dieses Krieges zu hemmen, welchen man schon für ausgemacht hielt. Da in kurzer Zeit hernach das unter den Hugonotten in Paris angerichtete Blutbad erfolgte, und die wahren Gesinnungen des Königs der ganzen Welt kund wurden, so beschlossen diejenigen, welche Mons eingenommen, sich zu ergeben, weil sie gar keinen Sukurs mehr zu hoffen, und durch die Belagerung sehr gelitten hatten. Sie zerstreuten sich in die Pikardie und die umliegenden Gegenden, wo die Gouverneurs überall auf sie Jagd machten. Das Corps, welches dem Herrn von Genlis, ihrem Hauptanführer, gefolgt war, wurde von dem Herrn von Villers, Gouverneur von Chaulnes, geschlagen, und zusammen gehauen. Genlis blieb mit Vielen seiner Anhänger und Officiere auf dem Platze. La Noue, welcher im vorigen Kriege Gouverneur von La No-

chelle gewesen, und mit dem größten Ruhme die Provinz Saintonge für die Prinzen vertheidigt hatte, wurde ganz allein und insgeheim von dem Herzoge von Longueville, Statthalter von der Pikardie, aufgenommen, und von demselben, nach einem für ihn erhaltenen freyen Geleite, dem Könige vorgestellt, welcher ihn in Betracht seines großen Ruhmes, seiner Kriegskenntnisse und Staatsklugheit sehr gütig aufnahm. Dieß war der Mann, welchen man für tauglich hielt, auf die Einwohner von La Rochelle zu wirken, und durch seine Beredsamkeit und Geschicklichkeit die Hartnäckigkeit des Volkes zu besiegen, bey welchem er wegen den der Stadt vormahls geleisteten Diensten im größten Ansehen stand. Jahr 1572.

Der König und die Königinn-Mutter theilten ihm ihre Absichten mit: sie seyen nicht gesonnen, die Freyheit und die Privilegien der Bürger von La Rochelle einzuschränken: noch weniger wollten sie dieselben zwingen, den Glauben zu verlassen, zu welchem sie sich bekenneten: sie wollten nur versichert seyn, daß diese Stadt nicht mehr der Zufluchtsort der Ruhestörer und Feinde des Reiches sey; sie sollte sich also mit Vorbehalt ihrer Privilegien und Religionsfreyheit ihrem rechtmäßigen Souverain unterwerfen. La Noue nahm, obschon, wie einige sagten, gezwungen, dieses Geschäft über sich, und reisete in Gesellschaft des Abbé Johann Baptist Guadagni, eines Florentiners, vom Hofe ab, um den letzten Versuch bey den Bürgern von La Rochelle zu machen; aber die Gemüther derselben waren schon, theils durch Biron's geheime Rathschläge, theils durch die Ermahnungen der Prediger so entflammt, daß jeder Versuch fruchtlos ablief, um sie zum Gehorsame gegen den König zurückzubringen. Sie hatten wohl den La Noue in ihre Stadt, aber sehr kalt, und mit wenigen Ehrenbezeugungen aufgenommen: aber anstatt sie zu überreden, sich auf die Gnade des

Jahr 1572. Königs zu unterwerfen, entschloß er sich, nicht nur allein bey ihnen zu bleiben, sondern auch das Obercommando ihrer Truppen anzunehmen, welches sie ihm in der Absicht anbothen, um einen Mann von Ansehen, Tapferkeit und Kriegskenntniß an ihrer Spitze zu haben. Dieß war vielleicht seine Absicht; vielleicht mochte ihn auch seine eigene Sicherheit dazu bewogen haben. Er verabschiedete also den Abbé Guadagni, und trug ihm auf, bey dem Könige ihn zu entschuldigen, und denselben zu versichern, daß er das Obercommando nur in der Hoffnung übernommen habe, die Stadt mit der Zeit zum Gehorsame zurückzubringen, und zu verhindern, daß sie sich in der größten Noth in die Arme Anderer werfe, welche alsdann den Aufrührern und Fremden den Weg eröffnen könnten, um die Ruhe des Reiches zu stören, und dasselbe in Gefahr zu stürzen. Durch diese Entschuldigungen wollte er sein Versprechen zu erfüllen suchen, und hielt durch eine glückliche Politik den König so lange in Zweifel, bis die erfolgten Begebenheiten seine Versicherungen bekräftigten. Dieß war der zweyte Fehler, welchen der Hof in Rücksicht der Unterwerfung von La Rochelle beging: denn anstatt sogleich Gewalt zu brauchen, indeß die Bürgerschaft noch unentschlossen, die Stadt noch nicht so stark befestigt, und mit Munition und Lebensmitteln versehen war, ergriff man den Weg der Unterhandlungen, weil man sich vor der Erneuerung des Krieges fürchtete, oder weil der Hof die ganze Sache für zu unwichtig hielt. Biron bestärkte nur durch seine Unterhandlungen den Muth und die Hartnäckigkeit der Einwohner; durch La Roue's Sendung erhielten sie einen Feldherrn, dessen sie vor Allem bedurften.

Man sah jetzt ein, daß da, wo Überredungsgründe und List nichts fruchteten, die offenbare Gewalt an die Stelle derselben treten müßte, vorzüglich da das Beyspiel

von La Rochelle die Städte Nismes, Sancerre, Montau- Jahr
ban und einige andere Plätze zu gleichem Widerstande auf- 1572.
munterte. Der König, welcher einmahl das Ende sehen wollte, gab, aber zu spät, dem Herrn von La Chatre, Statthalter von Berry, den Befehl, ohne Verzug Sancerre zu belagern. Der Marquis von Villars, welcher zum Lieutenant des Königs von Navarra ernannt worden, wurde nach Guienne, und der Vicomte von Joyeuse, auf den der König und die Königinn-Mutter ein großes Vertrauen setzten, gegen Nismes, und die übrigen benachbarten Plätze geschickt. Philipp Strozzi und Biron, dessen Arglist man entweder nicht kannte, oder den man nicht gerne entbehren wollte, erhielten den Auftrag, La Rochelle einzuschließen, bis der Herzog von Anjou mit der ganzen Macht des Reiches herbey kommen würde. La Chatre, ein eifriger Katholik, und Anhänger der Herren von Guise, lagerte sich ohne Zeitverlust vor Sancerre, einer an den Gränzen seiner Statthalterschaft von Berry, und nahe an der Loire liegenden Stadt, welche durch diesen Fluß aus verschiedenen Gegenden Hülfe erhalten kann. Nach mehreren blutigen Stürmen, die aber alle fruchtlos abliefen, suchte er sie durch Hungersnoth in seine Gewalt zu bringen, und schloß sie von allen Seiten so enge ein, daß er sie endlich zur Übergabe zwang, nachdem die Einwohner acht ganze Monathe mit einer unglaublichen Geduld und Beharrlichkeit alles Elend ausgestanden hatten, welches der menschlichen Natur zu ertragen fähig ist. Der Marquis von Villars, welcher an Coligny's Stelle das zweyte Mahl zum Admiral ernannt worden, marschirte mit gleichem Entschlusse nach Guienne, verjagte die Hugonotten aller Orten, eroberte die von ihnen besetzten Städte, und zwang sie endlich, sich in Montauban zu werfen, wo er denselben so heftig

Jahr 1572. zusetzte, daß sie in der äußersten Noth sich mehr durch ihre Standhaftigkeit, als durch ihre Zahl behaupteten. Der Marschall von Damville, ohne dessen Unterstützung Joyeuse keine Fortschritte machen konnte, hatte den Hof verlassen, und sich in seine Statthalterschaft zurückgezogen: er suchte durch listige Verzögerungen alles in die Länge zu ziehen, weil die gänzliche Unterdrückung der Hugonotten seinem Interesse und seinen Gesinnungen nicht entsprach. Er wußte überdieß, daß er bey dem Könige in geringer Gnade stand, und bey dem Pariser-Blutbade große Gefahr gelaufen war. Aus dieser Ursache ließ er, gegen die Meinung Joyeuse's und vieler Officiere, Nismes liegen, welche Stadt in dieser Gegend der Sitz und Waffenplatz der Hugonotten war, und lagerte sich vor Sommieres, einer kleinen und gering befestigten Stadt. Er bestand hartnäckig darauf, dieselbe zur Erhaltung seiner Ehre zu erobern, büßte aber dabey so viel Zeit und Volk ein, daß er nachher gleichsam aus Nothwendigkeit nur als ein müßiger Zuschauer den endlichen Ausgang der ganzen Sache abwartete.

Die Erwartung aller hing von der Belagerung von La Rochelle ab. Jedermann sah ein, daß die Eroberung dieser Stadt den gänzlichen Untergang der Hugonotten nach sich ziehen werde. Strozzi und Biron hielten sie schon mehrere Wochen eingeschlossen, als der Herzog von Anjou in dem Jahr 1573. Anfange des Februars mit seinem Heere ankam, welches aus der ganzen Gensdarmerie, der französischen und schweizerischen Infanterie und dem größten Theile des katholischen Adels bestand, und ungeheuere zur Belagerung einer solchen Festung erforderliche Zurüstungen mit sich führte. Bey dem Heere befand sich der Herzog von Alençon, dritter Bruder des Königs, der König von Navarra, und der Prinz von Condé, um den Einwohnern von La Rochelle alle Hoffnung zum ferneren Schutze der Prinzen von Geblüte zu benehmen;

ferner der Herzog von Montpensier, von Aumale, von Guise und Dü Maine, dessen Bruder, von Nevers, von Bouillon, von Uzes, und von Longueville, der Prinz Dauphin, der Graf von Maulevrier, der Marschall von Cossé, der Bastard von Angouleme, der Graf von Retz, der Herr von Montluc, und alle Generale und Baronen, welche sich einigen militärischen Ruf erworben hatten. Es schien, als hinge das Heil des Reiches und die gänzliche Entscheidung aller Dinge von dieser Unternehmung ab. Die Einwohner von La Rochelle hatten Zeit gehabt, sich mit Allem zu versehen, und ihre Stadt auf's Beste zu befestigen; auch waren sie entschlossen, sich bis auf's Äußerste zu vertheidigen. Jahr 1573.

La Rochelle hat eine ungemein vortheilhafte Lage. Von der Landseite ist diese Stadt in einem Umkreise von mehreren Meilen mit Morästen umgeben, und auf der nördlichen Seite nur ein Zugang offen, der zu einem Thore der Stadt führt. Dieses ist mit Gräben, Mauern und Bastionen auf neue Art befestigt, welche sich wechselsweise unterstützen. Auf diese Art trafen Natur und Kunst zusammen, um diese Festung unüberwindlich zu machen. Sie besitzt einen geräumigen Hafen, welcher von der Natur gleichfalls begünstigt ist; man kömmt in denselben nur durch viele, von verschiedenen Winden bestrichene Mündungen, so daß zu jeder Zeit, und von irgend einer Zeit Schiffe in den Hafen fahren können, ohne daß die stärkste Flotte im Stande sey, den Eingang zu verhindern: denn die Küste ist von allen Seiten so unzugänglich, daß dieselbe wegen den verschiedenen Winden und den langen und anhaltenden Stürmen, die in dieser Meeresgegend herrschen, nicht lange unter Anker liegen kann, um den Hafen von allen Seiten eingeschlossen zu halten. Es ist also unmöglich, der Stadt von der Meeresseite alle Hülfe abzuschneiden: aber so leicht es auch ist, sie zu belagern, so

Jahr 1573. schwer ist es auch, sie zu erobern. Obschon von der Landseite die Gegend so erhaben ist, daß sie die Stadt gleichsam dominirt, so sind doch die Festungswerke in einem engen Raume so hoch, so stark gebaut, und in solcher Anzahl, daß der Angriff äußerst beschwerlich ist. Hinter denselben liegt ein so geräumiger Waffenplatz, daß die Vertheidiger in gedrängter Schlachtordnung ein Treffen liefern können.

So war die Lage dieser Festung, und so die Anstalten zur Belagerung derselben beschaffen, deren Ausgang aber auch ganz der geschöpften Erwartung entsprach. Während fünf Monathen wurden unzählige Angriffe auf die Stadt gemacht, und gleichsam Schlachten geliefert. Der Herzog von Anjou sparrte weder Kosten noch Mühe; er both allen Gefahren Trotz, und strengte alles an, was die Kriegskunst nur erfinden kann. Die Bürger und Soldaten, sogar die Weiber vertheidigten ihre Stadt mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit und Tapferkeit. Eine einzige Stadt hielt also gegen die Macht eines ganzen Reiches Stand, und kämpfte nicht weniger gegen die äußerste Noth und den Hunger, als gegen die Waffen ihrer Feinde. Während dieser an so verschiedenen Begebenheiten fruchtbaren Belagerung fand La Noue Gelegenheit, sich mit dem Könige zu versöhnen. Er erhielt die Erlaubniß, sich auf seine Güter zu begeben. Während man sich in dem Senate der Bürger berathschlagte, ob man der Gewalt nachgeben solle, welcher man nicht länger widerstehen könne, gerieth er mit einigen Predigern in Streit, die bey dem Pöbel alles vermochten, und sie ohne Rücksicht zur ferneren Standhaftigkeit ermahnten. Einer derselben, La Place genannt, war so verwegen, daß er ihn schimpfte, mehrmahls einen Verräther nannte, und ihm sogar mit seiner Hand einen Streich in's Gesicht versetzen wollte. Obschon La Noue diese Unbild dem allgemeinen Wohle und der Ruhe aufopfern

zu wollen schien, und der Prediger als ein Wahnsinniger Jahr 1573.
einige Tage lang eingesperrt wurde, so fühlte er sie doch tief. Er sah überdieß voraus, daß ihm bey der Ankunft des Grafen von Montgommery, welchen man mit Hülfsvölkern aus England erwartete, das oberste Commando würde abgenommen, und diesem Grafen übertragen werden, mit dem er lange schon in Feindschaft lebte; er beschloß also, La Rochelle zu verlassen, und ging den folgenden Tag aus der Festung, unter dem Vorwande, mit dem Feinde zu scharmuziren, wie er es oft zu thun pflegte, und begab sich mit einigen Begleitern in das Lager des Herzogs von Anjou. La Roue legte das als eine Erfüllung seines dem Könige gegebenen Versprechens aus, wozu ihn doch die Rache wegen der ihm angethanen Beschimpfung, oder seine eigene Sicherheit bewogen hatte, um den Verleumdungen und Nachstellungen der Prediger zu entgehen. Seinem Beyspiele folgten viele andere Edelleute und Officiere. Dieser Vorfall verminderte nicht im geringsten die Standhaftigkeit des Volkes und den Muth der Soldaten, welche mit Tapferkeit die stärksten und blutigsten Stürme, die Tag und Nacht von verschiedenen Seiten ohne Unterlaß gegeben wurden, aushielten, und dem Hunger und Elende einstimmig Trotz bothen.

Von der Seite des Meeres hatten die Belagerer zwey Forts, das eine an der Spitze der Corelles, und das andere dem neuen Hafen geradeüber erbaut. In dem ersten lag der Gardehauptmann Cosseins, in dem andern Du Guast, jeder mit tausend Mann und fünfzehn Kanonen, und in der Mitte derselben ein großes Fahrzeug unter Anker, welches mit Feldschlangen den Hafen beschoß, und den Eingang verhinderte. Auf der Landseite nahmen alle Prinzen und Baronen des Heeres einen gleichen Antheil an den Gefahren und Kriegsarbeiten. Die Laufgräben näher-

Jahr ten sich von allen Seiten, und jede Stunde wurden die
1573. Stürme erneuert: aber die Belagerten thaten einen gleichen Widerstand, deren Muth und Standhaftigkeit nicht wenig durch die Nachrichten unterstützt wurde, die sie von ihren Freunden in dem königlichen Lager insgeheim erhielten. Sowohl unter den Feldherren als den Gemeinen befanden sich Einige, die nichts weniger als die Eroberung von La Rochelle und die gänzliche Unterdrückung der Hugonottenpartey wünschten. Biron, welcher die Artillerie commandirte, und noch immer die alte Abneigung im Busen nährte, soll mit der größten Arglist, wie ihn viele beschuldigten, den Fortgang der Batterien verhindert, und die Standhaftigkeit der Belagerten dadurch vermehrt haben. Aller dieser Kunstgriffe ungeachtet waren schon die hartnäckigsten Bürger und die tapfersten Soldaten umgekommen, und die Hoffnungen, Hülfsvölker aus England und Deutschland zu erhalten, verschwunden. Die protestantischen Fürsten, zu welchen der König den Grafen Kaspar von Schomberg geschickt hatte, waren durch dessen Überredung mit einander überein gekommen, sich nicht in die Unruhen von Frankreich zu mischen, da kein einziger Prinz von Geblüte an der Spitze stand, welcher die Hugonotten durch sein Ansehen und Geld hätte unterstützen können. Die Königinn Elisabeth von England, zu welcher der König in gleicher Absicht den Albert von Gondi gesendet, weigerte sich, Truppen und Schiffe unter ihrem Nahmen zu schicken. Der Graf von Montgommery, welcher mit einer starken Anzahl schlecht ausgerüsteter und fast unbemannter Fahrzeuge unter Segel gegangen war, um den Belagerten zu Hülfe zu kommen, konnte nur ein mit Kriegsvorrath beladenes Schiff in den Hafen bringen; er wurde von der königlichen Flotte zurück geschlagen. Voll Verzweiflung, etwas ausführen zu können, begab er sich auf die weite See, und

dachte nicht mehr daran, La Rochelle zu entsetzen, und die- Jahr
ser auf's Äußerste gebrachten Stadt zu Hülfe zu kommen, 1573.
sondern streifte wie ein Corsar an den Ufern der Normandie und von Bretagne. Die Belagerten fingen schon an, an Lebensmitteln und Kriegsvorrath Mangel zu leiden. Die Katholiken verloren während der Belagerung von so vielen Monathen den Herzog von Aumale, welcher in den Laufgräben durch einen Kanonenschuß getödtet wurde, eine große Anzahl Edelleute und Offiziere, und mehr als zwanzig tausend Gemeine sowohl durch das Schwert der Feinde, als durch Krankheiten. Der Herzog von Anjou selbst wurde, indem er die Posten besuchte, durch einen Falkonnetsschuß, aber sehr leicht, am Halse, an der Seite, und an der linken Hand verwundet. Obschon er der Ruhe bedurfte, so hörte er doch nicht auf, die Angriffe auf's lebhafteste fortzusetzen. Jeden Tag kamen frische Hülfsvölker, unter welchen sich sechs tausend neuerdings vom Könige in Sold genommene Schweizer befanden. Die Stadt war schon so sehr auf das Äußerste gebracht, daß sie sich nicht länger behaupten konnte, und am Ende unter der Macht des Königs gesunken seyn würde, wenn nicht eine neue und entfernte Begebenheit den ihr drohenden Untergang abgewendet hätte.

Seit mehreren Monathen war die Wahl des Herzogs von Anjou zum Könige von Pohlen auf dem Tapete. Schon bey den Lebzeiten des Königs Sigismund August's hatte man dazu, aber mit der Bedingniß Hoffnung gemacht, daß der Herzog von Anjou dessen Schwester zur Gemahlinn nehmen, und alsdann derselbe von den Ständen des Reichs zu seinem Nachfolger erklärt werden sollte. Obschon Ernst, Erzherzog von Österreich, ein Sohn des Kaisers, und Sigismund, König von Schweden, sich als Mitwerber um diese Krone darstellten, so wurden doch nach dem Tode dieses Monarchen seine Hoffnungen immer

Jahr 2575. größer; keiner derselben schien mit dem Herzoge von Anjou in Rücksicht seiner Tapferkeit und seines Ruhmes die Vergleichung aushalten zu können. Der König von Frankreich verwendete sich aus allen Kräften für diese Wahl, noch mehr aber die Königinn-Mutter, welche den Herzog, ihren Sohn, auf's zärtlichste liebte. Geld, Versprechungen, Intriguen, und Alles wurde angewandt, was zur glücklichen Erreichung dieses Zweckes nothwendig schien. Schon lange vorher hatte der Herr von Balagni die Sache eingefädelt, welcher unter dem Vorwande, die Welt zu sehen, sich in diesem Reiche aufhielt, und mit den Großen desselben in Verbindungen eingelassen hatte, bis endlich Johann von Montluc, Bischof von Valence, Gui von Lansac, und einige andere Herren von geringerem Stande als bestimmte Unterhändler das Geschäft mit mehr Wärme betrieben. Das größte Hinderniß, welche die Agenten des Königs fanden, war der Widerstand der Evangelischen dieses Reiches, welche gegen den Herzog von Anjou eine Abneigung hegten, weil er eines Theiles seine Siege nur über diejenigen erfochten hatte, welche sich zum nähmlichen Glauben bekannten, andern Theils, weil sie wegen der Pariser Bluthochzeit, die in diesen Gegenden von den Protestanten verschiedentlich erzählt wurde, befürchteten, er möchte, so bald man ihn zum Könige erwählt hätte, diejenigen verfolgen, welche sich zu einer anderen als der katholischen Religion bekenneten, für deren eifrigen Verehrer man ihn hielt. Viele protestantische Fürsten Deutschlands, welche über die Massacre der Hugonotten in Frankreich aufgebracht, und über die Erhöhung Heinrichs eifersüchtig waren, suchten durch Schreiben und Gesandtschaften die Furcht der Evangelischen zu vermehren. Der König bemühete sich außerordentlich, sowohl schriftlich, als mündlich durch seine Gesandten den allgemein verbreiteten Verdacht zu entfer-

nen, als wenn das Pariser Blutbad nach einem lange vorher entworfenen Plane veranstaltet worden sey; er schrieb es vielmehr dem Zufalle und der Tollkühnheit des Admirals zu, welcher, durch die von seinen Feinden erhaltene Wunde gereitzt, sich habe verleiten lassen, eine neue Verschwörung gegen das königliche Haus zu schmieden. Er sey gesonnen, die Gewissensfreyheit, nicht aber die uneingeschränkte Ausübung der reformirten Religion zu erlauben. Bey diesen Erklärungen blieb man nicht stehen, und fing an, die Belagerung von La Rochelle weniger lebhaft zu betreiben, damit nicht die Gemüther der Protestanten noch mehr empört würden, und der Herzog von Anjou sich nicht einen größeren Haß zuzöge, wenn er diese Stadt mit Sturm einnehmen würde, wodurch sich die Schwierigkeiten seiner Wahl vermehrten, die doch allen Anschein zu einem glücklichen Erfolge hatte. Der König war nicht von selbst auf diesen Gedanken gefallen, sondern seine Gesandten in Pohlen, vorzüglich der Bischof von Valence, machten die dringendsten Vorstellungen, mit den Hugonotten gelinder zu verfahren, damit sich das Wahlgeschäft nicht zerschlüge. Jahr 1573.

Diese Betrachtungen waren schuld, daß man den Bürgern von La Rochelle neue Friedensvorschläge machte, die Belagerung aber doch fortsetzte, bis man die Nachricht von der mit allgemeiner Einwilligung geschehenen Wahl Heinrichs zum Könige von Pohlen den neunten May erhielt. Der Herzog von Anjou war nun darauf bedacht, der Belagerung auf eine solche Art ein Ende zu machen, die seinem Ruhme keinen Nachtheil brächte, und die Gemüther seiner neuen Unterthanen wegen der Gewissensfreyheit beruhigte. Übrigens waren die Hugonotten schon ermüdet, und voll Verzweiflung sich länger behaupten zu können; ihre Standhaftigkeit hatte sie verlassen: sie gaben den Friedensvorschlägen Gehör. Der Herzog von Anjou war der Strapazen des Krieges müde;

Jahr 1573. er sehnte sich nicht nur allein nach den Vergnügungen des Hofes, sondern er wünschte auch sobald als möglich sein Reich in Besitz zu nehmen. Der Friede wurde den zwölften July geschlossen, und die Stadt unterwarf sich unter folgenden Bedingnissen: der König sollte die Einwohner von La Rochelle Nismes und Montauban für seine guten und getreuen Unterthanen erklären, und alles das gut heißen, was sie seit dem Monathe August des vorigen Jahres bis auf den jetzigen Tag unternommen; Er solle erklären, das Alles, was von den Einwohnern dieser Städte oder Soldaten und Anhängern während den bürgerlichen Kriegen geschehen, auf seinen Befehl sey unternommen worden. Ferner verlangten sie, daß er in den drey Städten die freye und öffentliche Ausübung der reformirten Religion, so wie ihre Versammlungen in geringer Anzahl, und ohne Waffen in Gegenwart der dazu bestimmten Obrigkeit erlaube. Die Hugonotten seyen gehalten, alle Feste und andere von der römischkatholischen Kirche vorgeschriebenen Religionsgebräuche, jene bey den Taufen und Heirathen ausgenommen, zu beobachten; der König sollte die Immunitäten, die Gerichtsbarkeiten und die Privilegien der drey genannten Städte bestätigen, und auf keine Art dieselben mindern, verändern, oder verletzen; dagegen verbinden sich die von La Rochelle, den ihnen vom Könige bestimmten Gouverneur, aber ohne Besatzung, aufzunehmen, welcher nach seinem Wohlgefallen in dieser Stadt wohnen, aus derselben gehen, und zurückkehren könnte: übrigens sollten sich die Einwohner nach ihren Gesetzen, Gewohnheiten und Gebräuchen regieren, nach welchen sie sich immer regiert hätten, seitdem sie sich der Krone von Frankreich unterworfen; sie sollten jedes Bündniß und Einverständniß inner- und außerhalb dem Reiche aufgeben, und denjenigen keine Hülfe leisten, welche den Krieg fortsetzen würden, wenn sie auch von der nähmlichen Religion wären;

ferner sollten sie in den benannten Städten und in jedem andern Orte die Ausübung der katholischen Religion wieder herstellen, wo sie abgeschafft worden, und die Geistlichen nicht nur in ihre Kirchen, Klöster, Hospitäler, sondern auch in alle geistliche, mit ihren Beneficien verbundene Güter und Würden wieder einsetzen. Alle Edelleute, welche die hohe Gerichtsbarkeit besäßen, könnten in ihren Schlössern und Häusern die Taufen und Vermählungen nach ihren Religionsgebräuchen verrichten lassen: doch dürfte die Versammlung die Anzahl von zehn Personen nicht übersteigen. Sie sollten in ihrer Gewissensfreyheit auf keine Art gekränkt werden, und die Freyheit genießen; aus dem Reiche zu wandern, ihre Güter zu verkaufen, und sich einen beliebigen Aufenthaltsort wählen zu können, wenn es nur nicht ein feindliches Land sey. Damit aber die drey genannten Städte diese Artikel beobachteten, so sollten sie vier Geißeln geben, welche von drey Monathen zu drey Monathen verändert werden, und immer dem Hofe folgen müßten. Jahr 1573.

Nachdem diese Friedensartikel unterzeichnet, und die Geißeln ausgeliefert waren, welche der Herzog von Anjou nach Hofe schickte, so hielt der Herr von Biron, als königlicher Gouverneur, seinen Einzug in die Stadt mit einem Herolde, nahm von seinem Gouvernement Besitz, und ließ den Frieden verkündigen. Der Herzog von Anjou beurlaubte nachher das Heer, und begab sich mit einem Gefolge von Prinzen und Baronen nach Paris, wo er den Titel eines Königs von Pohlen annahm, die Pohlnischen Gesandten empfing, und sich bereit machte, sein Königreich in Besitz zu nehmen.

Indeß war die Stadt Sancerre, welche in dem Vergleiche von La Rochelle nicht war mitbegriffen worden, weil sie keine freye, und dem Könige unmittelbar unterworfene Stadt war, sondern den Grafen von Sancerre gehörte,

Jahr 1573. auf die äußerste Hungersnoth gebracht. Da sie alle Hoffnung einer Hülfe verloren hatte, so übergab sie sich dem La Chatré, welcher auf Befehl des Königs den Einwohnern das Leben schenkte, da die Pohlnischen Gesandten für sie eine Fürsprache eingelegt hatten: sie wurden aber insgemein zu einer Geldstrafe verdammt, welche man unter das Heer vertheilte, die Thore und Mauern der Stadt niedergerissen, die Stadtuhr und Glocken hinweg geführt, in die Citadelle Besatzung gelegt, und die Geistlichen in ihre Güter und Kirchen wieder eingesetzt. Kurze Zeit nachher befahl La Chatré seinen Soldaten, wie das Gerücht ging, den Wilhelm Joanneau, Amtmann von Sancerre, und Haupt der Rebellen, ganz insgeheim in einen Brunnen zu werfen, damit es das Ansehen hätte, als wenn er durch einen Zufall hinein gefallen wäre, obschon Viele behaupteten, daß er sich aus Verzweifelung und Wahnsinn in denselben gestürzt habe.

Dieß war der Ausgang der Unruhen nach dem Tode des Admirals: mit geringer Mühe würde er die letzten Wurzeln des Übels ausgerottet haben, wenn die Feldherren, oder diejenigen, welche das Ruder führten, nicht aus Nachläßigkeit oder Untreue es versäumt hätten, jene strenge Maßregeln zu befolgen, die sie hätten anwenden sollen. Das Feuer war auf eine Zeitlang gelöscht; aber aus den unter der Asche glimmenden Funken stieg ein viel fürchterlicherer Brand empor. Der Hof ließ sich nicht durch die geringste Sorge in Unruhe setzen, sondern war nur mit Festen und Schauspielen beschäftigt, um die Wahl des Herzogs von Anjou zum Könige zu feyern, und wähnte, mitten in diesen Vergnügungen eine sichere Ruhe zu genießen. Sie dauerten länger als zwey Monathe. Im Anfange des Octobers reisete der König von Pohlen ab, welchen seine Mutter, und der König, sein Bruder, bis an die Gränzen von Lothringen begleiteten. Der König von Frankreich war nicht sobald in seine Lustschlösser zurück

gekehrt, wo er nur der Jagd und andern jugendlichen Spie- Jahr
len fröhnte, als sich schon jene Unruhen zu zeigen anfin- 1573.
gen, welche das Reich heftiger als jemahls erschüttern
sollten.

Nach der Abreise Heinrichs, König von Pohlen, be-
hauptete am Hofe der Herzog von Alençon, zweyter Bru-
der des Königs, den ersten Platz, welcher nicht nur
sehr jung und unerfahren war, sondern auch einen stump-
fen Kopf und einen wandelbaren und hochmüthigen Geist
besaß, und einen größeren Hang nach Unruhen, als nach
einer klugen Lebensart besaß. So wie er das größte Miß-
vergnügen über die dem Herzoge von Anjou übertragene
Gewalt empfand, die heftigste Eifersucht über die Tapfer-
keit seines Bruders hegte, und die Größe und den Ruhm
desselben für die Ursachen seiner Erniedrigung hielt, eben
so haßte er insgeheim alle Anhänger Heinrichs, und be-
wunderte und beschmeichelte den Admiral von Coligny und
seine Anhänger, wie man mehrmahls bemerkt hatte. Er
schien stillschweigend die Handlungen des Königs zu miß-
billigen, und mit ganzer Seele nach der Herrschaft der
Hugonottenpartey zu streben. Obschon die Königinn seine
Mutter, welche sein Naturell kannte, ihm immer kluge
und erfahrene Leute zur Seite zu geben suchte, so gab er
doch denselben gar kein Gehör, sondern ließ sich, seiner
Neigung gemäß, von La Mole, einem schwachen, aber
mit überspannten Gedanken und weit aussehenden Projec-
ten angefüllten Kopfe, und von Annibal Graf von Coco-
nas regieren und berathen, welcher aus Piemont war ver-
bannt worden, und nach Sitte solcher Menschen nur die
Ruhe Anderer zu untergraben, und Alles in Verwirrung
zu stürzen suchte. Mit dem Herzoge von Alençon verband
sich der König von Navarra und der Prinz von Condé,
weil sie sich von dem Herzoge von Anjou, dem Haupte

Jahr der katholischen Partey, wenig geachtet sahen, und jeder
1573. schicklichen Gelegenheit entgegen harreten, um ihre unterdrückte und verfolgte Partey wieder empor zu richten. Das Nähmliche thaten die Marschälle von Montmorency und Damville, Wilhelm von Thoré, und Carl von Meru, alle Brüder, welche weder die Würde ihres Vaters für Einen derselben, noch dessen altes Ansehen und Einfluß erhalten konnten. Nach dem Tode des Admirals hatten sie nicht nur alle Achtung verloren, sondern sich auch den Haß und das Mißtrauen des Königs wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit demselben zugezogen; sie befürchteten gleichfalls ihren Untergang, und schlossen sich einer Partey an, welche sie beschützen könnte. Mit diesen vereinigte sich der Marschall von Cossé, welcher bey der katholischen Partey übel angeschrieben war, und alle offenbare und geheime Anhänger des Admirals; nicht nur diese, sondern alle jene, welche aus Privatinteresse mit dem gegenwärtigen Zustande der Dinge nicht zufrieden waren, und eine neue Veränderung brüteten. Die Herren von Montmorency nahmen in ihre Verbindung jeden, ohne Unterschied der Religion, mit offenen Armen auf, gingen sehr vorsichtig zu Werke, und errichteten eine dritte Partey. Die Religion war gar nicht die Grundlage dieser neuen Verbindung, sondern ihr Gegenstand nur die Reform des Reiches. Sie nannte sich die Partey der Politiker, oder vielmehr der Mißvergnügten.

So lange der Herzog von Anjou noch nicht abgereiset war, schlich diese neue Cabale noch im Verborgenen, weil sie dessen Gewalt und Tapferkeit befürchtete: als sie aber diesen Zaum nicht mehr fühlte, so fing sie an, ihr Haupt empor zu heben, nicht nur allein, weil der Herzog von Alençon sie unterstützte, welcher nun den ersten Platz behauptete, sondern auch, weil dem Herzoge von Guise und

seinen Brüdern, den alten Feinden und Nebenbuhlern der Häuser von Montmorency und Bourbon, die Herrschaft der katholischen Partey zugefallen war. Es schien den Mißvergnügten nicht allein nothwendig, sondern sie hatten auch eine scheinbare oder gegründete Ursache, einen Bund zu schließen, um der überwiegenden Macht der Guisen zu widerstehen, und derselben das Gleichgewicht zu halten. Die Krankheit des Königs verschaffte dieser Partey die schönste Gelegenheit, loszubrechen. Die übermäßigen Vergnügungen der Jagd, des Ballspiels, Ringens und Reitens stürzten denselben in eine lange und gefährliche Krankheit: Er konnte also nicht darauf bedacht seyn, mit jener seinem Charakter eigenthümlichen Energie diesen hervor brechenden Unordnungen zu steuern, und verschaffte dem Herzoge von Alençon die Mittel, seine Ansprüche kund und geltend zu machen. Nach der Abreise des Herzogs von Anjou fing derselbe, durch die Marschälle von Montmorency und Cossé gereitzt, an, auf die nähmliche Gewalt und den nähmlichen Titel Anspruch zu machen, welche sein Bruder so viele Jahre besessen hatte. Der König und die Königinn-Mutter waren über seinen Charakter und seine Aufführung mißvergnügt: man glaubte, daß er an Geist und Tapferkeit dem Herzoge von Anjou weit zurück stehe, und einer so großen Stelle nicht gewachsen sey. Über dieß war der König schon älter und zu mißtrauisch geworden, als daß er sich hätte sollen bewegen lassen, von Neuem eine so große Gewalt Einem seiner Brüder anzuvertrauen. Vielleicht hatte Er die Wahl Heinrichs zum Könige von Pohlen so eifrig betrieben, um sich dessen zu entledigen, weil es ihm weder billig noch so leicht schien, ihn dieser Gewalt auf eine andere Art zu berauben, die er ihm anfänglich aus eigener Bewegung übertragen, und in welcher er sich durch seine Tapferkeit und seine glänzenden Siege fort behauptet hatte. Der König weigerte sich, den angeführten Gründen

Jahr 1573.

1573. Jahr zu Folge, ihm den Titel und die Gewalt eines General-Statthalters zu verleihen: die Königinn-Mutter suchte ihn aber mit der Hoffnung einzuwiegen, ihm wie seinem Bruder ein Königreich zu verschaffen. Sie schlug ihm die Königinn Elisabeth von England zur Gemahlinn, oder die Souverainität der Niederlande vor, welche die Spanische Herrschaft verabscheueten. Über das Eine wie über das Andere hatte man schon Unterhandlungen angefangen, aber mehr in der Absicht, ihn mit Hoffnungen zu nähren, und einem Bruche zwischen dem Könige und seinem Bruder vorzubeugen, als man einen glücklichen Erfolg voraus sah. Der ungeduldige und stürmische Charakter des Sohnes ließ der Politik der Mutter keine Wirkungszeit: denn sobald die Mißvergnügten und die Hugonotten bemerkten, daß der Herzog von Alençon über die abschlägige Antwort außerordentlich aufgebracht, und geneigt sey, eine Veränderung zu bewirken, so übertrugen sie ihm einstimmig die Oberhauptsstelle ihrer Partey, und stellten ihm vor, daß er dadurch eine viel größere und ausgedehntere Gewalt erwerben würde, als jene sey, die ihm der König, sein Bruder, auf eine so schimpfliche Art verweigert habe. Diesem Entschlusse stimmte der König von Navarra bey, welcher nur zu sehr geneigt war, jede schickliche Gelegenheit anzufassen: er wünschte sowohl sein eigenes Glück zu befördern, als sich von den Fesseln der Unterwürfigkeit, oder vielmehr aus der Gefangenschaft zu befreyen, in welcher ihn die Königinn-Mutter und der König hielten. Über dieß war er über die Königinn seine Gemahlinn mißvergnügt, mit welcher er in Uneinigkeit lebte; er hoffte, in der entstehenden Wirre der Veränderung sich der ganzen Bürde zu entledigen, und sich, wo nicht irgend einen Weg zu seiner Größe, wenigstens doch zu seiner Freyheit zu öffnen. Der Prinz von Condé both gleichfalls seine Hand, weil er sicher glaubte, die höchste

Gewalt bey der Partey der Hugonotten zu erhalten, wenn sie durch irgend einen Weg ihr Haupt wieder empor richten würde, da das Andenken seines Vaters ihn allen Katholischen verhaßt machte. Vor allen gaben die Marschälle von Cossé, Montmorency und Damville, die Häupter der Mißvergnügten, diesem Entschlusse ihren Beyfall: sie sahen voraus, daß sie als Schiedsrichter und Rathgeber des Herzogs von Alençon, welcher zur Herrschaft unfähig sey, alle jene Gewalt an sich ziehen würden, welche der Admiral bey der Minderjährigkeit der Prinzen von Bourbon besessen hatte. Nach vielen Berathschlagungen wurde endlich folgender Plan verabredet: der Herzog von Alençon sollte insgeheim und plötzlich den Hof verlassen, ihm einige Escadrons hugonottischer Cavallerie zur Sicherheit seiner Flucht entgegen gehen, und die Marschälle von Montmorency und von Cossé ihn als Rathgeber und Leiter seiner Handlungen begleiten, der König von Navarra und der Prinz von Condé ebenfalls insgeheim den Hof verlassen, und den nähmlichen Weg einschlagen; der Marschall von Damville einige Tage zuvor sich nach seiner Statthalterschaft von Languedoc begeben, sich der festesten Plätze versichern, so viel Adel als möglich zusammenbringen, und in Guienne und den umliegenden Provinzen das Nähmliche mittelst seines Neffen, des Grafen von Türenne, und des Herzogs von Ventadour, seines Schwagers, versuchen, damit die Prinzen, sobald sie den Hof verlassen, eine hinlängliche Macht zu ihrer Unterstützung, und einen sichern Zufluchtsort fänden. Diesem ernsthaften Plane fügten noch die Lieblinge des Herzogs von Alençon Kinderspiele bey, und schlugen vor, den Tod des Königs, welcher schon mit einem Fuße im Grabe stand, durch Zauberey und magische Künste zu beschleunigen, und dem Herzog von Alençon die Krone aufzusetzen, da der König von Pohlen weit entfernt Jahr 1573.

Jahr 1573. sey. Mit so verschiedenen Entwürfen und Gesinnungen rüstete man sich zum Kriege.

Der Marschall von Damville begab sich mit der Erlaubniß des Königs unter dem Vorwande nach Languedoc, um seine Statthalterschaft zu besichtigen. Er suchte sehr behuthsam die Gemüther des Adels und der Gouverneurs der Festungen zu erforschen: als ein Mann von großer Klugheit und Vorsichtigkeit befürchtete er, man möchte sein Vorhaben entdecken, und schickte seinen Secretär Chartier an den König und die Königinn-Mutter ab, um denselben vorzustellen: er stehe mit den Hugonotten von Nismes, Montpellier und anderen Örtern in Unterhandlungen, um sie zum Gehorsame gegen den König zurückzubringen; er bitte also, ihm einige vertraute Männer zu Unterhändlern zu schicken, da er Hoffnung habe, daß die Hugonotten mit ehrenvollen Bedingnissen sich gänzlich unterwerfen würden. Der König ließ sich durch diese Lockspeise verführen, und sendete eilends den Herrn von Saint-Sülpice, und den Secretär Villeroi ab, um mit Damville den Vergleich mit den Hugonotten gemeinschaftlich zu unterhandeln. Dieser Kunstgriff verschaffte ihm Gelegenheit, mit den Hugonotten Unterhandlungen zu pflegen, ohne dem Hofe verdächtig zu werden. Sobald er die Nachricht von der Ankunft der Abgeordneten des Königs zu Avignon erhielt, so ließ er ihnen durch Chartier bedeuten, noch einige Zeit in dieser Gegend zu verweilen, weil seine Unterhandlungen noch nicht zur Reife gediehen seyen, und ihre Erscheinung so lange zu verschieben, bis er festen Fuß gefaßt haben würde. So hielt er die Abgeordneten hin, unterhandelte von allen Seiten, und bahnte sich nach und nach den Weg zur unumschränkten Herrschaft von Languedoc. Das Nähmliche that der Vicomte von Türenne und der Herzog von Ventadour in den umliegenden Provinzen.

Während die andern Theilnehmer nicht mit gleicher Vor- Jahr
sicht wie Damville zu Werke gingen, und der Bund sich im- 1573.
mer weiter ausbreitete, um die Hugonotten aller Provinzen desselben theilhaftig zu machen; indeß Coconas und La Mole den Tod des Königs herbeyzuzaubern, und den Thron durch magische Künste zu erobern suchten, erregte der in seinen Entschlüssen wankelmüthige und für eine so große Unternehmung unfähige Herzog von Alençon durch sein unvorsichtiges Betragen den Verdacht der Königinn-Mutter. Während sie mit ihrer gewöhnlichen Scharfsichtigkeit diese Intriguen und den Grund derselben zu erforschen suchte, machten die Hugonotten durch ihre Ungeduld, hervorzubrechen, das ganze Unternehmen kund. Da der Herzog von Alençon den Hugonotten seine Absicht bekannt gemacht hatte, mit dem König von Navarra und dem Prinzen von Condé den Hof zu verlassen, sich in eine Stadt oder Festung ihrer Partey zurückzuziehen, und sich dort als Beschützer der reformirten Religion und der Mißvergnügten zu erklären, so erschienen sie, ohne einen verabredeten Entschluß oder sicherer Nachrichten abzuwarten, während dem Carneval mit zwey hundert Mann Cavallerie unter der Anführung des Herrn von Guitry unvermuthet in der Gegend von Saint-Germain, wo sich damahls der Hof aufhielt, um die Flucht der Prinzen zu begünstigen, und zu sichern. Der Herzog von Alençon und seine Rathgeber geriethen über die davon erhaltene Nachricht in große Verwirrung und Verlegenheit, und machten nicht die geringste Bewegung: entweder war ihr Entschluß noch nicht ganz reif, oder sie hielten die Anzahl der Hugonotten nicht für stark genug, ihren Endzweck zu erreichen. Der König und die Königinn-Mutter, welche nun über den geschöpften Verdacht eine vollkommene Aufklärung erhalten hatten, zogen sich in der größten Geschwindigkeit nach Paris zurück, und ließen den Herzog von Alençon,

Jahr 1573. den König von Navarra mit allen ihren Rathgebern und Anhängern, so wie die Marschälle von Cossé und Montmorency und viele andere Theilhaber gefangen setzen. Der Prinz von Condé und der Herr von Thoré retteten sich allein durch die Flucht. Anfänglich begaben sie sich in die Pikardie auf die Güter des Prinzen, und von da eilends nach Deutschland in die freyen, ihrer Partey zugethanen, Reichsstädte. Der Herzog von Alençon, und der König von Navarra, welche entweder auf die brüderliche und mütterliche Zärtlichkeit, und auf die Blutsverwandtschaft rechneten, oder, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, die Schuld von sich auf den schwächeren Theil zu wälzen suchten, gestanden freywillig, daß sie seyen ersucht worden, um sich an die Spitze der Hugonotten und Mißvergnügten zu stellen: sie hätten zwar diesen Vorschlägen einige Mahl Gehör gegeben, aber mehr in der Absicht, um ihre Geheimnisse zu ergründen, als denselben beyzutreten, und nur so lange gewartet, das ganze Unternehmen dem Könige zu offenbaren, bis sie von der ganzen Sache hinlänglich unterrichtet wären; der Herzog von Alençon habe während dieser Zeit der Königinn-Mutter einen obschon dunkeln Wink davon gegeben, welches man als einen Beweis von ihrer Aufrichtigkeit ansehen könnte. Nach diesem Bekenntnisse, welches viele besondere Umstände enthielt, wurden die Mitschuldigen von geringerem Stande verhört, und gefoltert. La Mole, bey welchem man einige wächserne, dem Könige ähnliche, mit Zauberzeichen und andern magischen Charakteren umhangene Bildnisse gefunden hatte, und der wegen verschiedenen anderen Verbrechen angeklagte Graf Coconas, wurden sammt vielen anderen zum Tode verdammt, und die Marschälle von Montmorency und Cossé unter lautem Jubel der Pariser in die Bastile geführt. Die Prinzen waren mit einer öffentlichen Erklärung quitt: es sey nie ihre Absicht gewesen, sich dem Gehorsame des Kö-

nigs zu entziehen, denselben auf irgend eine Art zu beleidi- Jahr
gen, noch weniger sich zu Häuptern und Beschützern der Em- 1573.
pörer aufzuwerfen; dieses Vorhaben sey ihnen von bösen und unruhigen Menschen angedichtet, und ausgebreitet worden, um das Volk durch diese Vorspiegelung zum Aufruhr zu reitzen; ein Unternehmen, welches sie auf's höchste verabscheueten. Sie bäthen also, solche Übelgesinnte gehörig zu bestrafen, und auf diese Art dem Brande die Nahrung zu entziehen, welchen sie anzufachen sich bemühet hätten. Nach dieser Erklärung wurden sie in ihren vorigen Zustand nicht zurückgesetzt, sondern eines Theils wie Blutsverwandte behandelt, und andern Theils wie Staatsgefangene auf's schärfste bewacht. Diejenigen, welche alle Handlungen der Prinzen übel auslegten, sagten, die Absicht des Herzogs von Alençon sey keine andere, als sich nach dem Tode des Königs, seines Bruders, die Krone aufzusetzen, welcher sehr nahe sey; daß dieß der Rath der Marschälle und seiner übrigen Vertrauten gewesen. Die Königinn-Mutter, welche den König von Pohlen auf's zärtlichste liebte, und unter dessen Regierung sie sich die unumschränkteste Herrschaft versprach, mahlte dem König das Verbre..n der Prinzen mit schwärzeren Farben über die Gränzen der Wahrheit, und zwang den König, die Prinzen und die Marschälle gefangen zu setzen, damit sie dem Könige von Pohlen, als dem rechtmäßigen Nachfolger, die Krone versicherte, dessen Herrschaft Alle verabscheueten, welche entweder Feinde des Hauses Guise, oder Anhänger der Hugenotten waren.

Diese Begebenheiten (sie mögen nun eine Ursache zum 4.
Grunde haben, welche sie wollen) trugen sich in dem Anfange des Jahres Tausend fünf hundert und vier und siebenzig zu, welches bestimmt war, die Auftritte von Elend und Unglück in Frankreich von neuem zu eröffnen.

Fünftes Kapitel.

Aufruhr der Hugonotten in allen Provinzen. La Noue bemeistert sich der Städte Lusignan, Fontenai und Melle. Montgommery macht eine Landung in der Normandie, und nimmt Domfront, Carentan, Saint-Lo und Valogne ein. Der kranke König übergibt der Königinn-Mutter die Regierung. Damvilles Kunstgriffe. Matignon marschirt mit einem Heere gegen den Montgommery, nimmt Domfront und Saint-Lo ein. Carl stirbt.

Jahr 1574. In den letzten Tagen des März und im ganzen April durchbrachen die Hugonotten, welche durch die Verschwörung überall die Fahne des Aufruhrs gleichsam schon aufgesteckt hatten, und voll Mißtrauen über die Entdeckung derselben waren, die Fesseln der Unterwürfigkeit, und suchten sich von allen Seiten der Städte, Festungen und Schlösser zu bemächtigen, gleichsam als wenn die Verschwörung von Saint-Germain nach ihren Wünschen ausgefallen sey. Sie stürzten in allen Provinzen mit einer um so größeren Kühnheit und Sicherheit zu den Waffen, als sie durch die Furcht nicht mehr zurückgehalten wurden, welche Allen die Thätigkeit und Tapferkeit des Königs von Pohlen, ihres entschlossensten und gefährlichsten Feindes, eingeflößt hatte. Die erste Bewegung machte La Noue, welcher mit der größesten Geschwindigkeit in Poitou ein Corps versammelte, und sich der Städte Lusignan, Fontenai und Melle bemeisterte. Durch die Hülfe der von La Rochelle brachte er die ganze Provinz

zum Aufruhr, und gab dadurch deutlich zu erkennen, daß Jahr 1574.
ihn nicht die Liebe zum Frieden, oder um sein dem Könige gegebenes Versprechen zu erfüllen, bewogen hatte, die von La Rochelle während der Belagerung zu erwarten, sondern der Schmerz über die von den Predigern ihm zugefügte Unbild, und die Furcht, daß die Bürger das Obercommando dem Grafen von Montgommery übertragen möchten. Dieser Aufruhr war gleichsam das Kriegssignal für die Hugonotten in Dauphiné, in der Provence, in Gascogne, und in Languedoc. Jeder Hauptmann oder Edelmann der Hugonotten suchte sich irgend eines festen Platzes zu bemeistern, aus welchem sie Streifzüge in das umliegende Land thaten, die Wege unsicher machten, das Volk brandschatzten, die reichen Häuser plünderten, und ganz Frankreich in die schrecklichste Verwirrung stürzten.

Ein viel gefährlicheres Feuer hatte sich an den Küsten der Normandie entzündet. Der Graf von Montgommery, welchen die königliche Flotte verhindert hatte, La Rochelle zu Hülfe zu kommen, kehrte nach England zurück, nahm Verstärkung ein, und machte hernach eine Landung in der Gegend der Normandie, welche man den Cotentin nennt, und an Bretagne gränzt. Die Hugonotten und die Mißvergnügten sammelten sich sogleich in Menge unter seiner Fahne: er nahm in wenigen Tagen Domfront, Carentan, Saint-Lo, und Valogne hinweg. Von allen Seiten eilten aufrühreriſche Menschen, die ihn als einen großen Feldherrn betrachteten, herbey, um sein Heer zu verstärken. Obschon die Königinn Elisabeth von England sich stellte, als wenn sie den Grafen im geringsten nicht unterstützte, so fing man doch an, zu befürchten, sie möchte diese Gelegenheit ergreifen, um das zweyte Mahl einen Fuß in diese ihr wohlgelegene Provinz zu setzen, welche die Könige von England, ihre Vorfahren, so lange besessen hatten.

Jahr 1574. Der von Natur jähzornige und hitzige König brach bey den Nachrichten so vieler Unruhen und Empörungen in eine so fürchterliche Wuth aus, daß sich seine Krankheit dadurch außerordentlich verschlimmerte. Seine Unentschlüssigkeit verschafte den Aufrührern Zeit, ihre Macht zu vergrößern. Als er bemerkte, daß seine Krankheit unheilbar sey, so entschloß er sich, die ganze Regierung seiner Mutter zu übertragen: jeden Augenblick drang er in dieselbe, zu strengen Maßregeln vorzuschreiten. Dieß war aber in den jetzigen Zeitumständen fast unmöglich, weil man das Commando der Heere nur Männern von reifem Verstande und lange erprobter Treue anvertrauen konnte, welche aber Alle ihres Alters und Charakters wegen strengen und blutigen Vorkehrungen abgeneigt waren. Die Königinn-Mutter befand sich in einer großen Verlegenheit; sie sah sich gezwungen, nicht nur ihren Tochtermann, sondern ihren eigenen Sohn zu bestrafen. Sie suchte also einen Mittelweg zu finden, um eines Theils den König zu besänftigen, und andern Theils diese Prinzen auf andere Gedanken zu bringen; ein Verfahren, das ganz außer den Gränzen des natürlichen Laufes der Dinge und der Erfahrung lag: denn um die Wirkungen zu heben, ist es erforderlich, die Ursachen derselben zu entfernen; die Nothwendigkeit zwang sie aber, die Wirkungen des Aufstandes der Prinzen aus dem Wege zu räumen, um den Herzog von Alençon und den König von Navarra zu retten, welche doch die vornehmsten Urheber derselben waren.

Die Königinn-Mutter beschloß, drey Heere in verschiedenen Gegenden des Reiches aufzustellen: das erste sollte unter dem Commando des Herzogs von Montpensier nach Poitou gegen La Noue, das andere unter dem Prinzen Dauphin, seinem Sohne, nach Dauphiné und in die benachbarten Provinzen, und das dritte unter der Anführung Jakobs von Matignon, einem Manne von erprobter Treue

und großer Tapferkeit, und Lieutenant des Herzogs von Bouillon in der Normandie, gegen den Grafen von Montgommery zu marschiren. Indeß war man damit beschäftigt, dem Marschall von Damville die Statthalterschaft von Languedoc abzunehmen, und schickte in der größten Eile den Grafen Sciarra Martinengue an den Saint-Sülpice und Villeroi ab, weil man glaubte, daß sie sich noch um ihn befänden. Sie erhielten den Auftrag, ihn entweder aus dem Wege zu schaffen, oder ihm doch wenigstens diese wichtige Statthalterschaft aus den Händen zu winden. Da aber Martinengue diese Abgeordneten noch in Avignon, und ohne hinlängliche Gewalt fand, ihren Auftrag zu vollziehen, so mußte er sich darauf beschränken, ihm entweder alle oder doch einen Theil der Städte dieser Provinz zu entreißen. Man fing an, dieß durch eifrige Unterhandlungen mit dem Cardinale von Armagnac, dem Herzog von Uzes, dem Vicomte von Joyeuse, den Herren von Maugiron, Quelus, Rieux und La Suze zu bewerkstelligen, welche in diesen Gegenden ein großes Ansehen hatten. Der Marschall war aber viel zu scharfsichtig, um sich in einem Netze fangen zu lassen. Er hatte durch seine Freygebigkeit und Staatsklugheit das Volk ganz an sich gefesselt, und allgemein sich die Liebe desselben erworben. Auf die erhaltene Nachricht von der am Hofe entdeckten Verschwörung stellte er sich, als wenn er nicht im Geringsten durch die Gefangensetzung seines Bruders beleidigt sey, oder irgend einen Antheil an dessen Unternehmen habe; er erklärte vielmehr öffentlich, daß er bereit sey, seine Statthalterschaft und seinen Marschallsstab freywillig und so lange niederzulegen, bis der König, von seiner Treue überzeugt, ihn in seine vorige Stelle und Würden wieder einsetzen würde. Indeß war er darauf bedacht, sich der Städte und Festungen zu versichern, und so viel Adel und Soldaten als möglich auf seine Seite zu bringen. Jahr 1574.

Jahr 1574. Durch diese Kunstgriffe setzte er sich in einen guten Vertheidigungsstand, und die Abgeordneten waren gezwungen, sich nach Hofe zurückzubegeben, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Der König wurde über den Marschall so aufgebracht, daß er denselben sogleich seiner Stellen und Würden entsetzen ließ, und dem Prinzen Dauphin befahl, mit seinem Heere in diese Provinz zu marschiren.

Schon war der Herzog von Montpensier mit seiner Armee in Poitou eingedrungen: nach der Einnahme von Talmont fing er an, Fontenai zu belagern. Er gab sich alle Mühe, den La Noue in's Feld zu locken, welcher nun das zweyte Mahl zum Feldherrn der von La Rochelle war erklärt worden, und Soldaten und Edelleute mit der größten Betriebsamkeit zusammen zu bringen suchte. Da sich aber derselbe zu schwach fühlte, das freye Feld behaupten zu können, so beschränkte er sich, so viele Plätze als möglich zu befestigen, sich in die stärksten Festungen einzuschließen, und aus denselben nach Gelegenheit dem Feinde Schaden zuzufügen. In der nähmlichen Zeit war der Herr von Matignon, welcher dem Könige und der Königinn-Mutter, die ihn sehr schätzten, Beweise seiner Treue zu geben, und sich höher zu schwingen suchte, mit dem dritten Heere geraden Weges auf die Festungen losgegangen, welche der nun muthiger und stärker gewordene Graf von Montgommery inne hatte. Das königliche Heer bestand aus fünf tausend Mann Französischer Infanterie, und tausend zwey hundert Mann Cavallerie, an welches sich viele Edelleute und Freywillige anschlossen, die durch die Schreiben und die Befehle des Königs und der Königinn-Mutter, welchen der glückliche Erfolg dieser Unternehmung nicht wenig am Herzen lag, dazu waren aufgemuntert worden, und ohne Sold dienten. Das Heer führte vierzehn Kanonen mit sich, die man aus dem Schlosse von Caen und den benachbarten Festungen mit dem dazu

gehörigen Vorrathe von Munition gezogen hatte. Johann von Hemery, Herr von Villers, vertrat die Stelle eines Marschalls de Camp, ein Mann von Tapferkeit, einem von Verstellung und Betrügerey, welche damahls im ganzen Reiche herrschten, gleich weit entfernten Charakter, welcher in gutem Einverständnisse mit seinem Generale, einem Manne von gleichmäßiger Rechtschaffenheit und unbestechlicher Treue, lebte. Er machte Miene, als wenn er Valogne, einen zwar schwächern, aber eine reichere Beute darbiethenden Ort, angreifen wollte, marschirte beym Untergange der Sonne mit der größten Geschwindigkeit die ganze Nacht hindurch nach Saint-Lo, wohin sich der Graf von Montgommery mit seinem Tochtermanne und Sohne geworfen hatte. Saint-Lo ist eine kleine, aber sehr feste, in der untern Normandie am Meere liegende, und von dem Flusse Vire bespühlte Stadt, welche nicht weit von derselben in den Ocean fällt, und durch die Meeresfluth bis an die Thore der Stadt schiffbar ist, und den Schiffen einen sichern Hafen und Zufluchtsort vor den auf diesen Küsten herrschenden Stürmen darbiethet. Hier lagen die Schiffe und Fahrzeuge, welche Montgommery aus den Häfen von England geführt hatte, unter Anker und segelfertig, um bey jedem Vorfalle sogleich den Hafen verlassen zu können. Villers erschien ganz unvermuthet mit der Avantgarde des Heeres beym Anbruche des Tages, und schickte den Herrn von Saint-Colombe mit seinem Regimente, welches ungefähr aus tausend und zwey hundert Mann Französischer Infanterie bestand, ab, um das Ufer des Flusses etwas unter dem Orte, wo die Schiffe unter Anker lagen, zu besetzen, und denselben den Ausgang aus dem Hafen zu verwehren. Saint-Colombe führte seinen Auftrag mit einer den Umständen entsprechenden Thätigkeit aus, faßte an der Mündung des Flusses Posto, und fing zu gleicher Zeit an, sich zu verschanzen, und die Kanonen

Jahr 1574.

Jahr 1574. aufzupflanzen. Auf diese Art war Montgommeri's Schiffen der Ausgang versperrt, welcher nun nicht mehr hoffen konnte, mit seiner Flotte das Meer wegen der Überlegenheit der Feinde zu gewinnen. Als Villers diesen Posten besetzt sah, auf welchem der glückliche Ausgang der ganzen Unternehmung beruhete, so lagerte er sich mit der leichten Cavallerie und dem Regimente von Lavardin an dem Fuße einer Anhöhe gerade dem Thore gegenüber, welches nach dem Meere sieht, und begann ein Scharmützel mit den Feinden, welche einen Ausfall aus der Festung gethan hatten, um die Stärke und Anzahl der Königlichen zu rekognosciren. Während diesem Gefechte kam Matignon mit dem übrigen Theile des Heeres auf der anderen Seite herbey, und besetzte so schnell die Landseite, daß in weniger als drey Stunden die Stadt von allen Seiten eingeschlossen war. Indeß wurden diejenigen, welche einen Ausfall gethan, von den herbey gekommenen Eskadrons von Malicorne und Meilleraye in kurzer Zeit in die Festung zurück getrieben. Der Verlust war auf beyden Seiten groß, denn es blieben mehr als sechszig Royalisten, und ungefähr achtzig Hugonotten auf dem Platze.

Das katholische Heer lagerte sich in zwey abgetheilten Quartieren, welche alle Zugänge von der Meeres- und Landseite eingeschlossen hielten. Die Laufgräben wurden mit der größten Geschwindigkeit eröffnet, und Batterien errichtet; man glaubte die Stadt könnte nur wenige Tage Widerstand leisten. Montgommery, welcher die Überlegenheit der Feinde fürchtete, war vorzüglich darauf bedacht, sich durch die Flucht zu retten. Er ließ die ganze folgende Nacht von verschiedenen Seiten falsche Angriffe machen, um die Aufmerksamkeit des katholischen Lagers zu theilen, und forcirte endlich eine Feldwache von dem Regimente des von Lüce mit einigen wenigen Soldaten, welche einen Posten

auf der Landseite besetzt hielt. Da er des Landes kundig war, so entwischte er unbekannt unter Begünstigung der Nacht, und flüchtete sich in die benachbarten Haiden, welche durch die Ebbe und Fluth des Meeres gleichsam Moräste bilden, ging auf einigen zum Glücke gefundenen Fischernachen über einen Arm des Meeres, und begab sich nach Domfront. Er hatte seinen Sohn und Tochtermann zu Saint-Lo in der sichern Hoffnung zurück gelassen, denselben in wenigen Tagen zu Hülfe zu kommen. Die Katholischen entdeckten nicht eher seine Flucht, als bis er mit einer Verstärkung von Cavallerie und vieler Edelleute seines Anhanges Streifzüge auf dem platten Lande unternahm, die Landstraßen unsicher und Miene machte, als wenn er den Belagerten zu Hülfe kommen wolle. Die katholischen Feldherren waren nun versichert, daß Montgommery das Netz durchbrochen, und hielten einen Kriegsrath, in welchem aber die Meinungen getheilt waren. Fervaques und Rubempré, so wie viele Andere, riethen, die Belagerung fortzusetzen, da sich Saint-Lo nur noch einige Tage behaupten könnte, um den Feinden allen Rückzug, so wie die Hoffnung abzuschneiden, sich über das Meer flüchten zu können. Villers und Saint-Colombe waren im Gegentheile der Meinung, mit der größten Schnelligkeit auf den Grafen von Montgommery los zu gehen, ohne doch die Belagerung gänzlich aufzuheben, damit die Macht des Feindes getheilt würde. Sie glaubten, daß durch die Unterdrückung des Anführers dem Kriege auf ein Mahl ein Ende gemacht würde. Matignon trat dieser Meinung bey, ließ den Fervaques und Malicorne bey Saint-Lo zurück, und marschirte mit Villers und Saint-Colombe, zwey Regimentern Infanterie, sechs hundert Mann Cavallerie und vier Feldstücken so schnell nach Domfront, daß sie jeder Nachricht zuvor kamen, welche die Hugonotten von ihrer Ankunft hätten erhalten können. Obschon die Mauern

Jahr 1574.

Jahr der Stadt sehr schwach waren, so setzte doch Montgommery
1574. auf den Fluß Mayenne, welcher sie von einer Seite umfließt, und auf das auf einer Anhöhe liegende Schloß, das dieselbe auf der andern Seite vertheidigt, ein solches Vertrauen, daß er sich bis aufs Äußerste zu vertheidigen entschloß. Durch die in der folgenden Nacht aufgeworfenen Batterien war kaum am Morgen eine Bresche von vierzig Schuhen in die Mauer gemacht, als Villers durch den Fluß an der Spitze der Infanterie mit dem halben Leibe im Wasser ging, und die Stadt so tapfer bestürmte, daß die erschrockenen Feinde, ohne einigen Widerstand zu thun, sich in das Schloß zurück zogen, und den Katholischen die Stadt überließen, welche sie in ihrer Wuth fast gänzlich zerstörten.

Die Eroberung des Schlosses war mit größeren Schwierigkeiten verbunden, da es auf einem lebendigen Felsen, wo die Sappeurs nichts arbeiten konnten, und über die Ebene so erhaben lag, daß die Katholischen in einer gewissen Entfernung mit großen Schwierigkeiten Batterien errichten mußten. So geschwind und muthig die Katholischen dieß ausführten, eben so blutig und hitzig waren auch die Ausfälle der Hugonotten, welche aber endlich aufhörten, als die Katholischen ihre Batterie zu Stande gebracht hatten. Auf die geschossene Bresche erfolgte ein heftiger Sturm, bey welchem auf katholischer Seite Saint-Colombe, viele Volontairs, und ungefähr zwey hundert der tapfersten Soldaten blieben. Der Verlust der Hugonotten an Edelleuten und Soldaten war so stark, daß sie sich nicht länger behaupten konnten: sie ergaben sich also noch den nähmlichen Abend auf Gnade und Ungnade, ohne einen neuen und viel heftigern Sturm abzuwarten, zu welchem sich die Katholischen auf den folgenden Tag bereit machten. Als Matignon in das Schloß eingezogen war, so ließ er alle Soldaten entwaffnen, und verabschieden, behielt einige Edelleute als Gefangene, und schickte den Gra-

fen von Montgommery mit einer starken Wache nach Hof. Jahr 1574. Er wurde durch das Pariser Parlament als ein Rebelle zum Tode verdammt, und auf dem Greveplatze enthauptet. Der König und die Königinn-Mutter waren nicht wenig erfreut, nicht nur allein einen so fürchterlichen Feind, welcher mit den auswärtigen Fürsten beständige Einverständnisse unterhielt, aus dem Wege geschafft, sondern auch den Tod Heinrichs II. an ihm gerochen zu haben. Obschon Montgommery nur zufälliger Weise daran schuld war, so hielt man doch denselben für den Urheber alles nachher erfolgten Unglücks von Frankreich.

Nach der Einnahme von Domfront kehrte Matignon nach Saint-Lo zurück, und setzte dieser Stadt viel heftiger zu. Den siebenten Tag lief Villers mit dem Kerne der Infanterie Sturm, und bemächtigte sich, aber mit vielem Blutvergießen, der Mauer und eines Thurmes, welcher den Eingang des Thores vertheidigte. Beym Anbruche des folgenden Tages wurde der Sturm erneuert, und das Heer zog siegreich in die Stadt ein. Der Tochtermann des Grafen von Montgommery, und La Colombierre, ein durch seine Tapferkeit sowohl als seine Geburt berühmter Officier, blieben auf dem Platze, und der Hauptmann Lorges, ein Sohn des Grafen, wurde gefangen genommen, welcher zu keiner geringeren Strafe, als sein Vater, bestimmt war: er bestach aber die Wache, und rettete sich nachher durch die Flucht. Carentan und Valogne ergaben sich, ohne eine Belagerung abzuwarten. So wurde das gefährliche Kriegsfeuer in einer der wichtigsten Provinzen gelöscht.

Das Leben des Königs näherte sich zu dieser Zeit seiner Auflösung. Er hatte einige Monathe lang Blut gespieen, und durch ein schleichendes und anhaltendes Fieber alle Kräfte verloren. Da er die Annäherung des Todes fühlte, so ließ er alle Großen und Kronbedienten, die sich am Hofe befan-

Jahr den, zu sich rufen, und erklärte seinen Bruder Heinrich,
1574. den König von Pohlen, zu seinem rechtmäßigen Nachfolger, und bis zu dessen Ankunft die Königinn, seine Mutter, zur Regentinn des Reiches; Er band dem Herzoge von Alençon und dem Könige von Navarra es auf ihre Seele, derselben Gehorsam zu leisten, und befahl allen Übrigen, unter Strafe der Rebellion, ihr bis zur Ankunft des rechtmäßigen Königs getreu zu dienen. Diesem zu Folge erließen die Staatssekretäre und Biraga, welcher nach L'Hopitals Tode zum Kanzler war ernannt worden, offene Schreiben, welche vom Parlamente registrirt wurden. Der König empfahl dem Staatsrathe die Ruhe des Reichs, und seiner Mutter sein Töchterlein, welches er mit seiner Gemahlinn gezeugt hatte, und Carl'n, sein natürliches Söhnlein, nahm unter erbaulichen und ernsthaften Reden von allen Gegenwärtigen Abschied, hielt immer die Hand seiner Mutter mit der seinigen fest, und starb den dreyßigsten May in einem Alter von nicht gar fünf und zwanzig Jahren. Er hinterließ sein Reich nach so vielen Kriegen und Revolutionen in einer eben so gefährlichen Lage und Verwirrung, als er dasselbe gefunden hatte, da er als ein Kind den Thron bestieg.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Zustand der Regierung und des Reiches. Regentschaft der Königinn-Mutter. Unterhandlungen. Versammlung der Hugonotten zu Milhaud. Der Prinz von Condé wird zum Haupte derselben erklärt. Ankunft Heinrichs III. Geheimer Regierungsplan desselben. Langsam und schwach fortgesetzter Krieg gegen die Hugonotten. Heinrichs Vermählung und Krönung. Fruchtlose Friedensunterhandlungen.

Carl IX. starb zu einer Zeit, als die zur Herstellung der Ruhe des Reichs gemachten Vorkehrungen im stärksten Gange waren, und hinterließ alle Provinzen desselben in der größten Unordnung und Verwirrung. Die Grundpfeiler der Monarchie waren untergraben, erschüttert, und droheten den Zusammensturz. Der rechtmäßige Erbe der Krone, welcher in einem so kritischen Zeitpuncte durch seine Gegenwart dem ungewissen und schweren Gang der Regierung eine ordentliche Richtung hätte geben können, befand sich in einem fremden Lande weit von den Seinigen entfernt. Die Werkzeuge der Regierung waren auch gänzlich verderbt, oder sehr geschwächt, und überhaupt Alles, was die Reiche zu erhalten pflegt, zum Umsturze bereit. Der Herzog von Alençon, Jahr 1574.

Jahr 1574. und der König von Navarra, die ersten Prinzen von Geblüte, und ihrer Geburt nach die Präsidenten des königlichen Staatsrathes, waren des schwersten Verbrechens schuldig, und wurden wie Gefangene bewacht. Der obwohl noch junge Prinz von Condé, welcher durch den Nahmen seiner Vorältern einen großen Ruf genoß, war nicht nur allein abwesend, und von dem Hofe entflohen, sondern hatte noch überdieß seine Zuflucht zu den protestantischen Fürsten Deutschlands genommen, und rüstete sich, das Reich mit neuen Heeren von Fremdlingen zu überschwemmen. In allen Provinzen wehete die Fahne des Aufruhrs der Hugonotten, welche sich ohne Scheu und durch jedes Mittel der vornehmsten Städte und Festungen zu bemeistern suchten. Viele Großen waren entweder heimliche oder offenbare Feinde der Regierung. Die meisten derselben, welche eine größere Erfahrung, ein höheres Ansehen bey dem Volke, und einen entschiedenen Kriegsruhm besaßen, kantonnirten schon, so zu sagen, in den Provinzen und ihren Statthalterschaften. Der königliche Schatz war erschöpft, der Adel verarmt, der Kriegsstand zernichtet, und das Volk in's Elend gestürzt. Die Glaubensstreitigkeiten und die Feindschaften der Großen brannten lichter als jemahls. In dieser kritischen Lage hielt nur die Königinn-Mutter durch die Größe ihrer Seele und ihre Klugheit den endlichen Umsturz zurück, welchen so Viele zu bewerkstelligen suchten. Eine lange Erfahrung hatte sie gelehrt, den härtesten Schlägen des Schicksals zu widerstehen. Nach dem Tode des Königs nahm sie sogleich von der Regentschaft Besitz, und war darauf bedacht, auf die bestmöglichste Art der drohenden Gefahr zu steuern. Das Übel war aber zu stark, als daß es in kurzer Zeit und bey der Abwesenheit des Königs durch leichte Heilmittel hätte können gehoben werden. Die Königinn-Mutter, welche schon aus vieljähriger Erfahrung die Quelle und die Natur

desselben kannte, setzte auf ihre eigene Kräfte kein solches Vertrauen mehr, und glaubte in der gegenwärtigen Lage der Sachen genug zu thun, wenn sie verhinderte, daß sich der Zustand des Reiches verschlimmerte, und der Ausbruch der Unruhen bis zur Ankunft des Königs hingehalten würde, welcher alsdann nach reifer Überlegung jene Vorkehrungen treffen könnte, die er für die heilsamsten hielte. Sie verfuhr hierin wie die Ärzte bey der Heilung der gefährlichsten und schwersten Krankheiten, welche, wenn sie während den Hundstagen oder im strengsten Winter einen mit bösen und verdorbenen Säften angefüllten Körper zu behandeln haben, eine bessere Jahreszeit abwarten, und indeß durch lindernde Mittel dem Ausbruche des Übels vorzubeugen suchen. Was sie noch mehr dazu bewog, diesen Weg einzuschlagen, war ihre Ungewißheit in Rücksicht der Gesinnungen des Königs. Obschon derselbe während der Regierung seines Bruders die Partey der Hugonotten mit den Waffen in der Hand auf's heftigste verfolgt hatte, so konnte man doch nicht wissen, ob er zum Kriege oder zum Frieden geneigt sey. Sie glaubte also, es dem Könige lediglich überlassen zu müssen, welchen Entschluß er ergreifen wolle. Jahr 1574.

Indeß hatte die Königinn-Mutter beschlossen, die Verstellungskünste ferner zu brauchen, sich mehr an den Kern als die Schale zu halten, sich vor Allem gegen einen unvermutheten Angriff in Vertheidigungsstand zu setzen, und hernach durch langsame Operationen und verlängerte Hoffnungen die Großen einzuschläfern, und ihre Erwartungen und ihren Ehrgeiz zu täuschen. Ihr Hauptangenmerk ging dahin, die Fremden an einem Einfalle in das Reich zu verhindern. Diesem zu Folge schickte sie in der größten Eile den Kaspar Graf von Schomberg ab, um sechs tausend Schweizer und einige Fahnen deutscher Cavallerie anzuwerben, und gab

Jahr dem Herzoge von Montpensier, welcher auf die Nachricht
1574. von des Königs verzweifelten Gesundheitsumständen nach Hofe gekommen war, den Auftrag, eiligst nach dem in Poitou zurück gelassenen Heere zurück zu kehren, und dasselbe sowohl durch Cavallerie als Infanterie zu verstärken. Gleiche Befehle ertheilte sie dem Prinzen Dauphin, unter dessen Commando ein anderes Heer an den Gränzen von Dauphiné und Languedoc stand. Sie erzeugte dem Herzog von Alençon und dem Könige von Navarra die größten Ehren, ohne sie jedoch von ihrer Wache zu befreyen; sie stellte ihnen vor, daß es ihrer Ehre nachtheilig sey, wenn sie ohne vorhergehende Beweise ihrer Unschuld und ohne Befehl des Königs in Freyheit gesetzt würden, damit es nicht scheine, als wenn die Bande des Bluts auf Mutter und Schwiegermutter mehr vermocht hätten, als Wahrheit und Gerechtigkeit. Übrigens gab sie sich die Miene, als wenn sie Vertrauen auf sie setzte, und berathschlagte sich mit ihnen über die wichtigsten Reichsgeschäfte; sie versprach ihnen, ihre Ansprüche zu unterstützen, und ihre Hoffnungen zu erfüllen. Der von Natur unbeständige Herzog von Alençon ließ sich sehr leicht durch die mütterlichen Liebkosungen und Künste bestricken, und der König von Navarra stellte sich, als wenn er ihren Äußerungen Glauben beymäße, weil er keine schickliche Gelegenheit erblickte, um seine Erhöhung bewerkstelligen zu können.

Nachdem die Königinn-Mutter auf diese Art beyde Prinzen, obwohl nur dem Scheine nach, auf ihre Seite gebracht, sie eingeschläfert, und sich der Regentschaft ohne allen Widerstand versichert hatte, so beschloß sie, gemeinschaftlich mit ihrem Sohne und Tochtermanne an die Parlamente, die Statthalter der Provinzen, und die Kronbedienten zu schreiben: nicht, als wenn die Beystimmung derselben ihren Befehlen das Siegel der Rechtmäßigkeit aufdrückte, oder als ob sie ein großes Vertrauen auf sie setzte, sondern nur um

zu zeigen, daß sie mit diesen Prinzen einstimmig handle, Jahr 1574.
und alle jene der Hoffnung ihres Schutzes zu berauben, welche nur Veränderungen entgegen harreten, und mit der größten Erwartung ihre Augen auf sie richteten. Diese Schreiben enthielten nebst der Nachricht von dem Tode des Königs und der Regentschaft der Königinn-Mutter auch die Bestätigung der vom seligen Könige den Hugonotten ertheilten Friedensedicte, die Gewissensfreyheit, die Ausübung der reformirten Religion, und eine Ermahnung, den Friedensedicten in Ruhe und Eintracht nachzuleben, und den Obrigkeiten zu geborchen; sie band aber auch den letztern ein, eines jeden Rechte zu handhaben, und dahin zu sehen, daß keiner auf irgend eine Art beunruhiget und beschwert werde. Diese Schreiben hatte der Staatsrath von Villeroi, ihr vertrautester Diener, auf die künstlichste Art mit einem großen Wortgepränge und mit Clauseln und den Hugonotten günstigen Verfügungen ausgeschmückt, um dem Brande die Nahrung zu entziehen, und bey so vielen Zwistigkeiten die Hitze der Glaubensstreitigkeiten in den Gemüthern zum Theile zu dämpfen. Auf diese günstigen Erklärungen folgten Handlungen, die nicht weniger anpassend und wirksam waren. Die Königinn-Mutter schickte den Abbé Johann Baptist Guadagni an den Herrn von La Noue ab, um einen Waffenstillstand in Poitou und Saintonge zu erwirken, wo der Herzog von Montpensier, obschon sein Heer täglich Verstärkung erhielt, doch absichtlich geringe Fortschritte machte, da es die Absicht der Regentinn war, die Ursachen zu beseitigen, und die Wirkungen nicht zu beschleunigen. Mit den nähmlichen Aufträgen schickte sie den Saint-Sülpice an den Marschall von Damville, um ihn durch die Hoffnung der Befreyung seines Bruders aus dem Gefängnisse und der Bestätigung in der Statthalterschaft von Languedoc, ebenfalls zu einem Waffenstillstande zu bewegen, welchen sie, auch un-

Jahr 2574. ter den nachtheiligsten Bedingnissen, anzunehmen entschlossen war. Die Unterhandlungen des Abbé Guadagni hatten den erwünschten Erfolg. Den Einwohnern von La Rochelle und ihren Nachbaren, welche schon die Tapferkeit und die Strenge des Königs erfahren hatten, als er in der Eigenschaft eines General-Statthalters, seines Bruders, den Krieg gegen die Hugonotten führte, war aus Furcht ein Waffenstillstand ganz willkommen, welchen sie als die Annäherung zum Frieden betrachteten: derselbe wurde also auf die zwey folgenden Monathe, den July und August, geschlossen, dessen Verlängerung man dem Könige anheimstellte. Die Königinn-Mutter versprach ihnen, zwölf tausend Ducaten zu zahlen, womit sie ihre Besatzungen in den Festungen unterhalten sollten, um das platte Land vor Plünderungen zu schützen. Der Unterhändler Saint-Sülpice war nicht so glücklich. Obschon der Marschall von Damville sich mehr durch seine Verstellungskünste als durch die Gewalt behaupten wollte, so war er doch einem Waffenstillstande nicht abgeneigt; aber Montbrün, einer seiner Anhänger im Delphinate, welcher mehr wie ein Straßenräuber als ein General Krieg führte, wollte in keinen Vergleich einwilligen, welcher ihn zwänge, sein Streifen und Plündern einzustellen. Auf der andern Seite waren die Katholiken in Languedoc, und vorzüglich das Parlament von Toulouse gegen den Marschall von Damville so aufgebracht, daß sie nur sehr ungern zum Waffenstillstande die Hände bothen, ungeachtet die Regentinn darauf drang: nichts desto weniger würde derselbe zu Stande gekommen seyn, wenn nicht Damville, welcher sich zu gleicher Zeit des Besitzes der von ihm abhangenden Städte versichern wollte, sich die königliche Gewalt angemaßt, die Stände der Provinz zusammenberufen, und durch diese Handlungen seinen Worten widersprochen hätte. Er ließ auf der Versammlung derselben Verordnungen erge-

hen, welche mehr das Gepräge eines unabhängigen Fürsten, als eines Statthalters trugen. Das Parlament von Toulouse, welches durch diese Anmaßungen und Vorschritte noch mehr indignirt, und in seiner Gerichtsbarkeit beeinträchtigt wurde, verwarf nicht nur allein den Waffenstillstand, sondern verboth auch allen Katholiken, denselben anzunehmen, und zu erfüllen. Die Königinn ließ sich weder durch die ihr zugefügten Unbilden ihrer Feinde, noch durch den Ungehorsam ihrer Unterthanen von der Ausführung ihres Vorhabens abschrecken: sie achtete wenig des Anscheines, und war um so mehr auf die Erreichung ihres Endzweckes bedacht. Sie setzte also die angefangenen Unterhandlungen mit Damville und seinen Agenten fort, um durch die nähmlichen Kunstgriffe Zeit zu gewinnen, wodurch er seine Gewalt zu befestigen suchte. Jahr 1574.

Während diesen Unterhandlungen brachen die unbeständigen und in ihren Entschlüssen wandelbaren Einwohner von La Rochelle unvermuthet den Waffenstillstand, welchen sie doch kurz vorher geschlossen hatten. Entweder waren sie von den Hugonotten in Languedoc dazu gereitzt worden, oder die zwölf tausend Ducaten zur Unterhaltung ihrer Truppen reichten nicht hin, welche sich von Tage zu Tage zerstreuten, weil sie nicht mehr plündern konnten. Sie griffen wieder zu den Waffen, und verwüsteten auf die grausamste Art die umliegenden Gegenden. Alles dieß schreckte die Königinn nicht zurück, sondern sie ertrug mit der äußersten Geduld und Verstellung alle diese Gewaltsamkeiten, um ihren Zweck zu erreichen. Sie schickte neue Agenten an die von La Rochelle und an den Marschall von Damville ab, um die zerrissenen Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Es schien ihr genug, wenn dieselben auch keinen glücklichen Erfolg hätten, so lange Zeit zu gewinnen, bis sie von der Ankunft des König versichert wäre, ohne daß sich neue Unruhen entspönnen. Die Unter-

Jahr handlungen gingen auf beyden Seiten mit den Operationen
1574. der Heere einen gleichen, aber geflissentlich langsamen Schritt, ohne daß etwas beschlossen wurde, oder die Feldherren wichtige Unternehmungen machten. So hatte die Königinn-Mutter Alles auf den beabsichteten Grad der politischen Stockung gebracht: der Herzog von Montpensier hielt mit dem einen Heere die Macht der Hugonotten in Saintonge im Zaum, und der Prinz Dauphin stemmte sich mit dem Andern den Fortschritten jener von Dauphiné, entgegen. Damville, welcher in seinen Entschlüssen wankelmüthig war, dachte mehr darauf, sich festzusetzen, als neue Eroberungen zu machen; er erwartete, durch die Kunstgriffe und Versprechungen der Regentinn hingehalten, eine schicklichere Zeit, um sich für die Hugonotten förmlich zu erklären.

Der Prinz von Condé, welcher sich in Straßburg, einer deutschen freyen Reichsstadt, aufhielt, hatte schon den Entschluß gefaßt, den Fußstapfen seines Vaters zu folgen, und sich an die Spitze seiner Partey zu stellen. Er pflog mit den protestantischen Fürsten Unterhandlungen, um frische Truppen anzuwerben, und drang durch Schreiben und Botschaften in die Hugonotten, sich zu verbinden, sich mit ihm zu vereinigen, und ihn mit einer hinreichenden Summe Geldes zu unterstützen, damit er ohne Aufschub mit einem starken Heere noch vor der Ankunft des Königs in Burgund einrücken könnte. Diesem zu Folge versammelten sich die Deputirten der hugonottischen Provinzen (man nannte sie die Kirchen der Reformirten) und die Agenten des Marschalls von Damville zu Milhaud, welcher sich mit denselben heimlich verband, obschon er durch seine äußern Handlungen das Gegentheil log, und die Regentinn durch glatte Worte hinhielt. Sie berathschlagten sich sowohl über die Art, das Geld zu erheben, als über die Bedingnisse, unter welchen sie sich dem Comman-

do des Prinzen unterwerfen wollten. Diese Vorgänge waren Jahr 1574.
der Königinn kaum bekannt, als sie sogleich einige taugliche Männer abschickte, deren sie viele durch ihre Politik und ihre Freygebigkeit an sich gefesselt hatte, welche unter dem Vorwande einer Unterhandlung den Samen des Mißtrauens ausstreuen, und Zwietracht erregen sollten, um die Entschlüsse dieser Versammlung aufzuhalten. Die Deputirten waren an sich selbst schon nicht einig: obschon ein jeder derselben einsah, daß sie, ohne einen Prinzen von Geblüte an der Spitze, weder im Reiche noch im Auslande sich Credit und Ansehen verschaffen, und ihre Waffen keinen glücklichen Fortgang machen würden, so waren doch ihre Meinungen in Rücksicht dieses Prinzen getheilt, weil Viele noch ihr Augenmerk auf den Herzog von Alençon richteten; Mehrere den König von Navarra zum Haupte wünschten, und Einige behaupteten, daß das jugendliche Alter und die geringe Erfahrung des Prinzen von Condé ihnen nur Verachtung zuziehen, und alles Ansehen benehmen werde. Diese Unentschlüssigkeit wurde durch Damville's zweydeutiges Betragen noch vermehrt. Obschon derselbe nur seine eigene Sicherheit und die Behauptung seiner Statthalterschaft von Languedoc zur Hauptabsicht hatte, so konnte er sich doch nicht seines Anspruchs auf die Oberhauptsstelle gänzlich entschlagen: er wünschte, daß derjenige, welcher sie erhielte, dieselbe ihm vorzüglich zu verdanken hätte. Auch La Noue, welcher in dem höchsten Ansehen bey den Bürgern von La Rochelle stand, sah mit Unwillen die Wahl eines Oberfeldherrn, der durch den Glanz seiner Geburt und einen großen Ruf seine Gewalt entweder vermindern, oder gänzlich aufheben würde. Weder die Kunstgriffe der Königinn, noch die Uneinstimmigkeit der Vornehmsten konnten verhindern, daß sich die Hugonotten allgemein und freywillig einem Prinzen unterwarfen, dessen Vater sie zu gehorchen gewohnt waren, und dessen Nahme allein das Volk mit Zärtlichkeit für sein Andenken und

Jahr 1674. trauriges Schicksal erfüllte. Die Artikel der Unterwerfung wurden im Nahmen aller Kirchen entworfen, welchen Damville und La Noue aus Nothwendigkeit, aber doch mit verborgenem Unwillen, beystimmten. Nachdem die Hugonotten ihre gewöhnlichen Protestationen erlassen hatten, um ihr Unternehmen zu rechtfertigen, und zu beschönigen, so wurde dem Prinzen von Condé die Herrschaft dieser Partey, die Beschützung der Gewissensfreyheit, und die Führung dieses Krieges übertragen, welchen man für die gemeinsame Sache nothwendig hielt. Diese mit einer erklecklichen Summe Geldes begleiteten Unterwerfungspuncte wurden demselben durch drey Deputirte überschickt, welche die Anwerbung der Deutschen und ihren Marsch beschleunigen, und dem Prinzen über die ganze Lage ihrer Sachen und die allgemeinen Gesinnungen Bericht erstatten sollten.

In der nähmlichen Zeit verbreiteten die Hugonotten, welche alle mögliche Mittel in Bewegung setzten, eine Menge Schriften unter verschiedenen Titeln, satyrischen Inhalts, und mit gehässigen Schilderungen der Regierung und Sitten der Königinn-Mutter angefüllt, deren einige man derselben zubrachte. Der Staatsrath war schon im Begriffe, die schärfsten Edicte gegen die Verfasser und Verleger dieser verläumderischen und aufrühreriſchen Schriften zu erlassen: sie widersetzte sich aber diesen Maßregeln, und behauptete, daß das Verboth derselben nur ein um so gewisseres Mittel ihrer Verbreitung sey, und die Tugenden durch die Verläumdungen der Bösgesinnten nur sichtbarer würden. Sie beharrete auf ihrem Vorsatze, sich um den Anschein nicht zu bekümmern, und erduldete alle diese Unbilden mit der größten Verstellung und Mäßigung: als sie aber sah, daß die Deutschen zu einem Einfalle in das Reich sich rüsteten, so war sie fest entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn ihre Unterhandlungskünste und List nicht fruchten sollten. Sie rei-

sete von Paris in Begleitung des Herzogs von Alençon und des Königs von Navarra, welche ihr freywillig zu folgen schienen, obschon sie noch nicht in Freyheit gesetzt waren, nach Burgund, wo sie die Schweizer und deutschen Reuter musterte, und durch große Geschenke und Liebkosungen die Officiere in ihrer Treue zu befestigen suchte. Sie marschirte nachher mit dem Heere in die aufrührerischen Provinzen, welche die nähmlichen waren, wo man die Ankunft des Königs erwartete, und durch welche die Heere der Protestanten in's Reich dringen sollten. Sie wählte Lyon zu ihrem Aufenthaltsorte, weil sie von dort aus am leichtesten und geschwindesten nach Erforderniß der Umstände operiren konnte. Jahr 1574.

Indeß war dem Könige die Nachricht von dem Tode Carls IX. durch Chemerault hinterbracht worden, welcher die Reise nach Pohlen in dreyzehen Tagen zurücklegte. Obschon der ganze Adel dieses Reiches, welcher Heinrichen wegen seinem Betragen und seiner Tapferkeit sehr hoch schätzte, Alles anstrengte, um ihn zurückzuhalten, so glaubte er doch nicht, sein Erbreich dem Wahlreich von Pohlen nachsetzen zu dürfen: Er reisete also nächtlicher Weile und heimlich in geringer Begleitung ab, begab sich mit der größten Geschwindigkeit nach Österreich, und nahm durch Italien den Weg nach Frankreich, dessen gefährliche und weit aussehende Unruhen seine Gegenwart erforderten, um denselben zu steuern. Die Regentinn, seine Mutter, drang beständig durch Schreiben und Abgeordnete auf die Erscheinung ihres Sohnes, damit er ohne Verzug jene Vorkehrungen treffen möchte, welche die Größe des Übels erheischten. Sie hielt nur noch mit großer Mühe den Ausbruch des unter der Asche glimmenden Feuers zurück. Er verweilte sich also nur so lange, als es die Nothwendigkeit und der Anstand erforderte, um die ihm von den italienischen Fürsten, und besonders der Stadt Ve-

Jahr 1574. nedig erzeigte Ehre zu erwidern, in welcher er mit einer unglaublichen Pracht und Festlichkeit war empfangen worden. Zu Ende Augusts kam er zu Turin an: man erwartete, daß er dort den Plan seiner Unternehmungen entwerfen, und seine Gesinnungen an den Tag legen werde. Der Marschall von Damville begab sich zu ihm mit einem freyen Geleite auf das Wort des Herzogs von Savoyen, wohin auch von Seite der Regentinn Philipp Hüraut, Vicomte von Chiverni, vormahliger Kanzler des Königs, der Graf von Schomberg und die beyden Staatssecretäre, Bernhard Fises und Niklas von Neuville, Herr von Villeroi, kamen, um ihn von der Lage des Reichs und den geheimen Entwürfen der Königinn-Mutter zu unterrichten. Als er diese sowohl als die Entschuldigungen und Ansprüche des Marschalls von Damville angehört und vernommen hatte, so konnte er sich doch, ungeachtet Roger von Bellegarde und Guy von Pibrac, seine vertrauten Räthe, und selbst der Herzog von Savoyen und die Herzoginn Margaretha alles anstrengten, nicht entschließen, den Marschall von Damville günstig zu behandeln; er verbarg im Gegentheile mit der größten Verstellung seine Absichten: er könne nichts ohne den Beyrath seiner Mutter, deren Klugheit und Wachsamkeit er so viel zu verdanken habe, beschließen. Mit solchen zweydeutigen Äußerungen entließ er den Marschall von Damville, und beschleunigte um so mehr seine Reise, als er nicht in die Nothwendigkeit gesetzt seyn wollte, aus Nachgiebigkeit und Rücksichten das zu beschließen, was er nach seinem entworfenen Plane ausführen zu wollen, sich selbst vorbehielt.

In seinem Reiche erwartete ihn so viele Arbeit, daß er auf lange Jahre an keine Unternehmung in Italien denken konnte: er gab also, um den Herzog und die Herzoginn für sich gänzlich zu gewinnen, und sich derselben zur Ausführung seiner Entwürfe zu bedienen, Pignerol, Savigliano und das

Thal von Perosa zurück, welches die Könige, seine Vorfah- Jahr
ren, als ein Pfand der Treue der Herzoge von Savoyen 1574.
zurückbehalten hatten. Er hielt es für überflüßig, solche Plätze außer dem Reiche, welche nur den damahls weit entfernten Hoffnungen zur Nahrung dienten, mit großen Kosten zu erhalten. Nichtsdestoweniger wurde diese übereilte Zurückgabe von vielen getadelt. Ludwig Gonzaga, Herzog von Nevers, Gouverneur dieser Festungen, ein Mann von eben so großer Treue als Klugheit, that sein Möglichstes, um dieselbe zu verhindern. Er legte seine Gründe in einem Memoire dar, und bath, dasselbe in den Reichsarchiven aufzubewahren, damit es ihm zu keinem Nachtheile gereichte. Der König wurde darüber sehr aufgebracht: er verbarg aber seinen Verdruß, und betrachtete jene als eitle und ehrsüchtige Menschen, welche von seinen Geheimnissen mehr wissen wollten, als er selbst. Den 5. September kam er an den Gränzen seines Reiches bey der Brücke von Beauvoisin an, wo ihn der Herzog von Alençon und der König von Navarra erwarteten, welche man noch bis auf diese Stunde als Gefangene, aber doch mit vieler Schonung, bewachte. Der König empfing sie sehr liebreich, setzte sie sogleich in Freyheit, und nahm in ihrer Mitte den Tribut der Verehrung seiner ihm entgegen gekommenen Unterthanen an, um denselben noch größere Beweise seiner Wohlgewogenheit zu geben. Den folgenden Tag hielt er mit der Königinn-Mutter eine Unterredung, welche ihm bis an ein kleines Schloß vor Lyon entgegen gegangen war. Sie zogen mit einander in Lyon ein, und hielten sogleich Berathschlagungen, ob sie mit den Aufrührern Frieden machen, oder sie bekriegen sollten.

Der König erkannte ganz gut sowohl den stürmischen und schwankenden Zustand seines Reiches, als die kritische Lage, in welcher er sich selbst befand. Das ganze Reich war in zwey

Jahr 1574. Parteyen, in die der Katholischen und jene der Hugonotten getrennt, deren jede ihr Oberhaupt hatte. Durch die langen und anhaltenden bürgerlichen Kriege waren nicht nur allein die Städte und Provinzen, sondern auch die Familien selbst in Parteyungen und Feindschaften zerfallen. Der König befand sich alse wie zwischen zwey Strömen: zwischen zwey Parteyen war seine Gewalt vertheilt, welche ihm nichts als den Nahmen eines Königs erließen. Er war in die Nothwendigkeit gesetzt, sich für das Haupt der einen oder der andern Partey zu erklären, an den Streitigkeiten seiner Unterthanen Theil zu nehmen, und selbst das Werkzeug des Elendes und der Verwüstung seines Reiches zu werden, um sich nicht gänzlich verächtlich zu machen, und aller Gewalt entkleiden zu lassen. Obschon man die Hugonotten und Politiker mit dem Nahmen „Aufrührer" belegte, weil sie sich zuerst dem Gehorsame des Königs entzogen hatten, und die Gewalt desselben öffentlich bestritten; obschon die Katholischen die Waffen zur Vertheidigung und Erhaltung der Religion ergriffen, so hatte doch bey den Letzteren das Privatinteresse diese Absicht vergiftet: die Großen suchten nur ihren Ehrgeiz und ihre zum Nachtheile des Königs angemaßte Gewalt und Vergrößerung damit zu bemänteln. Die Herren von Guise, welche unter der Regierung der vorigen Könige die höchste Gewalt besaßen, hatten alle Gelegenheiten gehabt, ihre eigene Macht dadurch zu vergrößern, und zu befestigen, daß sie ihren vertrautesten Freunden die Gouvernements der Festungen und Provinzen übergaben, das Parlament, den Staatsrath, die Finanz- und die Hofstellen mit ihren Kreaturen besetzten, und sich eine Menge eifriger Anhänger durch die denselben erzeigten Wohlthaten erwarben. Alles dieß fand man billig und gerecht, so lange der Parteygeist und der anscheinende Eifer für die Gemüther die Religion beseelte; als man aber bemerkte, daß

die Anhänger der Guisen einen Parteykörper bildeten, so hielt man sie für eine Maschine, welche sie der königlichen Gewalt bey schicklicher Gelegenheit entgegen setzen wollten. Die Hugonotten hatten nicht weniger Gelegenheit gehabt, ihre Macht durch das Prunkwerk der Freyheit und die blendenden Anerbiethungen von Ehren- und Befehlshaberstellen zu befestigen, und die Gemüther der Mißvergnügten und alle aufrühreriſchen Köpfe dadurch an sich zu fesseln, welche sich nachher aus diesen Verbindungen nicht mehr losreißen konnten. Da durch die vielfältigen Friedensedicte diejenigen in ihren Statthalterschaften und Ämtern bestätigt worden, welche sie von den Häuptern der Partey erhalten hatten, so kam es, daß sie in der folgenden Zeit die Provinzen gleichsam bedeckten, die Festungen und die vornehmsten Kronbedienungen im Besitze, und sich mit vielem Adel und Volke im ganzen Reiche verbunden hatten. Die letzten Könige, welche durch ihre schwache und kurze Regierung nur die Macht beyder Parteyen befestigt, hatten alle ihre Gewalt verloren; sie mußten sich also selbst als Parteygänger aufstellen, und sich zu Werkzeugen der Vergrößerung Anderer gebrauchen lassen. An sich selbst waren sie zu jeder wichtigen und entschlossenen Unternehmung unfähig: anstatt zu herrschen, wurden sie beherrscht; anstatt der Wuth der Parteyen Einhalt zu thun, wurden sie selbst mit denselben fortgerissen. Heinrich III., welcher in seiner Brust hohe und große Gedanken nährte, betrachtete diese Herabwürdigung der königlichen Gewalt, welche auf ihn den tiefsten Eindruck machte, mit Aufmerksamkeit. Obschon er auf's möglichste dieselben zu verbergen suchte, so ließ er doch jeden Augenblick jene Worte Ludwigs XI. seufzend entfallen, daß es Zeit sey, die Könige außer den Pagenstand zu setzen: das ist, daß es Zeit sey, sie von der Herrschaft und der Zuchtruthe der Parteyhäupter zu befreyen. Jahr 1574.

Jahr 1574. Schon bey der Regierung seines Bruders hatte Heinrich die Unmacht desselben beweint, und die Kühnheit seiner Unterthanen tief empfunden. Während seiner Reise nach Frankreich stellte er weitere Betrachtungen darüber an, und beschloß bey sich, alles Mögliche anzustrengen, um das herabwürdigende Joch der Parteyen abzuwerfen, und sich zu einem so unumschränkten Könige zu machen, wie es so Viele seiner glorreichen Vorfahren gewesen. So nothwendig auch der Entschluß des rechtmäßigen Thronerben war, selbst herrschen zu wollen, eben so schwer war derselbe auch auszuführen. Die Finanzen waren erschöpft, und die Unterthanen des Gehorsams entwöhnt, deren hartnäckiger Parteygeist die Majestät verächtlich, und ihre Verehrung lächerlich machte. Es fehlte an getreuen Ministern, weil Jedermann in der engsten Verbindung mit einer oder der andern Faction stand: die Sache selbst forderte bey der so großen Macht beyder Parteyen eine eben so große Geschicklichkeit und Wachsamkeit, als Glück und Zeit. Der König, welcher sich seines Vorhabens nicht entschlagen konnte, und in seinem Alter und bey seiner persönlichen Tapferkeit jede große Unternehmung nicht für unmöglich hielt, beschloß, aller dieser großen Hindernisse ungeachtet, zur Ausführung zu schreiten. Nicht allein seine Ehre, sondern auch seine Privatleidenschaften spornten ihn dazu an. Er hatte den stärksten Haß gegen den König von Navarra und den Prinzen von Condé in dem gegen sie geführten Kriege geschöpft, in welchem er, so zu sagen, war erzogen worden, und wünschte nichts mehr, als sie und ihre ganze Partey zu unterdrücken und auszurotten, weil er glaubte, daß sie ihm, als ihrem vormahligen Feinde, nicht aufrichtig dienen würden. Die Liebe, welche er ehemahls für den Herzog von Guise hegte, welcher dem Gerüchte nach mit seiner Schwester, der Königinn von Navarra, gelebt, hatte sich nun in einen solchen Haß verwandelt, daß er

nach Rache dürstete, obschon er sich äußerst verstellte, diese Jahr
Beschimpfung nicht zu fühlen. Alle Verwandten und Anhän- 1574.
ger des Hauses Guise waren ihm ein Stein des Anstoßes und ganz unerträglich. So verschwisterten sich seine Privatfeindschaften mit dem allgemeinen Wohle des Reiches, und spornten ihn nur noch mehr an, beyde Parteyen zu Grunde zu richten.

Die erste Schwierigkeit, welche sich bey der Berathschlagung über die zur Erreichung dieses Endzweckes schicklichsten Mittel darstellte, war die Entscheidung, ob derselbe durch den Frieden oder den Krieg zu erzielen sey? Der König wollte über beyde Puncte die Meinungen seiner Staatsräthe hören, um sowohl ihre Gesinnungen zu erforschen, als irgend ein anpassendes Mittel auszufinden. Obschon einige derselben zum Frieden, und andere zur Fortsetzung des Krieges stimmten, so hielt er doch bey sich dafür, daß der Krieg nur die bürgerliche Zwietracht nähren, die Macht beyder Parteyen beständig vergrößern, und seinen Absichten zuwiderlaufen würde. Der Friede, welcher die aufrühreriſchen Gemüther einschläfere, und die Hitze und Feindschaft der Parteyen mit der Zeit dämpfe, schien ihm ein viel besserer Weg, um seinen Endzweck zu erreichen. Die Fortsetzung des Krieges war in der That nur ein Mittel für beyde Parteyen, sich neue Anhänger zu verschaffen, neue Plätze zu befestigen, welche in der Gewalt der Parteyhäupter blieben, neue Besatzungen in dieselben zu legen, die Hartnäckigkeit der bürgerlichen Zwietracht zu vermehren, und die Jugend zu dem Kriegshandwerke noch mehr anzufeuern, anstatt daß mit dem Frieden und der Ruhe die Privatfeindschaften sich legten, der Strom des Parteygeistes eingedämmt würde, die befestigten Plätze wie gewöhnlich zerfielen, die Anzahl derjenigen sich verminderte, welche nur vom Kriege und Raube lebten, die Zwietracht zu Grabe und die von Leidenschaften freye,

Jahr 1574. und an Ruhe und Ordnung gewöhnte neue Generation hervorginge, wenn einmahl die alten Parteygänger vom Theater der bürgerlichen Zwietracht abgetreten seyn würden. Zu diesen Beweggründen gesellte sich eine andere wichtige Betrachtung: er wollte nähmlich während dem Frieden die erschöpften Finanzen herstellen, um sowohl die Majestät mit dem geziemenden Glanze zu umgeben, als die königliche Gewalt durch die Unterhaltung der Truppen zu befestigen, da der Krieg die Einkünfte des Reiches vermindere, und das in einigen Monathen aufzehre, was man mit Mühe in einem ganzen Jahre von dem Volke erhebe. Überdieß stand schon der Prinz von Condé in Bereitschaft, mit einem starken fremden Heere aus Deutschland in Frankreich einzufallen: es schien ihm also viel heilsamer, diese Gewitterwolke durch den Frieden zu entfernen, als Gewalt mit Gewalt abzutreiben, und sein Reich gleich im Anfange der offenbaren Gefahr Preis zu geben.

Diese Beweggründe, welche seine Neigung nach Ruhe und den Vergnügungen des Hofes noch mehr verstärkten, bewogen ihn zum Frieden; aber der Krieg schien aus mancherley Gründen billig und gerecht: denn die Hugonotten hörten nicht auf, den König durch neue Beleidigungen zu reitzen. Montbrün war so verwegen, aus den Gebirgen Dauphiné's dessen Gepäcke zu plündern, als er aus Savoyen nach Lyon reisete. Die Häupter der katholischen Partey ermahnten ihn einstimmig, die von ihm mit so viel Standhaftigkeit, Tapferkeit und Ruhm betretene Bahn nicht zu verlassen, und die Ketzerey auszurotten. Der König glaubte, daß man seine geheimen Absichten sehr leicht entdecken würde, wenn er als ein junger und kriegerischer Prinz sich weigerte, den Aufrührern die Spitze zu biethen, und der Kühnheit und Hartnäckigkeit seiner Vasallen Einhalt zu thun. Er glaubte sich durch seine erfochtenen Siege

gegen den Verdacht eines feigen und schwachen Menschen gesichert; im Gegentheile konnte er befürchten, daß man ihm verborgene Absichten zuschreiben möchte, welche durch ihre Kundwerdung vereitelt würden. Er setzte also seine Verstellungskünste, worin ihn sein Charakter und lange Gewohnheit zum Meister gemacht, fort, und beschloß, den Krieg, aber so schwach, zu führen, damit in der Hauptsache gar nichts entschieden würde, den Frieden mit Arglist und Verstellung gleichsam zu erhaschen, und nach dessen Sicherstellung kräftigere Maßregeln zu ergreifen. Er war nun darauf bedacht, durch den Schein der Sorglosigkeit und Indolenz die Scharfsichtigkeit der Großen zu täuschen. Er theilte seine Zeit zwischen Andachtsübungen und Vergnügungen, gleichsam als wenn er ein Raub des Müßigganges, der Andacht, und der Weichlichkeit geworden. Durch diese Kunstgriffe hoffte er die Wachsamkeit der Parteyen einzuschläfern, und sein Vorhaben ausführen zu können. Er sann darauf, Männer von Verstand und Feinheit an den Hof zu ziehen, und denselben das Steuerruder der Regierung anzuvertrauen; er nahm sich weiter vor, seine Lieblinge und Vertrauten nicht sowohl mit Nahmen und Titeln auszustatten, als ihnen die wirkliche Gewalt der wichtigsten Kriegs- und Civilstellen zu verleihen. Er hoffte, durch Zeit und Gelegenheit unvermerkt die Parteygänger und die Großen ihrer Macht und ihres Ansehens zu berauben, oder denselben ihre Stellen und Würden aus den Händen zu winden, oder die Zahl ihrer Anhänger zu vermindern, oder sie gar aus dem Wege zu räumen. Er versprach sich, durch diese Kunstgriffe die Macht dieser zwey so fürchterlichen Parteyen zu untergraben, und umzustürzen. Dieser mit so viel Arglist und Klugheit entworfene Plan würde glücklich ausgeführt worden seyn, wenn sich nicht der König durch seinen lebhaften Charakter über die Gränzen hätte hinreißen lassen. Jahr 1574.

Jahr 1574. Der Prinz Dauphin, welcher in Dauphiné ein Heer mit einer seinem Muthe und seiner Tapferkeit entsprechenden Treue befehligte, nahm Le Pousin, einen sehr wichtigen Ort, ein, aus welchem er die ganze Gegend von Vivarez verwüstete, und den Hugonotten keinen geringen Schrecken einjagte. Der König, welcher den Krieg mehr dem Scheine nach, als in der That, fortzusetzen beschlossen hatte, fand diese Fortschritte seinen Absichten nicht gemäß, nahm dem Prinzen das Commando unter dem Vorwande ab, daß dessen Gegenwart bey seiner Krönung nothwendig sey, und übertrug dasselbe dem Roger von Bellegarde, welchen er zum Marschall von Frankreich machte. Dieser war ein Anhänger Damville's, gegen welchen man vorzüglich den Krieg in dieser Provinz führte, und genoß so sehr dessen Vertrauen, daß der König ihn durch dessen Mittel nach seinen Absichten zu lenken hoffte. Der Herzog von Montpensier hatte die Festungswerke von Lusignan zerstört, Fontenai und einige andere benachbarte Städte eingenommen, und setzte den Hugonotten tapfer zu, welche gleichsam schon in La Rochelle eingeschlossen waren. Der König zog einen Theil von dessen Truppen unter dem Vorwande zurück, daß sie in Champagne nothwendiger seyen, um sich dem fremden Heere zu widersetzen, welches unter den Befehlen des Prinzen von Condé von den Gränzen nicht weit mehr entfernt sey. Da der Herzog Heinrich von Guise, das Haupt der katholischen Partey, als Statthalter von Champagne Befehlshaber in dieser Provinz war, so gab er ihm den Armand von Biron als Lieutenant bey; ein durch seine Klugheit nicht weniger als durch seine Tapferkeit berühmter Mann, welcher lange vorher schon sich als einen Anhänger der Hugonotten gezeigt hatte.

Nachdem der König auf diese Art ein gewisses Gleichgewicht zwischen Krieg und Frieden zu Stande gebracht

hatte, so war er auf seine Vermählung bedacht, da er und Jahr 1574.
sein Bruder, der Herzog von Alençon, die letzten Sprößlinge der herrschenden Familie, und beyde kinderlos waren. Heinrich hatte sich lange vorher, ehe er nach Pohlen reisete, in Louise, eine Tochter des Grafen Niklas von Vaudemont und eine Enkelinn des Herzogs von Lothringen, verliebt, deren Schönheit, Klugheit und Sittsamkeit keinen geringen Eindruck auf ihn gemacht; aber die Furcht, das Haus von Lothringen noch mehr zu erhöhen, und in den Fall zu kommen, dem Cardinale von Lothringen das Ruder der Regierung anvertrauen zu müssen, welcher seine Vorfahren so unumschränkt beherrscht hatte, brachte ihn von dieser Verbindung ab. Er erinnerte sich der Regierung Franzens II., Carls IX., so wie der Ansprüche und der großen Gewalt des Cardinals unter denselben, und sah ein, daß dieß gerade der Weg sey, jene Macht neuerdings zu vergrößern, welche er doch mit der Länge der Zeit zu zerstören sich vorgenommen hatte. Der König wandte also seinen Blick auf eine andere Seite, und beschloß, die Schwester des Königs Johann von Schweden, eine Prinzessinn, welche keiner Andern an Schönheit und Geist nachstand, zur Gemahlinn begehren zu lassen. Indeß der nach Schweden abgeschickte Staatssekretär Pinart diese Vermählung unterhandelte, und der König sich in Avignon aufhielt, raffte ein hitziges Fieber in wenigen Tagen den Cardinal von Lothringen hinweg, dessen Gewalt, Staatsklugheit und Energie er so sehr befürchtete. Er änderte also seinen Entschluß, rief den Pinart zurück, und nahm, durch seine Liebe, eine Leidenschaft, welche jedes Herz, und vorzüglich die Herzen der Großen, mit Hintansetzung aller Rücksichten besiegt, hingerissen, die Louise von Vaudemont zur Gemahlinn. Der Herzog und die Herzoginn von Lothringen führten sie in dem Anfange des folgenden Jahres nach Lothringen.

Jahr 1574. Der König war jetzt darauf bedacht, den Herzog von Alençon, seinen Bruder, zu entfernen, dessen aufrührerischer und wandelbarer Geist größere Unruhen unter dem jetzigen von demselben so sehr gehaßten und beneideten Könige prophezeyte, als unter der Regierung Carls IX., welcher ihm nicht einen gleichen Anlaß zu Haß und Eifersucht gegeben hatte. Heinrich sah nur zwey Wege: entweder demselben die Königinn Elisabeth von England zur Gemahlinn zu verschaffen; — ein Project, welches schon so oft durch ihre Erklärung gescheitert war, daß sie keinen Gemahl wolle, oder für ihn auf die Krone von Pohlen Verzicht zu leisten. Dieß konnte aber nur mit der Einwilligung eines Volkes geschehen, welches sich von dem Könige für beleidigt und verachtet hielt, weil er aus dem Reiche entwichen war. Der König ließ sich durch diese Schwierigkeiten nicht abschrecken, einen Versuch zu machen, und schickte den Gui von Pibrac, einen Mann von großer Gelehrsamkeit und Erfahrung und sein Vertrauter, so wie den Roger von Bellegarde als Unterhändler nach Pohlen ab. Statt des Letztern erhielt Albert von Gondi, Graf von Retz, das Commando des Heeres in Languedoc. Er war ein Italiener, und durch Carl IX. und die Königinn-Mutter zu einem glänzenden Glücke befördert worden. Dieß ist auch die Ursache, daß er das unbekränzte Vertrauen des neuen Königs genoß.

1575. So fing das Jahr tausend fünf hundert und fünf und siebenzig an. Der König reisete von Avignon ab, und begab sich nach Rheims, um sich dort nach den gewöhnlichen Ceremonien salben und krönen zu lassen. Nachdem die Prinzessinn Louise dort angekommen war, so wurde er mit einer außerordentlichen Feyerlichkeit und Pracht durch den Cardinal Ludwig von Lothringen, einem Bruder des Herzogs von Lothringen, gesalbt, und den folgenden Tag mit der Prinzessinn Louise vermählt. Das Andenken der vergangenen Übel wurde in Bällen, Turnie-

ren, in prächtigen Festen, und allen Arten von Vergnügungen begraben. Der König besuchte hernach die Kirche des heil. Markulf, wo die Könige von Frankreich nach einer neuntägigen Fast und vielfältiger Buße die berüchtigte Gnade zu erhalten pflegen, die Kröpfe blos durch die Berührung zu heilen. Zu Ende des Monaths März begab sich Heinrich nach Paris, und im Anfange des Aprils erschienen auf seine Erlaubniß die Deputirten des Prinzen von Condé, des Marschalls von Damville und der verbündeten Kirchen, um über den Frieden Unterhandlungen zu pflegen. Zu diesen gesellte sich der Gesandte der Königinn von England, und jene der schweizerischen Cantons, und ermahnten den König, den Hugonotten solche Bedingnisse zuzugestehen, wie sie dieselben für ihr gemeinsames Wohl nothwendig hielten. Ihre Forderungen waren aber so übertrieben, daß der König, seiner Neigung zum Frieden ungeachtet, sie nicht zugestehen konnte. Die katholische Partey murrte laut über die Kühnheit und Unverschämtheit ihrer Vorschläge. Nach einer langen und fruchtlosen Unterhandlung nahmen die Abgeordneten vom Könige Abschied, um zu den Ihrigen zurückzukehren, und sie von den Gesinnungen des Königs zu unterrichten. Sie ließen einen aus ihrer Mitte, Arenes, am Hofe zurück, um die Unterhandlung des so sehr gewünschten Friedens nicht gänzlich abzubrechen. Jahr 1575.

Zweytes Kapitel.

Der Krieg wird fortgesetzt. Heinrichs Reformen. Der mißvergnügte Herzog von Alençon entfernt sich vom Hofe, und erklärt sich zum Haupte der Hugonotten und Politiker. Der Prinz von Condé nähert sich mit einem fremden Heere den Gränzen. Thoré's Niederlage. Die Königinn-Mutter begibt sich nach Poitou, um mit dem Herzog von Alençon eine Unterredung zu halten. Der König von Navarra entflieht von Hofe. Friedensschluß. Mißvergnügen der katholischen Partey. Geistliche Brüderschaften. Ursprung der Ligue, und Politik des Königs von Navarra.

Jahr 1575. Obschon der König dem Kriege abgeneigt war, so wurde derselbe doch lebhaft und mit vielem Blutvergießen fortgesetzt. Die Gemüther waren ohnedieß schon durch den Parteygeist erhitzt. Der durch seine Siege aufgeblasene Montbrün wollte das Heer des Herrn von Gordes, Lieutenant des Königs, unvermuthet überfallen: er wurde aber zwischen einem Flusse und einem Berge von den Katholischen eingeschlossen, und auf's Haupt geschlagen. Montbrün wurde verwundet, gefangen genommen, nach Grenoble ins Gefängniß gebracht, durch das Parlament zum Tode verurtheilt, und ohne Verzug hingerichtet. So büßte er nicht nur für die in dieser Provinz angerichteten schrecklichen Verwüstungen, sondern auch für die Kühnheit, die Bagage des Königs geplündert zu ha-

ben. Franz von Bonne, Herr von Lesdiguieres, ein Mann Jahr 1575.
von großem Verstande, und nicht geringerer Tapferkeit, entkam Montbrüns Niederlage durch die Flucht, und wurde nachher das Haupt der Hugonotten in Dauphiné. Er betrug sich mit so viel Klugheit und Tapferkeit, daß er sich endlich weit über seine Geburt durch seinen großen Ruf zu der Stelle eines Connetabels von Frankreich emporschwang. In den andern Provinzen des Reichs herrschte eben so wenig Ruhe. Der Marschall von Damville hielt eine Versammlung seiner Anhänger zu Nismes, und hernach eine andere zu Montpelier, wurde zum Haupte der Politiker erklärt, und verbündete sich mit den Hugonotten. Er belagerte ohne Rückhalt die Festungen, welche noch für den König hielten. In Perigord brachte Heinrich von La Tour, Vicomte von Türenne, viele Städte auf die Seite der Hugonotten; in der Normandie bemächtigten sich die Insurgenten des St. Michelsberges, welchen aber Matignon hernach wieder einnahm. Täglich wurden in diesen Provinzen kleine Treffen geliefert, die aber im Ganzen keine Veränderung hervorbrachten, sondern nur der Zwietracht neuen Zunder verschafften, und die Macht der Parteyen vergrößerte.

Alle diese Begebenheiten bestärkten den König nur um so mehr in seinem Vorsatze, den Frieden zu bewerkstelligen: er schickte also den La Hunodaye, einen Mann von großer und volksmäßiger Beredsamkeit, an den La Noue und die Bürger von La Rochelle ab, um sie auf alle mögliche Art von ihren übertriebenen Forderungen abzubringen, und setzte zugleich die Unterhandlungen mit den Abgeordneten des Prinzen von Condé und des Marschalls von Damville fort. Schon hatte er auf eine geschickte Art die Ausführung seines Planes begonnen: er stellte sich, als wenn er eine Abneigung gegen Regierungsgeschäfte, und die Unruhen des Krieges hätte, und im Gegentheile ein einsames, der Andacht, den stillen

Jahr 1575. Vergnügungen und einem angenehmen, aber beschränkten, Umgange gewidmetes Leben zu führen suchte. Nichtsdestoweniger hörte er nicht auf, geheime Berathschlagungen zu halten, und seinem Ziele so viel möglich immer näher zu rücken. Er setzte, um seine Absichten um so mehr zu verbergen, die Gewohnheit fort, die wichtigsten Staatsgeschäfte nicht in dem Staatsrathe, sondern in dem unter der Regierung seines Bruders errichteten Cabinetsrathe abzuhandeln, welcher aus wenigen Personen, nähmlich aus der Königinn-Mutter, dem Kanzler Biraga, dem Albert von Gondi, Graf von Retz, Philipp Hüralt, Vicomte von Chiverni, Pomponne von Bellievre, Sebastian von L'Aubespine, Bischof von Limoges, René von Villequier, und den beyden Staatssecretären Pinart und Villeroi bestand. Diesen vertraute er nicht das ganze Geheimniß, sondern er legte ihnen nur so zu sagen die Tagesarbeit vor, und entschloß sich nur nach Umständen und Gelegenheiten. Er zog beständig Männer von Verstande und Tapferkeit an seinen Hof, welche er aus einem niedrigen Stande zu einem glänzenden Glücke erhob, damit sie ihm allein dasselbe zu verdanken hätten. Er beschloß, sich hernach zum Herrn der Finanzen und aller Gnadensachen zu machen. Seine Absicht war, den Parteyhäuptern ihre Anhänger zu entreißen, wenn Letztere sähen, daß er die Quelle aller Gnaden sey. Er gab dadurch zu verstehen, daß diese zwey wichtigen Gegenstände unter der Regierung seines Bruders schlecht verwaltet worden. Er verordnete also, daß künftighin die Schatzmeister mit von seiner Hand unterschriebenen Quittungen, ohne der Rechnungskammer und den Oberaufsehern der Finanzen Rechenschaft abzulegen, ihre Rechnungen für richtig schließen könnten. Auf diese Art wurde er der unumschränkte Herr der öffentlichen Einkünfte, über welche er nach seinem Gutdünken verfügen, und dieselben niederlegen lassen konnte, ohne

daß ein Anderer, als er selbst, Wissenschaft davon hatte. Jahr 1575.
Ferner verordnete er, daß Niemand für einen Andern um eine Gnade bitten, sondern Jedermann seine Bittschrift selbst übergeben sollte. Sobald er dieselbe eigenhändig unterschrieben hätte, so sollten die Staatssekretäre sie auf der Stelle expediren. Unter den zwey vorigen Regierungen pflegten die Prinzen, die Großen des Reichs, und die Günstlinge des Hofes die Bittschriften im Nahmen der Privatpersonen zu übergeben, und sie zu unterstützen, welche alsdann an die Staatssekretäre und den Großkanzler verwiesen wurden. Fanden sie die Bitten den Gesetzen des Reichs zuwiderlaufend, so verwarf man sie ohne alle Rücksicht; waren es aber Ansprüche oder Bitten um Gnaden, die ohne Nachtheil gewährt werden konnten, so schrieb man sie der Ordnung nach in ein Register, das man täglich in Gegenwart des Königs und des Staatsrathes ablas, und über jede zu erzeigende Gnade rathschlagte. Die gewährten unterschrieb der König eigenhändig; diejenigen, die er verweigerte, wurden ausgestrichen. Dieses abgeschriebene Register hieß die Kontrolle; hernach fertigten die Staatssekretäre die Gnadenbriefe aus, auf welche der Großkanzler das Staatssiegel druckte. Heinrich III., welcher den Großen ihren Anhang und die Mittel dazu benehmen wollte, machte hierin eine Veränderung und befahl, daß sich Jedermann unmittelbar mit seiner Bittschrift an ihn selbst wenden sollte; er ließ sich dieselben zu gelegenen Stunden vorlesen, und unterzeichnete eigenhändig die gewährten Bitten. Die Staatssekretäre mußten sie alsdann ohne alle vorhergängige Berathschlagung sogleich expediren. Diese neue Ordnung befremdete die Großen des Reichs, und gab vielen Gelegenheit zu Mißvergnügen; aber sie machte den König zum unumschränkten Herrn in Verleihung der Stellen, Ausspendung der Gnaden und Gratificationen; sie entriß nach und nach den Parteyhäuptern ihre Anhänger, und

Jahr 1575. zwang gleichsam alle Supplikanten, den König als die einzige Quelle aller Gnaden anzuerkennen. Auf diese Art schritt Heinrich auf eine geschickte Weise vorwärts zu seinem Ziele.

Es ist etwas Gewöhnliches, daß jene Plane, welche in der Ausführung viel Zeit erfordern, nach der Wandelbarkeit der irdischen Dinge verschiedenen Veränderungen unterliegen. Ein unvermutheter Vorfall unterbrach und verrückte einige Zeitlang jenen des Königs. Bis jetzt hatte man den Herzog von Alençon mit der pohlnischen Krone hingehalten. Da der Herr von Bellegarde, welcher aus verschiedenen Ursachen mißvergnügt war, und sich in der Gnade des Königs gesunken fühlte, in die Markgrafschaft von Saluzzo, als in seine Statthalterschaft, sich zurückgezogen, und geweigert hatte, die Wahl des Herzogs von Alençon zum Könige von Pohlen zu unterhandeln, so wurde Pibrac, ein Mann von großer Erfahrung, nach Pohlen geschickt. Man schmeichelte sich eine Zeitlang mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolges, sie verschwand aber bald. Der Adel und das Volk war so sehr gegen das Französische Haus aufgebracht, daß Stephan Battori, ein ungarischer Edelmann von großem Rufe und ausgezeichneter Tapferkeit, zum Könige erwählt wurde. Der Herzog von Alençon konnte es nicht ertragen, abhängig von seinem Bruder zu seyn, und sein Glück von ihm zu erwarten. Er dachte also von Neuem darauf, der Werkmeister seiner Erhöhung zu seyn, weil man ihm die Generallieutenantswürde abgeschlagen hatte, und zwischen ihm und seinen Verwandten dadurch Zwietracht zu stiften suchte, daß man laut sprach, sie bald dem Herzoge von Lothringen, bald dem Könige von Navarra zu verleihen. Er wollte sich zum Haupte der Hugonotten und der mißvergnügten Katholiken erklären, wie es die Montmorency's und der Marschall von Bellegarde waren, um dadurch entweder bey dieser Partey eine unumschränktere Herrschaft zu

erhalten, oder den König zu zwingen, ihm das zu geben, Jahr
was er freywillig von ihm zu erhalten verzweifelte. Er ließ 1575.
sich von diesem seinem weit aussehenden Plane etwas gegen die Frau von Sauves merken, welche er heftig, aber ohne sonderliche Erwiederung, liebte. Sie theilte der Königinn-Mutter ihren geschöpften Verdacht mit, welche ihn durch ihre harten Vorwürfe nur noch mehr reitzte. Er faßte also den übereilten Entschluß, sich vom Hofe zu entfernen, und zum Haupte derjenigen zu erklären, welche ihn schon so oft darum ersucht hatten. Er führte sein Vorhaben so sehr zur Unzeit, und mit so wenigem Anscheine von Billigkeit aus, daß er bey vielen den Argwohn erregte, als wenn er mit seinem Bruder und seiner Mutter einverständig zu Werke gegangen, um die Hugonotten in's Netz zu locken, und unter dem Vorwande von Freundschaft und Unterstützung den Katholischen den Weg zur Unterdrückung der Aufrührer zu bahnen. Es ist aber gewiß, und ich hörte es von einem Manne, welcher die ansehnlichsten Stellen bekleidete, und ein Mitbewußter der verborgensten Geheimnisse war, daß die Entweichung des Herzogs von Alençon nichts weniger als ein verabredetes Spiel gewesen, und dem Könige und der Königinn-Mutter einen solchen Schrecken einjagte, daß sie durch diesen Streich gleichsam niedergestürzt wurden, und von diesem Augenblicke an selbst die erniedrigendsten Mittel nicht unversucht ließen, um ihn der Partey der Hugonotten zu entreißen, und zu seinen Pflichten zurückzubringen.

Nachdem der Herzog von Alençon einigen seiner Vertrauten den Entschluß, sich vom Hofe zu entfernen, mitgetheilt hatte, so begab er sich den 15. September in die Vorstadt Saint-Marceau unter dem Vorwande, eine gewisse Frau, die er liebe, zu besuchen. Es war gegen Abend, als er in das Haus trat, wo sie wohnte. Indeß

Jahr 1575. sein Gefolg ihn erwartete, eilte er durch eine Hinterthüre auf das Feld, stieg zu Pferde, und ritt in geringer Begleitung der Seinigen, und mit der größten Geschwindigkeit nach Dreux, einer zu seinem Appanage gehörenden Stadt. Den folgenden Tag machte er dort in einem Manifeste die Ursachen seiner Abreise bekannt: Er und die übrigen Großen des Reiches, welche man ohne Ursache oder irgend ein Verbrechen gefänglich einhalte, seyen auf die unwürdigste Art behandelt worden; er sehe den unvermeidlichen Untergang des Reichs voraus, woran die bösen Rathgeber des Königs schuld seyen. Er ermahne also die Stände des Reichs, mit ihm gemeine Sache zu machen, und die Zusammenberufung der Generalstaaten zu bewerkstelligen, um mittelst derselben den Bedrückungen zu steuern, die Auflagen zu mäßigen, die Mißbräuche abzuschaffen, welche sich in die Gerechtigkeitspflege eingeschlichen, die Gewissensfreyheit, die man durch so viele und so feyerliche Edicte den Bekennern der reformirten Religion versprochen habe, zu handhaben, und sicher zu stellen, und allen Ständen des Reichs ihren vorigen Glanz und ihre Ruhe wieder zu verschaffen. Er versichere auf's feyerlichste, daß er, ohne der Majestät des Königs im Geringsten zu nahe zu treten, zur Erreichung dieses Endzweckes sein Blut bis auf den letzten Tropfen vergießen wolle, wie es die Liebe für sein Vaterland und die Gutgesinnten von ihm fordere. Durch dieses Manifest, welches er in den den Hugonotten ergebenen Provinzen und Städten verbreitete, gab er deutlich zu verstehen, daß er nach der Herrschaft dieser Partey strebte, welche, durch einen solchen Prinzen an ihrer Spitze, einen großen Zuwachs an Macht und Anhängern gewinnen mußte.

Der König, welcher noch in der nähmlichen Nacht von der Flucht des Prinzen benachrichtigt wurde, schickte ihm den

Ludwig Gonzaga, Herzog von Nevers, mit einiger Reuterey nach, um ihn einzuhohlen: aber die Geschwindigkeit des Herzogs von Alençon, welcher einige Stunden Vorsprung hatte, vereitelte es. Der König hielt in der Unentschlossenheit, was er thun sollte, den sechszehnten September Abends einen Cabinetsrath, um Mittel auszufinden, wie man den Folgen eines so unvermutheten Vorfalles vorbeugen könnte. Da die Meinung der Königinn-Mutter mit der Neigung des Königs und den Gesinnungen des größten Theiles der Räthe übereinstimmte, so wurde beschlossen, alle mögliche Mittel zu versuchen, und selbst die härtesten Bedingnisse einzugehen, um den Herzog von Alençon von seinem Vorhaben abzubringen, und ihn aus der Verbindung der Aufrührer zu ziehen. Obschon der König, als ein unversöhnlicher Feind der Parteyhäupter, die Marschälle von Cossé und Montmorency haßte, welche noch bis auf diese Stunde in der Bastille gefangen saßen, so ließ er sie doch in Freyheit setzen, um sowohl seinen Bruder zu besänftigen, für welchen sie eigentlich litten, als einem so großen Brande die Nahrung zu entziehen. Die Königinn-Mutter wollte sich derselben bedienen, um ihren Sohn zu gewinnen; sie beschloß sogar, sich selbst zu ihm zu verfügen, weil sie glaubte, daß nichts stärker auf denselben wirken würde, als das Ansehen und die Liebkosungen einer Mutter, und ihre Künste, welche sie bey dergleichen Zusammenkünften wunderbar zu gebrauchen wußte. Jahr 1575.

Der Herzog von Alençon hatte schon Poitou erreicht. La Noue, Gilbert von Ventadour, der vornehmste Herr in Limousin, und der Vicomte von Turenne, beyde Verwandte des Marschalls von Damville, kamen eilends zu ihm; die hugonotrischen Städte schickten ehrenvolle Gesandtschaften, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und ihn als ihr Haupt zu erkennen. Der Prinz von Condé, welcher

Jahr 1575. an der Gränze von Deutschland in Verbindung mit dem Prinzen Casimir an der Spitze eines starken Heeres stand, säumte eben so wenig, als die Übrigen, ihn in dieser Eigenschaft anzuerkennen, weil er nur zu gut dessen ehrgeizigen Charakter kannte. Der Vortheil, den Bruder des Königs an der Spitze ihrer Partey zu haben, war ihm zu einleuchtend, als daß er demselben den ersten Platz hätte streitig machen sollen; er war im Gegentheile versichert, daß er doch die wirkliche Gewalt ausüben würde, obschon der Herzog mit dem Nahmen der Höchsten umkleidet sey, weil er sowohl das alte Vertrauen der hugonottischen Partey besaß, als das deutsche Heer selbst angeworben, und auf die Beine gebracht hatte, welches ihn als seinen Oberfeldherrn anerkannte. Der Prinz von Condé kam also den Wünschen des Herzogs von Alençon zuvor, erklärte ihn zum Haupte der hugonottischen Partey, und begnügte sich, als dessen Generallieutenant das fremde Heer zu befehligen, welches sich den Französischen Gränzen näherte, und aus vierzehn tausend Mann sowohl deutscher als schweizerischer Infanterie, drey tausend Französischen Büchsenjägern, und sieben bis acht tausend Mann Cavallerie bestand. Da er befürchtete, die starke Anzahl seiner Truppen, die Schwierigkeit und die Länge des Marsches möchte seine Unternehmungen verzögern, so schickte er den Wilhelm von Montmorency, Herr von Thoré, mit zwey tausend Mann deutscher Reuterey, zwey hundert Edelleuten, und zwey tausend Fußgängern aus verschiedenen Nationen durch Champagne, als den kürzesten Weg, voraus, um sich mit dem Herzog von Alençon zu vereinigen, weil er glaubte, daß derselbe eine schnelle Unterstützung nothwendig habe.

Thoré drang bey Langres in Burgund ein, und beschleunigte von da seinen Marsch durch Champagne, um den Katholischen auszuweichen, und sich sobald als möglich über die Marne in Sicherheit zu setzen. Der Herzog von Guise,

sein Bruder der Herzog Carl von Mayenne, Armand von Biron, und der Graf von Retz verfolgten ihn an der Spitze eines frischen und starken Heeres, um ihm den Weg zu verlegen. Thoré wurde entweder durch die Tollkühnheit der Seinigen, wie er nachher eingestand, oder durch das Vertrauen, welches er auf sich selbst setzte, bewogen, bey Dormans Halt zu machen, und den Katholischen die Spitze zu biethen, welche den Hugonotten bey weitem überlegen waren: denn der Herzog hatte mehr als drey tausend Mann Cavallerie und zehn tausend Mann guter Infanterie. Thoré's Corps war durch den langen Marsch sehr strapazirt. Obschon er den Vortheil für sich hatte, durch die Wälder sich der Marne nähern, und über diesen Fluß bey der Fuhrte dü Verger gehen zu können, so vermied er doch das Treffen nicht, und fing mit der katholischen Avantgarde zu scharmuziren an, welche Fervaques, der Rheingraf, und Biron commandirte. Da das Gefecht zu seinem Vortheile ausfiel, so theilte er seine Truppen in zwey Corps, deren eines der Graf von Laval, und das andere er selbst anführte, und begann das Treffen. Obschon dasselbe auf einer Ebene vorfiel, und die den Hugonotten weit überlegenen Katholischen den Vortheil des Terrains für sich hatten, so war doch der Sieg lange zweifelhaft, bis der Herzog von Mayenne mit der Cavallerie der Avantgarde, und der Herzog von Guise mit dem Adel auf die deutsche Reuterey losstürzten, welche nur mit Pistolen bewaffnet war. Sie konnte dem Angriffe nicht widerstehen, und wurde über'n Haufen geworfen. Die Deutschen wurden auf Befehl der Feldherren ohne Barmherzigkeit zusammen gehauen, eine einzige Compagnie ausgenommen, welche bey der Arriergarde postirt war, und sich nach der Niederlage der andern auf Discretion ergab. Sie hatte ihre Errettung mehr der Ermattung als der Groß-

Jahr 1575.

Jahr muth der Sieger zu danken. Der Oberste Stink, der vor-
1575. nehmste Befehlshaber der Deutschen, blieb mit vielen Edelleuten auf dem Platze. Clervant, ein berühmter Hauptmann der Hugonotten, wurde gefangen genommen. Thoré flüchtete sich mit einigen Reutern über die Marne, und rettete sich. Dieser Sieg kostete auch den Katholischen Blut: sie verloren mehr als hundert und fünfzig der besten Soldaten. Der Herzog von Guise wurde, indeß er die Flüchtigen zu hitzig verfolgte, welche sich immer kämpfend zurückzogen, durch einen Büchsenschuß in die linke Wange verwundet. Die dadurch entstandene Narbe war ein unauslöschliches Zeichen seines für die Vertheidigung der Religion vergossenen Blutes für alle Katholiken, deren Herzen er ganz an sich fesselte. Fervaques, welcher noch vor der Verwundung des Herzogs von Guise abreisete, um die Nachricht des erhaltenen Sieges dem Hofe zu hinterbringen, erzählte den Vorgang unordentlich, und ganz zu seinem eigenen Vortheile. Einige Stunden hernach kam der Sekretär des Herzogs von Guise, Pelikart, kündigte die Verwundung seines Herrn an, und erzählte einige andere besondere Umstände der Schlacht. Fervaques fiel nicht nur allein bey dem Könige in Verachtung, sondern wurde auch am ganzen Hofe der Gegenstand des Gelächters. Es schien, als wenn er durch eine falsche Erzählung sich selbst die Ehre des Sieges habe zuschreiben wollen, welche doch nur jenen gebührte, die denselben mit ihrem Blute erfochten. Fervaques, welcher sich für seine gegen die Feinde wirklich bewiesene Tapferkeit mißhandelt sah, mit denen er doch zuerst angebunden, ließ sich durch seine natürliche Unbeständigkeit verleiten, Theilnehmer neuer Unruhen zu werden, welche einige Tage nachher den Hof in Bewegung setzten.

Indeß war die Königinn-Mutter in Begleitung der Marschälle von Montmorency und Cossé zu Champigni in Poitou angekommen, um mit dem Herzoge von Alençon eine Unterredung zu halten, welcher durch den Ehrgeiz, der Befehlshaber einer so mächtigen Partey zu seyn, und durch die Annäherung des an den Gränzen von Burgund stehenden deutschen Heeres aufgeblasen, die Anträge des Friedens weit von sich warf, und nur zu Ende Novembers in einen Waffenstillstand einwilligte, welcher sechs Monathe dauern sollte. Die Königinn-Mutter hoffte, daß sich während dieser Zeit das deutsche Heer nicht nur von selbst auflösen, sondern auch der von Natur unbeständige Herzog von Alençon sich bewegen lassen würde, billigen und sichern Friedensbedingnissen Gehör zu geben. Der König machte sich durch die Bedingnisse des Waffenstillstandes anheischig, den deutschen Völkern des Prinzen von Condé, 160,000 Ducaten zu zahlen, wenn sie nicht über den Rhein gehen, und Frankreich mit ihrem Einfalle verschonen würden. Den Hugonotten räumte man Angouleme, Seaumür, Niort, Bourges, Mezieres, und La Charité als Sicherheitsplätze ein, welche sie nach erloschenem Waffenstillstande zurückgeben sollten, wenn auch der Friede während dieser Zeit nicht zu Stande kommen würde. Der König verband sich ferner, dem Herzoge von Alençon hundert Edelleute, hundert Gensdarmes, hundert Büchsenjäger und fünfzig Schweizer als eine Leibwache zu unterhalten; auch wurde festgesetzt, daß die Deputirten der verbündeten Kirchen und der Prinzen sowohl von den Politikern als Hugonotten in der Mitte des künftigen Jänners sich zu Paris einfinden sollten, um über die Friedensbedingnisse zu handeln. Jahr 1575.

Dieser Waffenstillstand wurde den zwanzigsten December verkündet, die Bedingnisse desselben aber nicht punct-

Jahr 1575. lich erfüllt. Ruffec, Gouverneur von Angouleme, und Montigni, jener von Bourges, weigerten sich, diese Plätze dem Herzog von Alençon zu übergeben, weil sie sich in dem Dienste des Königs und der Religion so viel Feindschaft zugezogen hätten, daß sie sich in andern Orten nicht sicher hielten. Die Königinn-Mutter, welche man mit den Gouverneurs einverstanden hielt, gab statt dieser Plätze Saint-Jean d'Angely und Cognac, zwey weniger wichtige Festungen. Der Prinz von Condé und die Deutschen, welche gerade das befürchteten, was die Königlichen so sehr wünschten, wollten ihren Einmarsch in Frankreich nicht aufschieben, weil sie wußten, daß sich ihr Heer durch Unthätigkeit von selbst zerstreuen, und auflösen würde. Die Königinn-Mutter ließ also den Herzog von Montpensier und den Marschall von Montmorency bey ihrem Sohne zurück, um die Friedensgedanken lebendig zu erhalten, und kehrte eilends nach Paris zurück, um bey der Zusammenkunft der Deputirten gegenwärtig zu seyn, welche in dem Anfange des
1576. Jahres tausend fünf hundert sechs und siebenzig ihre Unterhandlungen anfingen. Sie hoffte sicher, dieselben glücklich zu beendigen, weil der König ohnedieß schon friedliche Gesinnungen hegte, und der Cabinetsrath nicht abgeneigt war, die vortheilhaftesten Bedingnisse zuzugestehen, um den Aufrührern den Herzog von Alençon zu entreißen, und von dem Reiche die drohende Gefahr des Einbruches fremder Völker abzuwenden. Man war zum voraus entschlossen, dieselben unter allerhand Vorwänden nicht zu halten, und sie durch die Generalstaaten für null und nichtig erklären zu lassen.

Während die Mißvergnügten durch verschiedene Ansprüche diese Unterhandlungen in die Länge zogen, wurde der Friedensschluß durch einen neuen Zufall verhindert. Der König von Navarra, welcher damahls zwey und zwan-

zig Jahre alt war, sich mit großen Gedanken nährte, und durch die so häufigen Beyspiele sowohl als durch seine Eifersucht angespornt wurde, konnte es nicht ertragen, am Hofe übel angesehen, und verachtet zu seyn, indeß der von Natur eitle und schwachköpfige Herzog von Alençon, und der weit jüngere Prinz von Condé die höchste Gewalt jener Partey an sich rissen, welche er zu beherrschen gewohnt war. Eben so hatte die üble Laune und das Betragen der Königinn, seiner Gemahlinn, welches er mit Verstellung ertragen mußte, seine Geduld fast ganz erschöpft. Er beschloß also, entweder durch seine Eifersucht, oder den Drang der über ihm waltenden Vorsehung fortgerissen, sich vom Hofe zu entfernen, und sich in seine Statthalterschaft von Guienne zu begeben, um jene Gewalt an sich zu ziehen, welche er in die Hände der andern mißvergnügten Prinzen fallen sah. Jahr 1576.

Die Ausführung seines Vorhabens war großen Schwierigkeiten unterworfen, da er von seiner sogenannten Ehrenwache gleichsam gefangen gehalten wurde. Alle seine Diener hingen ganz vom Könige und der Königinn-Mutter ab, welche ihn mit Furcht und Hoffnung hinzuhalten suchten, und ihm die Würde eines General-Lieutenants versprachen, die sie dem leichtsinnigen Herzog von Alençon nicht anvertrauen wollten. Der König von Navarra wurde durch die Mademoiselle von Dayelle, eine Provençalinn und Gesellschaftsfräulein der Königinn, welche er insgeheim liebte, und durch die Frau von Carnavalet, mit der er in einem vertrauten Umgange lebte, vor diesen Hofkunstgriffen gewarnt. Er entschloß sich also, sein Glück zu versuchen, da er der Hülfe und Unterstützung D'Aubigni's, eines seiner Kammerherren, und Armagnars, seines Kammerdieners, versichert war, welche ihm von seinen alten Dienern noch übrig geblieben. Sie fanden sich aber nicht allein im Stande, dieses Vorhaben auszufüh-

Jahr ren: der König von Navarra eröffnete es also dem Wilhelm
1576. von Fervaques. Zwischen beyden hatte die Ähnlichkeit des Charakters eine Freundschaft gestiftet. Fervaques war mit dem gegenwärtigen Zustande der Dinge mißvergnügt: er verband mit einem unruhigen Geiste die größte Thätigkeit und Entschlossenheit, und billigte das Vorhaben des Königs von Navarra. Die Art und Zeit der Flucht wurde von demselben auf eine listige Art bestimmt und eingefädelt. Sie verließen mit einigen Edelleuten und Dienern den drey und zwanzigsten Februar unter dem Vorwande der Hirschjagd, mit welcher sich der König von Navarra zu belustigen pflegte, die Stadt, gingen nach betrogener Wachsamkeit der Hüther in der größten Geschwindigkeit unter Poissy über die Seine, veränderten hernach ihren Weg, schlugen, anstatt nach der mitternächtlichen Seite denselben fortzusetzen, den östlichen ein, und erreichten mit der größten Schnelligkeit Alençon, wo sie sich nur so lange aufhielten, als nöthig war, um auszuruhen, gingen hernach eilends über die Loire bey Seaumür, und kamen in Guienne gleichsam dem Rufe ihrer Entweichung zuvor. Da man noch nicht wußte, ob er als Freund oder Feind des Königs erscheine, so benutzte der König von Navarra mit einer so unglaublichen Geschicklichkeit diese seine unvermuthete Ankunft, daß er den Ununterrichteten keine Zeit ließ, weder Kundschaft einzuziehen, noch die Waffen zu ergreifen. Er paarte die Gewalt eines Statthalters mit List, um sich der vornehmsten Städte und Festungen zu bemeistern, und beschied alle Jene zu sich, welche das Andenken seines Vaters zu seinen freywilligen Anhängern machte Obschon der König und die Königinn-Mutter, welche immer neue und unerwartete Unruhen aus den gedämpften hervorbrechen sahen, anfänglich über die Flucht des Königs von Navarra bestürzt waren, so hofften sie nichts desto weniger, als sich der erste Schrecken über diesen Vorfall gelegt hatte,

daß derselbe zu ihrem Vortheile ausschlagen werde, weil die Mehrheit der Parteyhäupter nur Eifersucht und Zwietracht hervorbringe, die Macht der Mißvergnügten schwäche, und in mehrere Parteyen theile, deren jede sich von ihrem besonderen Interesse beherrschen lassen, und unfähig seyn würde, sich selbst zu erhalten. Sie bezeigten also über die Abreise des Königs von Navarra so laut ihre Freude, (weil sie sich entweder auf diese Hoffnung stützten, oder bey ihrem widrigen Geschicke nicht muthlos scheinen wollten,) daß Viele glaubten, der Herr von Fervaques habe den König von Navarra zu diesem Entschlusse mehr aus Einlispelung der Königinn-Mutter, als aus eigenem Ehrgeize, beredet. Diejenigen, welche den wahren Verhalt der Sache nicht wußten, wurden noch mehr in diesem Argwohne bestärkt, als sie sahen, daß Fervaques in kurzer Zeit jene Partey verließ, und sich dem Könige wieder unterwarf. Ich hörte aber nachher den Fervaques selbst versichern: die Ursache seiner so schnellen Veränderung sey gewesen, weil der König von Navarra, bey welchem er als Gefährte seiner Unternehmung den ersten Platz zu behaupten hoffte, gezwungen worden sey, sich von den Veteranen der Partey beherrschen zu lassen, und ihm viele Andere vorzuziehen, welche doch mit ihm weder an Ergebenheit für die Sache dieses Prinzen, noch an Geschicklichkeit und Geburt in Vergleichung kämen. Es mag nun seyn, wie es will, so ist es doch gewiß, daß die Entweichung des Königs von Navarra gerade die Wirkung hervorbrachte, welche der König und die Königinn-Mutter erwartet hatten. Obschon die Macht der Hugonotten anfänglich einen großen Zuwachs dadurch zu erhalten schien, für welche er sich öffentlich, und seine vier Jahre vorher geschehene Bekehrung zur katholischen Religion für eine durch den angedroheten Tod erzwungene Handlung erklärte, so hatte sie doch zur Folge, daß der Herzog von Alençon sich

Jahr 1576.

Jahr 1576. zum Frieden bereitwilliger finden ließ. Er bildete sich ein, als wenn sein Ruhm durch den Glanz des Prinzen von Condé und des Königs von Navarra verdunkelt werde, welche durch das alte Vertrauen in einem größeren Rufe und höherer Achtung standen. Er sah voraus, daß Beyde die wirkliche Oberherrschaft ausüben, und ihm nur den scheinbaren Titel derselben übrig lassen würden. Da der König von Navarra sich ohne Mühe Guienne unterwarf, die Einwohner von La Rochelle in Schutz nahm, und auf der anderen Seite der Prinz von Condé an der Spitze des Deutschen Heeres stand, so konnte der Herzog von Alençon nur so viel Gewalt besitzen, als sie ihm einzuräumen für gut fanden. Sie bezeugten ihm, als dem Bruder des Königs, die größte Ehrfurcht; im Übrigen aber behielten sie sich das Recht, zu entscheiden, und die Operationen zu dirigiren, vor. Auf diese Art blieb dem Herzoge von Alençon nur noch der sehr schwache Anhang einiger Mißvergnügten oder der Politiker übrig.

Während dieser Zeit marschirte das Deutsche Heer nach Burgund. Der Herzog von Mayenne, ein Bruder des Herzogs von Guise, welcher von der im Gesichte erhaltenen Wunde noch nicht ganz geheilt war, ging mit den königlichen Truppen dem weit überlegenen Feinde entgegen, lagerte sich immer sehr vortheilhaft unter die Kanonen der Festungen, suchte die ohnedieß schon durch die Jahreszeit verdorbenen Wege noch unbrauchbarer zu machen, die Fortschritte des Feindes dadurch aufzuhalten, und zu verhindern, daß sie sich irgend eines beträchtlichen Platzes bemächtigten. Der Prinz von Condé, dessen Heer durch die beständigen Scharmützel und den häufig fallenden Schnee und Hagel sehr viel litt, ward dadurch gezwungen, langsam und in gedrängter Ordnung zu marschiren, die Habsucht seiner Soldaten mit der Plünderung der schwächern Orte

zu sättigen, und ihnen dadurch Unterhalt zu verschaffen. Jahr 1576.
In einem so zarten Alter zeigte er sowohl seine Geschicklichkeit in der Anführung eines aus so verschiedenen und so unbändigen Nationen zusammen gesetzten Heeres als seine Klugheit, dasselbe in den Schranken der Mannszucht zu halten. Eben so bewundernswürdig war die Klugheit und Thätigkeit des Herzogs von Mayenne, welcher in einem fast gleichem Alter den Unbilden der Jahreszeit und jeder Gefahr mit seinem Corps trotzte, mit einer außerordentlichen Wachsamkeit dem feindlichen Heere zur Seite marschirte, und so vorsichtig dessen Fortschritte verhinderte, daß keine Stadt, einige offene und verlassene Orte ausgenommen, die Verwüstungen der Deutschen empfand. Er stellte unter dem Heere die Mannszucht her, welche während den Bürgerkriegen, wie es zu geschehen pflegt, sich aufgelöst hatte, und legte die erste Probe von jener gerechten Strenge ab, die diesen Prinzen nachher immer so sehr auszeichnete. Als er eines Tages beym Anbruche der Nacht sein Lager aufhob, um den Feinden den Weg abzugewinnen, weigerten sich einige durch die Finsterniß und ein mit Schnee und Regen vermischtes Hagelwetter erschreckten Compagnien Infanterie, dem übrigen Heere zu folgen, welches in guter Ordnung und mit der größten Standhaftigkeit seinen Marsch fortsetzte. Als man dieß dem Herzoge von Mayenne hinterbrachte, so ließ er Halt machen, und befahl der Cavallerie, die widerspenstigen Soldaten zusammen zu hauen, welches auch sogleich und pünctlich vollzogen wurde. Aber weder die Tapferkeit des Generals, noch die Mannszucht seines Heeres, konnte bey der so großen Überlegenheit des Feindes den Marsch desselben verhindern, welcher sich endlich mit dem Herzoge von Alençon in dem Anfange des Märzes an den Gränzen von Bourbonnois vereinigte. Nachdem der Herzog das Heer gemustert

Jahr 1576. hatte, welches fünf und dreyßig tausend Streiter zählte, so begab er sich nach Moulins, wo er mit dem Prinzen von Condé, dem Herrn von La Noue und mit den Abgeordneten des Königs von Navarra und des Marschalls von Damville sich über den Operationsplan berathschlagte. Die an den Hof zur Unterhandlung des Friedens abgeschickten Deputirten waren schon zurückgekommen: auch der Marschall von Montmorency, der Herzog von Montpensier, und der Herr von Bellievre fanden sich zu Moulins von Seiten des Königs ein. Beyde Parteyen neigten sich, obschon aus verschiedenen Absichten, zum Frieden, den Marschall von Damville ausgenommen, welcher die Befreyung seines Bruders schon erhalten, und sich in seiner Statthalterschaft von Languedoc schon festgesetzt hatte. Er hielt es für viel zu gefährlich, zu jenem Gehorsame zurückzukehren, welchem er sich durch Gewalt und List entzogen hatte. Der Prinz von Condé und der König von Navarra waren sehr mißvergnügt, daß der Herzog von Alençon den ersten Platz einnahm, welchen sie vorher zu besitzen pflegten; sie fanden es unerträglich, daß er die Früchte ihrer Arbeiten einernten sollte. Sie wünschten also den Friedensschluß, damit der Herzog nach Hofe und in die Gnade des Königs zurückkehrte, und sie die Herrschaft und das Commando ihrer Partey erhielten. Sie sahen nur zu gut ein, daß ihr Ansehen so wie ihre wichtigsten Unternehmungen unendlichen Nachtheil leiden würden, wenn er an der Spitze ihrer Partey stünde, anstatt daß er von dem Könige, seinem Bruder, das Commando des katholischen Heeres erhalten, und durch seine geringe Erfahrung ihnen alle Gelegenheit geben würde, ihre Gewalt zu befestigen, und ihre Macht zu vergrößern. Diese Betrachtungen sowohl als die Neigung des Herzogs von Alençon zum Frieden gewannen das Übergewicht, und man beschloß, dem Könige ihre Bedingnisse vorlegen zu lassen, deren Annahme oder

Verwerfung den Frieden oder die kräftigste Fortsetzung des Krieges entscheiden sollte. Die Forderungen der Verbündeten waren sehr überrieben, aber der König und sein Staatsrath mehr als jemahls zum Frieden geneigt, um sich von der drohenden Gefahr des fremden Heeres und den ungeheuern Ausgaben zu befreyen, welche der Krieg nach sich ziehen würde. Da der Staatsschatz erschöpft war, so mußte die ganze drückende Last derselben auf das schon ohnedieß ausgesogene Volk fallen. Die Truppen waren muthlos und ermüdet. Die Königinn-Mutter, welche die geheimen Absichten des Königs sehr gut kannte, begab sich ihrer Gewohnheit nach in das Lager des Herzogs von Alençon im Anfange des Monaths May, und schloß ohne große Mühe den Frieden, welchen der König durch ein aus drey und siebenzig Artikeln bestehendes Edict ratificirte, und den vierzehnten May in einem Lit de Justice einregistriren ließ. Jahr 1576.

Dieß ist das fünfte den Hugonotten ertheilte Friedensedict, vermöge welchem, nebst den gewöhnlichen die Verzeihung und Genehmhaltung des Vergangenen enthaltenden Clauseln, den Hugonotten die vollkommenste Gewissensfreyheit ohne Ausnahme der Zeit und Orter, und die freye Ausübung ihrer Religion so wie das Recht eingeräumt wurde, Schulen zu errichten, zu copuliren, Synoden zu halten, und die Sakramente eben so wie die Katholischen zu administriren. Man stand den Reformirten zu, alle Würden, Ämter und Stellen bekleiden zu können, und hob allen Unterschied, und den bisherigen Vorrang der Katholischen auf; man versprach, in jedem Parlamente eine Kammer zu errichten, welche zur Hälfte aus Katholischen, und zur Hälfte aus reformirten Beysitzern bestehen, und die Rechtsstreite der Hugonotten schlichten sollte. Den Prinzen wurden bis zur gänzlichen Erfüllung der Friedensartikel acht Sicherheitsplätze, nähmlich Beaucäre und Aiguesmortes in Languedoc, Perigueux und

Jahr 1576. Le Mas de Verdün in Guienne, Nion und Serres in Dauphiné, Issoire in Auvergne, und Seine la grande Tour in der Provençe eingeräumt, und die gegen La Mole, Coconas, den Admiral von Coligni, Briquemaut, Cavagnes, Montgommery und Montbrün gefällten Urtheile widerrufen, und für null und nichtig erklärt, so wie der Stiftshauptmann von Chartres und Beauvais von aller Untersuchung wegen dem Bündnisse, welches sie mit der Königinn von England unterhandelt, oder geschlossen haben sollten, frey gesprochen. Der Herzog von Alençon erhielt Le Berry, La Tourraine, und das Herzogthum Anjou, drey der fruchtbarsten Gegenden in Frankreich, zur Appanage, und hundert tausend Ducaten jährlicher Pension zu seiner Unterhaltung. Dem Prinzen von Condé wurde die Statthalterschaft von der Pikardie, nebst der Stadt Peronne, einer starken nicht weit vom Meere liegenden Festung, als ein besonderer Sicherheitsplatz angewiesen. Der Prinz Casimir erhielt das Fürstenthum Chateau-Thierry sammt einer Pension von vierzehn tausend Ducaten, den ganzen rückständigen Sold für das fremde Heer, welcher sich auf die Summe von einer Million und zwey Mahl hundert tausend Ducaten belief. Der Prinz von Oranien wurde in alle seine Staaten wieder eingesetzt, welche er in Frankreich besaß, und die durch ein Parlamentsurtheil wegen dem Verbrechen der Rebellion dem Fiskus heimgefallen erklärt worden. Zuletzt versprach man, die Generalstaaten innerhalb sechs Monathen zusammen zu berufen, welche die Beschwerden der Unterthanen dem Könige vorlegen, und über die Mittel sich berathschlagen sollten, denselben abzuhelfen. Die Prinzen hatten diese Forderung gemacht, um ihren Aufstand zu beschönigen, und dem Volke gleichsam den Endzweck ihrer Unternehmung zu beurkunden. Der König gewährte sie mit Vergnügen, weil er die Generalstaaten als das schicklichste Mittel

ansah, den Vergleich zu brechen, und als ungültig erklären Jahr 1576.
zu lassen.

Als die Friedensartikel, unter welchen sich mehrere minder wichtige, aber eben so ungerechte und übertriebene befanden, der katholischen Partey bekannt wurden, so gerieth der gröste Theil derselben in eine solche Erbitterung, daß man nicht nur gegen den König selbst laut murrte, sondern ihn auch einen Weichling nannte; man beschuldigte die Königinn-Mutter, daß sie die Majestät der Religion herabgewürdigt, und das allgemeine Wohl des Reichs in die Schanze geschlagen habe, um ihren Sohn, den Herzog von Alençon, von dem Abgrunde des Verderbens zu retten. Viele Katholische waren schon zum Aufruhre geneigt, und würden die Waffen ergriffen haben, um einen Frieden zu brechen, welchen man für unausführbar und schimpflich hielt, wenn sie nicht in kurzer Zeit eingesehen hätten, daß der König und die Königinn-Mutter nur deßwegen die Friedensartikel, welche sie nicht halten wollten, eingegangen seyen, um den Herzog von Alençon zurück zu bringen. Nachdem vor Allem das fremde Heer war verabschiedet worden, der Prinz Casimir einen Theil des rückständigen Soldes, für den andern aber Edelgesteine zum Unterpfande und die Bürgschaft des Herzogs von Lothringen erhalten, und man alle dem Herzoge von Alençon gemachte Versprechungen erfüllt hatte, so entschlug man sich, die den Hugonotten im Allgemeinen, und dem Könige von Navarra und dem Prinzen von Condé im Besondern bedungenen Friedensartikel zu halten. Die kirchlichen Versammlungen der Hugonotten wurden sogar mit stillschweigender oder ausdrücklicher Erlaubniß des Königs aller Orten gewaltthätiger Weise gestört. Der Prinz von Condé erhielt weder den Besitz der Statthalterschaft von der Pikardie, noch die Stadt Peronne. Die Errichtung der Paritätskammern in den Parlamentern wurde unter verschie-

Jahr denen Vorwänden verzögert. Von so vielen Gliedern, welche
1576. erwählt werden sollten, hatte der König allein den D'Arenes, einen der Deputirten bey den Friedensunterhandlungen, zum Präsidenten der Pariser Kammer ernannt: das Parlament weigerte sich aber, ihn anzuerkennen, ohne daß der König es übel aufgenommen hätte. Alles dieß verkündigte deutlich die Gesinnungen des Königs, welche die Gemüther jener Katholiken, die ohne Leidenschaft oder Interesse über die Staatsangelegenheiten urtheilten, beruhigten, und den größten Theil der Unbefangenen bewogen, das Resultat der vom Könige auf den fünfzehnten November nach Blois berufenen Generalstaaten abzuwarten.

Die Herren von Guise waren nicht saumselig, jede Gelegenheit zur Vergrößerung ihrer Gewalt und zur Sicherstellung der mit ihrem Interesse auf's engste verketteten Religion zu ergreifen: sie fingen an, insgeheim einen katholischen Bund in allen Provinzen des Reichs zu Stande zu bringen, um, wie sie vorwendeten, der Herrschaft und weitern Verbreitung der Ketzerey einen Damm entgegen zu setzen, welcher durch die Friedensartikel gleichsam das Siegel der Rechtlichkeit aufgedrückt worden sey. Ihre wahre Absicht aber ging dahin, die katholische Partey in einen ständigen Körper zu vereinigen, und sich desselben zu ihrer eigenen Sicherheit und zur Begründung jener Partey zu bedienen, deren Häupter sie waren. Der Herzog Heinrich von Guise, und Carl, Herzog von Mayenne, so wie der Cardinal Ludwig von Guise, ihr dritter Bruder, hatten nicht nur die Macht, den Ruf und die Herrschaft ihres Vaters über die katholische Partey geerbt, sondern sich auch durch ihre Tapferkeit und Thätigkeit eine außerordentliche Liebe des Volkes erworben, welches sie durch ihre Wohlthaten und ihre Volksmäßigkeit, so wie durch ihren Eifer in der Unterstützung der katholischen Religion an sich fesselten, zu deren

Vertheidigern sie sich mit Hintansetzung jeder andern Betrachtung aufgeworfen hatten. Mit diesen verband sich der Chevalier von Aumale, der Herzog von Elboeuf, der Herzog von Mercoeur mit seinen Brüdern, welche alle mit dem Könige und dem Hause von Lothringen verwandt waren. Jahr 1576.

Da sie wieder ihre Erwartung den Frieden unter so ungerechten, der katholischen Religion, ihrer Partey und ihrem Rufe nachtheiligen Bedingnissen geschlossen und ratificirt sahen, so fingen sie an, durch ihre Indignation und ihren Zorn, welcher gewöhnlich den verborgenen Menschen zum Vorscheine bringt, gereitzt, in die Absichten des Königs Mißtrauen zu setzen. Es schien ihnen, daß ein so kriegerischer und hochsinniger Fürst sich nicht durch die Kühnheit seiner Unterthanen zu solchen schimpflichen und entehrenden Entschlüssen würde haben verleiten lassen, wenn er nicht in der Tiefe seiner Seele größere und wichtigere Entwürfe brütete. Der König ließ sie aus dieser Ursache durch die Königinn-Mutter und seine Vertrauten versichern, daß seine Absicht dahin ziele, die Friedensbedingnisse auf den Generalstaaten zu Blois entweder einschränken, oder für ungültig erklären zu lassen; er habe nur deßwegen zu einem so schimpflichen Vergleiche die Hände geboten, um den Hugonotten den Herzog von Alençon, diese so mächtige Stütze, zu entreißen; übrigens werde er bey eintretenden Umständen durch schickliche Mittel Allem abzuhelfen suchen. Die Prinzen ließen sich durch diese Erklärung nicht beruhigen, sondern sie suchten von Tage zu Tage immer tiefer in den geheimen Plan des Königs zu dringen; sie waren über die erlassene Verordnung desselben aufgebracht, durch welche er Allen, aber in der That nur ihnen, die Mittel benahm, ihre Kreaturen und die Anhänger der katholischen Partey zu befördern. Da sie sich nichts Gutes zum

Jahr 1576. Könige versahen, so beschlossen sie, sowohl das Gebäude ihrer Macht fest zu gründen, als durch dieselbe die Plane des Königs zu vereiteln. Dieß konnten sie nicht anders als durch die Vereinigung aller ihrer Anhänger in einen mächtigen Körper bewerkstelligen, dessen Ausdehnung zwar ungeheuer, dessen Glieder aber durch ganz Frankreich zerstreut waren. Die gegenwärtigen Umstände bothen ihnen die vortrefflichste Gelegenheit dar, die Gemüther durch einen scheinbaren Vorwand anzuködern, und die Furchtsamen, so wie diejenigen, welche über den Friedensschluß aufgebracht waren, in ihren Netzen zu fangen, und sie zu entflammen. Sie suchten zuerst die Gesinnungen der Pariser und Pikarden zu erforschen; jene waren immer die eifrigsten Anhänger der katholischen Religion, diese immer voll Furcht vor dem Prinzen von Condé, welchem die Statthalterschaft der Pikardie zugesagt worden. Der König selbst verschaffte ihnen Gelegenheit, Versammlungen halten, und sich verständigen zu können. Er hatte sich durch seinen Hang zur Andächteley, durch die Ermahnungen und Schriften des Jesuiten Castorio und andere Religiosen von verschiedenen Orden verleiten lassen, eine Menge Brüderschaften einzuführen, welche sich durch verschiedene Kleidungen und Nahmen von einander auszeichneten, und an gewissen Tagen versammelten, um Prozessionen und geistliche Übungen unter dem Vorwande zu halten, damit der Zorn Gottes besänftiget, die Zwietracht entfernt, die Gemüther vereinigt, und die Ruhe des Reiches vom Himmel herab erflehet würde. Die wahre Absicht des Königs war, seinen geheimen Regierungsplan dadurch zu verhullen. Die Katholiken konnten sich also nicht nur öffentlich und ungehindert überall versammeln, sondern sie fanden auch noch Gelegenheit und Stoff, um sich über die gegenwärtige Lage des Reichs zu unterreden, und den elenden

Zustand desselben zu beklagen, auf welchen dasselbe durch die Begünstigung der Ketzerey gebracht worden. Von diesen Klagen gingen sie zur Untersuchung der Regierung über. Es war den Geistlichen, und andern listigeren, von den Absichten der Häupter besser unterrichteten Anhängern nicht schwer, den Samen jenes berüchtigten Bundes auszustreuen, und die Grundsteine desselben zu legen, weil er so ganz zu den frommen Absichten paßte, aus welchen die Katholischen überall Versammlungen hielten. Jahr 1576.

Jakob von Humieres, Gouverneur von Peronne, Montdidier, und Roye brachte zuerst in der Pikardie die Ligue zu Stande. Er war einer der vornehmsten und reichsten Herren in dieser Provinz, und aus besonderen Ursachen ein Feind der Montmorency's, und sonach des Prinzen von Condé. Er fürchtete nicht ohne Grund, daß derselbe ihn seiner Gouvernements berauben werde, sobald derselbe zu dem Besitze der Statthalterschaft gelangt wäre. In den Bruderschaftsversammlungen, welche zu Peronne, so wie in andern Orten gehalten wurden, ermahnte er die Einwohner dieser Stadt, nicht zuzugeben, daß dieselbe der Sitz und Zufluchtsort der Ketzerey werde, aus welchem sie die umliegenden Gegenden mit Feuer und Schwert verwüsten könnten. Er bewies ihnen, daß der Tag des Einzuges dieses Prinzen der Letzte ihrer Freyheit sey: sie würden unter dem Joche von Ketzern, Aufrührern und Fremdlingen nicht mehr Herren ihrer Güter, Häuser, Weiber und Kindern seyn, sondern alles eine Beute der Habsucht und Grausamkeit dieser Tyrannen werden. Er stellte ihnen vor, daß sie nichts Gutes erwarten könnten, die Sachen möchten in der Folge eine Wendung nehmen, welche sie wollten: denn gewönnen die Hugonotten die Oberhand, so würden sie der schnöden Herrschaft der Engländer unterliegen, welchen der Prinz schon, wie man wisse, versprochen habe, die Städte und Fe-

Jahr 1576. stungen in der Pikardie einzuräumen. Behielten die Katholischen das Übergewicht, so hätten sie nichts als hartnäckige Belagerungen und alles Elend des Krieges zu erwarten. Der Prinz dringe nur deßwegen so sehr auf den Besitz dieser Festung, um in diesem Zufluchtsorte den letzten Streichen seines widrigen Schicksals Trotz zu biethen. Diese scheinbaren Gründe wirkten auf das Volk von Peronne. Da die Einwohner der benachbarten Städte Montdidier, Dourlens und Roye eben so gestimmt waren, so errichteten sie unter sich ein Bündniß, um den Prinzen von Condé zu verhindern, von diesen Städten und der Statthalterschaft Besitz zu nehmen, und die katholische Religion umzustürzen.

In Paris machte die Ligue gleiche Fortschritte. Der Eifer des Volkes für die Religion, und die offenbare Feindschaft, zu welcher es sich jederzeit gegen die Hugonotten bekannte, hatte die Gemüther zur Empfängniß derselben bereitet. Die meisten Glieder des Parlaments und des Municipalrathes der Stadt, so wie eine Menge Mönche, brachten in den Versammlungen der Brüderschaften auf eine geschickte Art die Ligue zu Stande. Schon hatten Menschen aus allen Ständen diesen Bund beschworen. Dem Beyspiele der Pikarden und Pariser folgte der Adel von Poitou und Touraine, weil diese Provinzen den Besitzungen der Hugonotten am nächsten lagen, und der drohenden Gefahr ihrer Herrschaft am meisten ausgesetzt waren. Ludwig von La Tremouille, Herzog von Thouars, ein Herr von eben so großem Rufe und altem Adel, als unruhigem Geiste, ward der Stifter dieser Verbindung, welche nicht nur den größten Theil des geistlichen Standes, sondern auch eine Menge Bürger in sich schloß. In den übrigen Provinzen fehlte es auch nicht an Häuptern, die Conföderation einzuführen, und an Menschen, in dieselbe zu treten. Männer, welche mit ihrem Ansehen Argliſt verban-

den, unterstützten sie mit lobenswürdigen und scheinbaren Gründen, und köderten die Leichtgläubigen an. So verbreitete sich dieser Bund mit unglaublicher Schnelligkeit durch alle Städte und Provinzen. Diejenigen, welche demselben beytraten, mußten folgenden Aufsatz unterschreiben. Jahr 1576.

„Im Nahmen der allerheiligsten Dreyfaltigkeit, des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes. Die Conföderation der Prinzen, Baronen und Edelleute hat zur Absicht, Erstens: das göttliche Gesetz und den Gottesdienst nach der von der römisch-katholischen und apostolischen Kirche vorgeschriebenen Weise wieder herzustellen, und jeden wider den Glauben derselben streitenden Irrthum abzuschwören; Zweytens: dem Könige Heinrich III. und seinen allerchristlichsten Nachfolgern ihre Krone, ihren Glanz und den schuldigen Gehorsam ihrer Unterthanen zu erhalten, wie es in den Artikeln enthalten ist, welche man dem Könige in der Versammlung der Generalstaaten überreichen, und die von den Königen bey ihrer Salbung und Krönung mit der feyerlichsten Versicherung beschworen werden, daß sie nichts gegen die Beschlüsse der Generalstaaten unternehmen wollen. Drittens: die Provinzen und Stände dieses Reiches in ihre Vorzüge, Rechte, und alte Privilegien, wie sie unter dem ersten christlichen Könige Klodwig bestanden, nicht nur wieder einzusetzen, sondern auch, wenn es möglich ist, noch größere und fruchtbarere zu erhalten. Im Falle, daß sich irgend Jemand diesem widersetzen, oder es verhindern wollte, sind alle Verbündeten gehalten, ihr Gut und Blut daran zu setzen, um diejenigen so lange zu verfolgen, und zu bestrafen, welche sich einer solchen Hinderniß oder Widersetzlichkeit unterfingen, bis die obigen Artikel erfüllt seyn werden. Im Falle, daß einer der Verbündeten oder ihrer Freunde und Anhänger beschwert, verfolgt, oder wegen dem Beytritte zu diesem Bunde in Untersuchung gezogen werden sollte, sind al-

Jahr le Verbündete gleichmäßig verbunden, Gut und Blut daran
1576. zu setzen, um sich entweder durch den Weg Rechtens oder der Waffen an dem angreifenden oder beleidigenden Theile zu rächen. Sollte es geschehen, daß einer der Verbündeten unter irgend einem Vorwande oder einer Entschuldigung der Conföderation abtrünnig würde, (welches aber Gott verhüthe) so sollen diese Eidbrüchigen durch alle möglichen Mittel und Wege als Feinde Gottes, als Rebellen und Störer der öffentlichen Ruhe rastlos an Leib und Habe verfolgt werden, ohne daß die Bundesbrüder wegen dieser Rache weder privat noch öffentlich angesehen, und in Untersuchung gezogen werden könnten. Die Verbündeten schwören ihrem zu erwählenden Oberhaupte Gehorsam und Treue, Hülfe und Rath sowohl zur Erhaltung dieses Bundes, als zum Untergange derjenigen, welche sich dessen Befehlen widersetzen werden; auch sollen die Widerspenstigen oder Eidbrüchigen von dem Haupte bestraft werden, welchem jeder Verbündete unbedingten Gehorsam leisten muß. Alle Katholiken in den Städten und auf dem platten Lande sollen insgeheim durch die Gouverneurs von den Örtern, wo sie den Bund beschwören können, benachrichtigt, und eingeladen werden, ihr Contingent an Mannschaft, Waffen, Munition und andern Bedürfnissen nach Maßgabe ihrer Kräfte zu liefern. Einem jeden Verbündeten wird verbothen, Zwietracht zu erregen, oder Rechtsstreite unter einander ohne Erlaubniß des Hauptes zu erheben, dessen schiedsrichterlicher Gewalt und Entscheidung alle sowohl über Güter, als in Ehrensachen entstehende Streitigkeiten überlassen sind. Alle sind verbunden, folgenden Eid zu schwören:

„Ich schwöre auf das heilige Evangelium, und nehme Gott meinen Schöpfer zum Zeugen dieses Schwures, auf dessen Bruch die Strafe der Excommunication und der ewigen Verdammniß haftet, daß ich in diesen heiligen katholi-

schen Bund auf die mir vorgelesenen Artikel getreten bin, entweder zu befehlen, oder zu gehorchen, und zu dienen, wie es mir wird aufgetragen oder befohlen werden. Ich verspreche auf meine Ehre und mein Leben, demselben bis zum letzten Tropfen meines Blutes getreu zu bleiben, weder eidbrüchig zu werden, noch irgend einem Befehle unter irgend einer Entschuldigung, einem Vorwande, oder irgend einer Gelegenheit entgegen zu handeln." Jahr 1576.

Diese Schrift war von den Herren von Guise mit so viel Arglist abgefaßt worden, daß sie, unter dem Vorwande, dem Könige zu gehorchen, und dessen Gewalt aufrecht zu erhalten, ihm alle Gewalt und allen Gehorsam entzogen, um das Haupt ihres Bundes damit zu bekleiden. Die Kopeyen derselben wurden durch Männer, welche mit ihnen auf's engste verbunden, und damit interessirt waren, mit so vieler Vorsicht verbreitet, daß sie nach und nach in jeden Ort drangen, ohne daß man den Urheber derselben entdecken konnte. Der Bund dehnte sich so stark, aber insgeheim, aus, weil die Gemüther herkömmlich schon Neuerungen entgegen harreten, und verband in kurzer Zeit alle diejenigen in einen und den nähmlichen Körper, welche entweder aus Religionseifer, oder Interesse, oder aus Feindschaft gegen die hugonottischen Prinzen, oder aus Neigung zu Neuerungen es für ersprießlich oder nothwendig hielten, in denselben zu treten. Die Erhaltung und Vertheidigung dieses Bundeskörpers gegen die Angriffe des Königs erforderte einen hinlänglichen Fond und den Schutz irgend einer großen Macht. Die Herren von Guise hielten es eben so für erlaubt, sich des Armes auswärtiger Fürsten sowohl zur Vertheidigung der Religion als seiner selbst zu bedienen, als es den Hugonotten gewesen, die Hülfe und Unterstützung der Königinn von England anzurufen. Sie fingen also geheime Unterhandlungen mit Rom und Spanien an, um

Jahr 1576. den Schutz des Papstes, und von Letzterem Hülfsgelder und Geld zu erhalten. Sie fanden beyde Höfe zu ihrer Unterstützung geneigt. Der Papst war über den mit den Hugonotten geschlossenen Frieden aufgebracht, und voll Furcht; er griff also mit beyden Händen nach dieser Gelegenheit, um sich ihren weiteren Fortschritten zu widersetzen. Der katholische König befürchtete, die Absichten des Herzogs von Alençon möchten auf die Niederlande gerichtet seyn; er glaubte, daß Heinrich III. selbst einverstanden sey, seines Nachbars Haus in Brand zu stecken, um das Seinige zu löschen. Er versicherte also jene seiner Hülfe, welche das Kriegsfeuer in Frankreich wieder anzünden wollten, und hoffte, daß die in diesem Reiche herrschende Zwietracht und Unruhen ihm die vortheilhaftesten Aussichten eröffnen, und während denselben seinen Staaten den Frieden und die Ruhe erhalten würden. Der Cardinal Nikolaus von Pellevé, ein alter Diener des Hauses von Guise, besorgte als Agent zu Rom das Interesse der Ligue. Gregor XIII., ein Mann von sanftem und aufrichtigem, aber zu leichtgläubigem Charakter, gab den Vorschlägen desselben vollkommenes Gehör, welche von nichts als von Treue, Religion, von brüderlicher Liebe, von Eifer für das öffentliche Wohl, von Abstellung der Mißbräuche tönten, obschon in den Grund Privatleidenschaften und Interesse verwebt waren. Dieß war aber dem Römischen Hofe nicht unbekannt; Viele, welche über diese so große und neue Unternehmung sprachen, schrieben die Ursache derselben dem Verlangen der Guisen zu, den Geist und den Willen des Königs zu beherrschen, welcher ohne ihren Rath und Beystand regieren zu wollen schien. Andere waren der Meinung, daß sie nur ihre mit so viel Zeit, Mühe und Anstrengung errungene Größe erhalten wollten. Es fehlte auch nicht an Jenen, die vielleicht aus Haß gegen diese Partey weiter gingen, und sie beschuldigten, daß sie viel größere und ver-

borgene, wahre oder erdichtete Plane im Schilde führten, Jahr 1576.
welche nachher bekannt wurden. Es hieß, als wenn sie den König, unter dem Vorwande der Unfähigkeit und Weichlichkeit, vom Throne stoßen, und die Krone auf das Haus von Guise übertragen wollten, welches, wie einige behaupteten, in gerader Linie von Carl dem Großen abstamme. Es ist nicht so leicht zu bestimmen, ob diese hochtrabenden Projecte von langer Hand schon entworfen worden, oder ob sie bloß durch Begünstigung der nachher erfolgten Zeitumstände entstanden sind; denn so sehr auch die Hugonotten sie zu verbreiten und zu vergrößern suchten, so sehr waren auch die Guisen darauf bedacht, sie zu verbergen und zu läugnen; sie konnten aber zwey mächtige Beweggründe ihrer Handlungen nicht läugnen, nähmlich ihr Mißvergnügen, daß sie den jetzigen König nicht eben so beherrschen konnten, wie es mit Carl IX. und Franz II., seinen letzten Vorfahren, der Fall war, und das Verlangen, an der Spitze der katholischen Partey zu stehen, welche ihre Voreltern gebildet hatten, und durch sie vergrößert und befestigt worden. Man fügte noch einen dritten Grund hinzu, nähmlich die Nothwendigkeit, die Absichten des Königs, welcher sich von dem Joche der Parteyen befreyen wollte, zu vereiteln, die auf ihren Untergang zielten. Diese Beweggründe, welche man dem Papste nicht gänzlich verbergen konnte (denn sein Hof war zu scharfsichtig, um sie nicht zu durchschauen), hielten ihn eben so stark von einem Entschlusse zurück, als ihn der Eifer für die Erhaltung der Religion dazu anspornte. Indeß der Papst sich für die Ligue geneigt zeigte, ohne sich doch für dieselbe zu erklären, fand dieselbe am Spanischen Hofe im Gegentheile einen leichteren Eingang. Der katholische König mußte nach der Beschaffenheit der Vorschläge viel eher wünschen, daß sich die Ligue seinem Schutze unterwürfe, ohne sich lange bitten zu lassen. Dieß war offenbar der Weg,

Jahr 1576. um nicht allein die Sicherheit seiner Staaten zu bewerkstelligen, sondern auch große Eroberungen zu machen, oder doch wenigstens die Macht Frankreichs zu theilen, und zu beschäftigen, mit welchem Spanien so lange und so hartnäckige Kämpfe bestanden hatte. Diese Machinationen, und vorzüglich jene, welche innerhalb seinem Reiche angesponnen wurden, blieben Heinrichen III. nicht unbekannt: die Königinn-Mutter und seine vertrauten Rathgeber hatten ihn davon unterrichtet. Der Graf von Retz gab ihm insbesondere die Nachricht, daß De Vins in der Provence die Ligue unterzeichnen lasse, und der Prinz von Condé mittelst des Herrn von Montaigü von der Union in Poitou. Überdieß wurde ein gewisser Nikolaus David, Parlamentsadvokat von Paris, auf seiner Reise angehalten und gefangen gesetzt, welcher, wie er sagte, von den Guisen nach Rom geschickt worden, um diese Sache zu unterhandeln. Die Hugonotten machten einige demselben gegebene Instructionen durch den Druck bekannt, welche den Plan der katholischen Ligue 1) und ihre Absicht enthielten, sich der Krone zu bemächtigen; sie waren aber größten Theils mit so chimärischen und unglaublichen Sachen angefüllt, daß man allgemein dafür hielt, sie seyen nur erfunden worden, um die Herren von Guise gehässig und verdächtig zu machen. Sie läugneten nicht nur gänzlich den Inhalt dieser Instructionen, sondern erklärten auch den David, wenn man solche Schriften bey ihm gefunden, für einen Wahnsinnigen und Tollhäusler. Sie setzten die Federn ihrer Anhänger in Bewegung, um die Ungereimtheit dieser Beschuldigungen zu zeigen. Nichts bestärkte den König mehr in seinem Ver-

1) Dieser Plan oder dieses Memoire ist von David in Rom wirklich übergeben worden. Man wollte Heinrich III. wie ehemahls Childerichen, in ein Kloster sperren.

dachte, als die Schreiben des Herrn von Saint Goard, seines Gesandten am spanischen Hofe, welcher ihn benachrichtigte, daß einige Ligueurs an demselben geheime Unterhandlungen pflegten. Vielleicht konnte man so vielen Unruhen und Unordnungen, welche sich täglich erhoben, zu gleicher Zeit nicht steuern, und setzte jene außer Acht, deren Anfang keine bedeutende Folgen vermuthen ließen, um den gefährlicheren entgegen zu arbeiten; vielleicht war auch der König mit den Mitteln zur künftigen Ausführung seines Planes so sehr beschäftiget, daß er die gegenwärtige Gefahr nicht achtete, in der sichern Hoffnung, das Übel mit der Wurzel auf einmahl auszurotten. Es mag nun seyn, wie es will, so ist doch gewiß, daß der König, welcher von allen diesen geheimen Unterhandlungen unterrichtet war, nicht nur nicht den geringsten Schritt that, um deren Wirkungen zu vereiteln, sondern sogar wünschte, daß beyde Parteyen heftig an einander gerathen, und sich selbst aufreiben möchten, um hernach ihr Schiedsrichter zu seyn. Der so allgemein ausgebrochene Haß der Katholischen schien ihm ein guter Grund zu seyn, das Friedensedict zu brechen: es werde alsdann bey der Welt das Ansehen haben, als wenn ihn nicht seine Politik dazu bewogen, sondern der allgemeine Wunsch seiner Unterthanen dazu gezwungen hätte, deren Wohl er wie ein Vater und Herr mehr beherzigen, als dem Vortheile und den Wünschen seiner ungehorsamen und aufrührerischen Unterthanen entsprechen müsse. Aus dieser Ursache hemmte er nicht im geringsten den Gang der Ligue, sondern erregte durch dunkle und verschiedener Auslegungen fähige Erklärungen die Vermuthung, als wenn alles dieß auf seinen Befehl oder mit seiner Einwilligung geschehe. Jahr 1576.

War der König entschlossen, das Friedensedict nicht zu halten, und sich der vortheilhaften Gelegenheit dazu zu bedienen, so war es der König von Navarra und der Prinz von

Jahr 1576. Condé noch mehr, dieselbe zu benutzen. Da sie sich des Herzogs von Alençon entledigt hatten, so faßten sie jede sich darbiethende Gelegenheit an, um das Kriegsfeuer wieder anzuzünden, und sich emporzuschwingen. Der König von Navarra beklagte sich sehr oft bey dem Könige und der Königinn-Mutter, daß man in den Friedensartikeln gar keine Rücksicht auf sein Interesse genommen, und der Prinz von Condé, daß man ihn noch nicht in den Besitz der Statthalterschaft von der Pikardie und der Stadt Peronne gesetzt habe. Der König hatte die Erfüllung dieser Artikel unter allerhand Vorwänden immer verzögert, und stellte Alles der Entscheidung der Generalstaaten anheim. Die Entstehung der Ligue war für sie jetzt ein um so dringender Anlaß, ihre Klagen zu wiederhohlen: sie stellten vor, daß sie in diesem unsichern und zweydeutigen Zustande nicht länger bleiben könnten, indeß ihre Feinde sich in Verfassung setzten, um sie zu unterdrücken. Der durch diese Klagen behelligte König schlug dem Prinzen von Condé statt Peronne und der Statthalterschaft von der Pikardie die Städte Saint-Jean d'Angely und Cognac vor, welche an den Gränzen der hugonottischen Provinzen lagen: es war aber seine Absicht nicht, diese Versprechungen zu erfüllen, sondern ihn damit hinzuhalten. Der Prinz von Condé bemeisterte sich unversehens dieser Städte, ohne einen ausdrücklichen Befehl abzuwarten, und berief, durch diesen glücklichen Anfang aufgemuntert, den Baron von Mirebeau unter dem Vorwande gewisser Geschäfte zu sich, welchen er überredete, ihm Brouage zu übergeben. Diese Festung war sowohl wegen ihrer Lage an den Ufern des Oceans, als wegen den ergiebigen Salzwerken und den daraus fließenden reichlichen Einkünften für ihn von großer Wichtigkeit. Er legte in dieselbe eine starke Besatzung unter dem Befehle von Montaigü, und ließ sie mit Munition und mehrern Festungswerken in der größten

Geschwindigkeit versehen. Hierbey blieb er nicht stehen, son- Jahr 1576.
dern brachte mittelst seiner Anhänger in wenigen Wochen Pont, Royan, Talmont, Marans und mehrere andere wichtige Plätze in Saintonge in seine Gewalt.

Der König von Navarra, dessen Geist einer höheren Bestimmung entgegen strebte, bediente sich nur der Kühnheit und Schnelligkeit des Prinzen von Condé in jenen Fällen, wo Gewalt nothwendig war, und ging übrigens mit der größten Mäßigung zu Werke, welche seinem Charakter und seiner Neigung anpaßte. Als Statthalter der Provinz brachte er die vornehmsten Städte in seine Gewalt, zeigte in Worten und Handlungen nichts als Sanftmuth gegen die Katholiken, eine große Verehrung des Königs, ein ganz besonderes Verlangen, Hab und Gut eines Jeden zu schonen, und den größten Schmerz über die Übel und Verwüstungen, welche er durch den Krieg dem Lande verursachen würde. Durch diese Kunstgriffe gewann er das Volk von Perigord, die Städte Loudün, Agen, La Ganache, und verschiedene andere minder wichtige Plätze, und setzte sich in den Besitz der ganzen Provinz, die Stadt Bordeaux, der Sitz eines Parlaments, ausgenommen, deren Bürger sich immer geweigert hatten, ihn aufzunehmen. Er suchte sie, mehrerer abschlägiger Antworten ungeachtet, durch ehrenvolle Deputationen und prächtige Versprechungen anzuködern, und sie zu versichern, daß er von jenem heftigen Parteygeiste und der in den bürgerlichen Kriegen zeither von andern Chefs ausgeübten Grausamkeit weit entfernt sey, da er ja ganz freywillig die von seiner Mutter eingestellte Ausübung der katholischen Religion in seinen Erbstaaten wieder hergestellt habe, mit vieler Ehrfurcht die Geistlichen behandle, und durch günstige Erklärungen das Interesse ihrer Religion handhabe. Es mag dieß nun arglistige Verstellung oder Charakter gewesen seyn (denn erstere fließt gewöhnlich

Jahr 1576. aus letzterem), die Wirkung entsprach seinen Absichten; er wälzte von sich jenen Haß ab, welchen man gegen die andern Häupter dieser Partey, als gegen Feinde des öffentlichen Wohles, hegte, und suchte alle Hugonotten nach dem Beyspiele der Katholischen in einen Körper zu vereinigen.

Nach erhaltener Erlaubniß von den Bürgern begab sich der König von Navarra nach La Rochelle. Da er es für äußerst wichtig und nothwendig hielt, die höchste Gewalt in dieser Stadt zu besitzen, so wußte er auf eine so geschickte Art die Einwohner zu gewinnen, welche voll Argwohn und gar nicht geneigt waren, sich irgend jemand zu vertrauen, daß er auf den Vorschlag derselben und mit Einwilligung aller andern ihrer Partey anhängenden Städte, deren Deputirten sich in dem nähmlichen Orte versammelt hatten, zu ihrem Haupte und Beschützer, so wie der Prinz von Condé zu dessen General-Lieutenant erklärt wurde. Er erwarb sich durch seine Offenheit und Mäßigung, so wie durch die allgemeine Liebe die unumschränkteste Gewalt unter den Seinigen, welche er bey dem herrschenden Argwohne und so vielen Mitwerbern durch andere Künste nicht errungen haben würde. Weder der Prinz von Condé, noch der Marschall von Damville, selbst nicht La Noue oder Rohan würden sich ihm so leicht unterworfen haben, wenn sie nicht dem Glanze seines Nahmens und seiner Geburt, der überwiegenden Liebe des Volkes zu demselben, und seinen Herrscherkünsten hätten weichen müssen.

Der König von Navarra hatte nun die Oberherrschaft seiner Partey durch die Begünstigung der Einwohner von La Rochelle erhalten: er sah aber, daß Fervaques allen Hugonotten und vorzüglich denen von La Rochelle verdächtig war. Sie hielten ihn für einen gefährlichen Mann, und wünschten ihrer Sicherheit wegen, daß er dem Rohan, La

Roue, Mouy, Langoiran, und den andern Veteranen ihrer Partey sein Vertrauen schenken und denselben sowohl an seinem Hofe als bey dem Heere die vornehmsten Stellen ertheilen möchte. D'Aubigni, sein Stallmeister *), versicherte ihn, daß Fervaques kurz vor seiner Flucht dem Könige das Vorhaben entdeckt habe; sie seyen deßwegen nicht angehalten worden, weil der König dem Fervaques nicht den geringsten Glauben beygemessen. Der König von Navarra ergriff diese Gelegenheit, um denselben von sich zu entfernen, besetzte seinen Staatsrath mit Männern von bekannter Treue und Rechtschaffenheit, und benahm dadurch nicht nur den Einwohnern von La Rochelle, sondern auch den benachbarten Provinzen den Verdacht, als wenn er seine Gewalt in eine tyrannische Herrschaft verwandeln wollte, und zog selbst die Gemüther vieler Katholiken an sich, welche geneigt waren, ihm zu dienen und zu folgen, wenn sie nur die Religion ihrer Vorältern beybehalten konnten. Er verwendete auch sein Ansehen bey den Bürgern von La Rochelle, um die Ausübung der katholischen Religion in ihrer Stadt zu erlauben. Er begehrte, daß noch vor seiner Abreise in einer kleinen Kirche Messe gelesen würde, welcher viele Katholiken beywohnten. Diese mit so viel Bescheidenheit und Mäßigung verbundenen Handlungen erwarben ihm eben so sehr bey den Seinigen die größte Liebe, als sie den Haß auslöschten, welchen die Herren von Guise gegen ihn als einen Apostaten bey allen Ständen des Reichs zu entflammen suchten. Jahr 1576.

*) Er war Fervaques Stallmeister.

Drittes Kapitel.

Versammlung der Generalstaaten zu Blois. Rede des Königs bey Eröffnung derselben. Cabale der Guisen. Der König erklärt sich zum Haupte der Ligue. Die Stände gehen auseinander, ohne Krieg oder Frieden zu beschließen. Heinrich wünscht den Frieden. Fruchtlose Unterhandlungen. Fortsetzung des Krieges. Die Katholischen erobern mehrere Städte und Festungen. Friedensedict von Poitiers.

Jahr 1576. In der allgemeinen Verwirrung und bey der gänzlichen Herabwürdigung der königlichen Gewalt, gegen welche die Politiker und die Hugonotten in offener Fehde lagen, und die katholische Ligue im Hinterhalte lauerte, schöpfte der König große Hoffnungen, seinen Zweck durch die Generalstaaten zu erreichen, welche er zu Blois zu halten beschlossen hatte. Er kam in dieser Stadt mit seiner Mutter und dem Herzoge von Alençon, seinem Bruder, den zehnten November an, nachdem er die Deputirten der Provinzen durch Schreiben ermahnt hatte, sich dort ohne Aufschub einzufinden. Dieser Befehl wurde mit so vieler Pünctlichkeit befolgt, daß man die Versammlung der Generalstaaten den sechsten December feyerlich eröffnete. Die Absichten des Königs gingen, seinem ersten Plane gemäß, dahin, mittelst der Generalstaaten einen sichern und allgemeinen Frieden zu gründen, welchem sich nachher Jedermann unterwerfen müßte, wenn die allgemeine Einwilligung der Nation denselben besiegelt haben würde. Er beschloß, den-

selben mit Standhaftigkeit und Nachdruck zu handhaben, Jahr 1576.
und die Feindschaften und den Parteygeist in denselben zu begraben, damit er hernach Zeit gewönne, seinen Plan auszuführen, nähmlich beyde Parteyen zu entkräften, und zu unterdrücken. Er hoffte, daß alle Stände des Reichs bereitwillig seyn würden, einen Vergleich auf erträgliche und mäßige Bedingnisse einzugehen. Vor allen mußte die Geistlichkeit den Frieden wünschen, weil sie in diesen Religionskriegen ungeheuere Geldbeyträge liefern mußte. Der Adel war durch Strapazen erschöpft, und das Volk, nebst den beständigen und unerträglichen Steuern, sowohl auf dem Lande den Verwüstungen und Plünderungen der Soldaten, als in den Städten der Stockung des Handels und allen Übeln des Krieges ausgesetzt.

Nachdem der König in dieser Absicht und mit solchen Hoffnungen die Generalstaaten versammelt hatte, so eröffnete er sie mit einer sehr nachdrücklichen Rede, in welcher er den elenden Zustand dieses ehemahls so blühenden und mächtigen Frankreichs vorstellte: eine fast unauslöschliche Zwietracht hat das Reich an den Rand des Unterganges gebracht, da alle Stände desselben ihren vorigen Glanz und ihre Würde verloren. Der Gehorsam und die Verehrung der königlichen Majestät ist verschwunden, welche allezeit die unterscheidende Eigenschaft der Franzosen gewesen; der Parteyhaß, und der so viele Jahre anhaltende Bürgerkrieg hat die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande und der Gerechtigkeit erstickt, die Ehrfurcht gegen die Obrigkeiten zu Füßen getreten, und die Reinheit der Sitten verdorben. Ich weiß, daß das Elend des Volkes allezeit der schlechten Regierung des Fürsten zugeschrieben wird; aber mein Gewissen spricht mich von dieser Schuld frey, und ich zweifle nicht, daß diejenigen, welche das zarte Alter des seligen Königs, meines Bruders, und das meinige, so wie die Zeit in Erwägung ziehen, als das Übel seinen Anfang nahm,

Jahr 1576. mir das nähmliche Zeugniß geben werden. Eben so ist es einem jeden bekannt, was ich zur Unterdrückung und Ausrottung der gegenwärtigen Übel gethan habe; meine erfochtenen Siege sind der ganzen Welt kund worden; die Erfahrung hat aber gelehrt, daß die Strenge nichts fruchtet, und das Blutvergießen das Übel schwächt, aber die Bösartigkeit und Heftigkeit desselben nicht hebet. Die Religion selbst welche nur im Schatten des Friedens blühet, ist durch den Bürgerkrieg so sehr herabgesunken, daß, anstatt durch gewaltthätige Mittel die Gemüther der Irregeführten zurück zu bringen, die Gläubigsten selbst wankend geworden sind. Ich hatte deßwegen noch vor meiner Abreise nach Pohlen den Frieden bewerkstelligt, um das Elend des Reiches zu mindern. Nach meiner Thronbesteigung versuchte ich alles Mögliche, um demselben die Ruhe zu erhalten. Zu diesem Behufe ließ ich die Generalstaaten zusammen kommen, um mit dem Beyrathe guter und getreuer Unterthanen Mittel und Wege auszufinden, dem gegenwärtigen Elende zu steuern. Sollte es mir nicht gelingen, so wünschte ich lieber, daß mich der Tod in der Blüthe meines Alters hinweg raffte. Es ist also Zeit, mit gemeinsamer Hand auf ein Mittel zu denken, um den wechselseitigen Haß und die Feindschaften, die Zwietracht und das Kriegsfeuer auszulöschen, durch gelinde Wege der Religion ihren vorigen Glanz wieder zu verschaffen, und in die Herzen der Unterthanen den Gehorsam auf's neue zu pflanzen, welchen sie ihren Königen schuldig sind; die Handhabung der Gerechtigkeit herzustellen, die Laster auszurotten, und den Ausschweifungen zu steuern, welche unsere alte Redlichkeit und Reinheit der Sitten verdorben haben. Wir müssen endlich einmahl die Geistlichkeit von der drohenden Gefahr, den Adel von den Strapazen des Krieges, und das Volk von dem Elende desselben befreyen, dessen Fortdauer es mit dem bittersten Schmerze sehen muß. Ich glaube, daß es zur Er-

reichung dieses heilsamen Endzweckes kein kräftigeres und sicheres Mittel gibt, als ein auf mäßige und billige Bedingnisse gegründeter Vergleich. Nichts desto weniger bin ich bereit, Gegenvorstellungen anzuhören, und die heilsamsten und ausführbarsten Vorschläge und Mittel anzunehmen. Ich ermahne also jeden auf's dringendste, alle Privatinteressen und Leidenschaften auf die Seite zu setzen, und aufrichtig jene Mittel vorzuschlagen, welche man zur Erleichterung des Reichs und zur Herstellung der Ruhe für die dienlichsten hält. So wie ich euch in Allem um eueren Rath fragen werde, eben so bin ich fest entschlossen, alles das pünctlich beobachten zu lassen, was die Generalstaaten verordnen und beschließen werden. Jahr 1576.

Der Kanzler Biraga nahm nach dem Könige das Wort, stellte das Nähmliche in einer weitläuftigern Rede vor, und schloß damit, daß, da die Königinn-Mutter durch ihre hohe Klugheit, und der König durch seine Tapferkeit und Großmuth Frankreich bis jetzt mitten unter so vielen Unruhen und Gefahren vom Untergange gerettet hätten, die Stände sich vereinigen, und die heilsamsten und nützlichsten Vorschläge machen müßten, um das Elend des Reichs zu erleichtern, und dasselbe vor künftigem zu bewahren. Die Stände dankten dem Könige für seine guten Gesinnungen, und gelobten von ihrer Seite guten Willen und Ergebenheit. Obschon in dieser ersten Sitzung die Gesinnungen des Königs und jene der Stände zusammen zu treffen schienen, so waren sie doch im Grunde von einander sehr verschieden: denn der größte Theil der Deputirten der Provinzen bestand aus denjenigen, welche die katholische Ligue unterschrieben hatten, und unter der Herrschaft und dem Einflusse des Herzogs von Guise standen, der in seiner Abwesenheit seinen Bruder, den Herzog von Mayenne, den Peter von Espinac, Erzbischof von Lyon, den Baron von Senecey und viele andere

Jahr 1576. seiner Anhänger abgeschickt hatte, um den Generalstaaten beyzuwohnen. Die Deputirten, welche in ihren Kammern über die vorgetragenen Gegenstände sich berathschlagen sollten, waren entschlossen, nicht nur allein die Artikel des letzten Friedens zu modificiren, wozu der König gerne seine Einwilligung gegeben hätte, sondern auch denselben gänzlich zu brechen, und mit noch größerem Nachdrucke den Krieg gegen die Hugonotten fortzusetzen, welche schon unter den Waffen standen, weil man ihnen nicht Wort gehalten hatte. Dieß lief den Absichten des Königs gänzlich zuwider, welche den Deputirten vorzüglich aus der Rede des Königs und andern besondern Umständen bekannt waren. Sie sahen voraus, daß er durch seine Gewalt alle ihre Plane und Versuche vereiteln könnte: sie suchten ihm also das Vorrecht, über die Foderungen der Stände zu entscheiden, aus den Händen zu winden, und einen gewissen Rath oder Ausschuß mit der höchsten Gewalt und Entscheidung zu bekleiden. Da die Deputirten des Adels und der Geistlichkeit dazu einwilligten, und die Deputirten des Mittelstandes zum Theile schwiegen, so beschlossen sie, über die Frage: ob die Generalstaaten über den König seyen? nicht öffentlich zu streiten (eine sehr alte Frage, welche aber durch die Praxis der Generalstaaten immer verworfen, und durch die königliche Gewalt jederzeit verworfen worden ist), sondern den König zu bitten, daß er zur Beschleunigung der Geschäfte und zur allgemeinen Beruhigung eine gewisse Anzahl Räthe, welche den Ständen nicht verdächtig seyen, ernennen möchte, die mit zwölf aus den Deputirten erwählten Räthen die Forderungen und Vorschläge eines jeden Standes untersuchen, und die Macht der Entscheidung unter der Bedingniß haben sollten, daß alles das, was von diesem Ausschusse einmüthig beschlossen werde, Gesetzkraft haben, und unwiderruflich seyn solle.

Der König, welcher die wichtige Folge dieser Forde- Jahr
rung einsah, und innerlich darüber sehr entrüstet war, daß 1576.
man ihm seine rechtmäßige Gewalt zu entreißen, und ihn zum Sclaven seiner Unterthanen zu machen suche, strengte nun alle seine Kräfte an, um dieses schwere Ungewitter zu zerstreuen. Er antwortete ganz gnädig, daß er allezeit, wenn ihm die Stände ihre Beschwerden und Forderungen übergeben würden, ohne Verzug ihre zwölf Deputirten anhören wolle, welche sie ernennen könnten; so bald er ihre Gründe in seinem Staatsrathe in Erwägung gezogen, werde er ihnen seine Entschließung wissen lassen, welche Jedermann befriedigen solle. Er werde auch zum größern Troste Aller den Ständen ein Nahmensverzeichniß derjenigen geben, welche in seinem Staatsrathe Sitz und Stimme haben sollten, damit man den Charakter jener Männer kenne, mit deren Rathe er nach dem Beyspiele seiner Vorfahren regieren wolle; er könne aber auf keine Art in die andere Forderung einwilligen, weil es ganz wider das von seinen Vorfahren ausgeübte Recht streite.

Da die Stände ihre Hoffnung vereitelt sahen, und an der Erreichung ihres Zweckes verzweifelten, weil man das Arglistige ihrer Forderungen eingesehen hatte, so wählten sie einen andern Weg, und schlugen vor, daß vor allen Dingen der Punct der Religion entschieden werde. Sie glaubten, daß weder der König, so bald einmahl durch einen Schluß keine andere Religion als die katholische anerkannt worden, noch irgend einer der Deputirten es wagen würde, sich demselben zu widersetzen, obschon Viele unter den Letzteren insgeheim andere Gesinnungen hegten, wodurch denn ganz natürlich jede Hoffnung des Friedens vereitelt, und der Krieg den Hugonotten gleichsam erklärt wurde. Der Erzbischof von Lyon schlug im Nahmen der Geistlichkeit, und der Baron von Seneçey in jenem des Adels mit Einwilli-

Jahr 1576. gung des Peter Versoris, einer der vornehmsten Deputirten des Mittelstandes, und ein Anhänger des Hauses von Guise und der Ligue, vor, daß man den König bitten möge, die Ausübung einer jeden andern Religion, als der römisch-katholischen, zu verbiethen, nach welcher alle Unterthanen des Reiches zu leben gehalten seyn sollten. Diesem Vorschlage traten viele Deputirte des Adels bey, welche ihre Stimmen den Guisen verkauft hatten, obschon mehrere des nähmlichen Standes sich nicht sowohl der Erhaltung des katholischen Glaubens, als vielmehr dem Kriege widersetzten, und behaupteten, daß die Irrenden durch ganz andere Mittel, als durch die Waffen, in den Schooß der Kirche zurück gebracht werden müßten. Der Mittelstand trat dieser letzten Meinung bey, weil die Last des Krieges vorzüglich auf das Volk, nähmlich die Ackerbauer, Kaufleute und Handwerker falle. Einige Deputirte des letzten Standes, welche vorzüglich aus den Unruhen, und durch Interesse mit den Häuptern der Ligue verbunden waren, konnten, aller Bemühungen ungeachtet, die Übrigen der Geistlichkeit nicht gewinnen. Der König hatte den Johann Bodin, ein durch seine Gelehrsamkeit und seine Staatskenntnisse berühmter Mann, und einer der Deputirten des Mittelstandes von Vermandois, insgeheim ausersehen, um in diesem Puncte der Geistlichkeit zu widersprechen. Er suchte in einer langen Rede der Versammlung zu beweisen, wie schädlich und nachtheilig es sey, durch die Erneuerung des Bürgerkrieges Frankreich in das vorige Elend zurück zu stürzen. Diese Rede machte auf die Deputirten des Mittelstandes den tiefsten Eindruck, und würde auch gleichmäßig auf die andern Stände gewirkt haben, wenn sie in ihren Meinungen frey und aufrichtig gewesen wären. Da man mit Menschen zu thun hatte, welche nicht nur allein vom Religionseifer hingerissen waren, sondern auch ihre Stimmen durch einen Schwur gebunden hatten,

so wurde durch die Mehrheit der Stimmen beschlossen, den Jahr 1576.
König auf's dringendste zu bitten, daß er durch alle mögliche Mittel die Einheit der katholischen Religion im Reiche erhalten, und alle Gemeinschaft mit den Hugonotten aufheben möge. Bodin bewirkte aber doch, daß in das Beschwerdenheft des Mittelstandes folgende Clausel eingerückt wurde: „man verlange die Einheit des Glaubens, aber die Herstellung desselben ohne Krieg."

Dieser Entschluß der Stände, deren geheime Machinationen der König erforscht hatte, bewog ihn, sich denselben in der Zukunft nicht zu widersetzen, weil er die Mehrheit der Stimmen offenbar gegen sich hatte, sondern nur den Forderungen der Deputirten auszuweichen; denn widersetzte er sich, so zog er sich die Macht der Ligue auf den Hals, welche jetzt gegen die Hugonotten gerichtet war. Er suchte also den Entschluß der Generalstaaten durch einen Mittelweg zu vereiteln, und schlug denselben vor, daß vor allem, ehe sie etwas beschlößen, Gesandten an den König von Navarra, den Prinzen von Condè und den Marschall von Damville abgeschickt würden, um sie durch triftige Gründe zu überreden, den Generalstaaten Folge zu leisten, ohne daß man von Neuem zu den Waffen greife. Der König hoffte, durch diesen Aufschub irgend ein Mittel gegen den Entschluß zu finden, auf welchem der größte Theil der Deputirten hartnäckig bestand. Der Erzbischof von Vienne, Rubempre, und der Schatzmeister Menager wurden zu Gesandten an den König von Navarra ernannt; der Bischof von Autün, Montmorin, und Peter Rat zu dem Prinzen von Condé, und der Bischof du Puy, Rochefort und der Advokat Tole als Deputirten an den Marschall geschickt, um ihren letzten Entschluß zu vernehmen. Der König von Navarra war schon von den Gesinnungen der Generalstaaten unterrichtet. Da er ein so fürchterliches Gewitter gegen sich aufziehen sah, so rüste-

Jahr 1576. te er sich mit aller Entschlossenheit, indeß die Berathschlagungen der Stände zu Blois durch die Verschiedenheit der Meinungen und die im Wege liegenden Hindernisse sich in die Länge zogen, zum Kriege. Er brachte von allen Seiten mit der größten Betriebsamkeit Truppen zusammen, und suchte sich mehrerer Festungen zu bemeistern, welche seiner Partey zu Waffenplätzen dienen könnten. Der Erfolg entsprach seinen Unternehmungen: er bemächtigte sich von Bazas, Perigueux, Saint-Macaire in Guienne, von Chivré in Poitou und von Guimperlé in Bretagne, und belagerte hernach mit einem mehr tapfern als zahlreichen Heere Marmande, eine beträchtliche Stadt, welche durch ihre Lage an der Mündung der Garonne und ihre Nähe von Bordeaux die Einschließung der letzteren erleichtert, die allein in dieser Provinz dem Könige von Navarra sich nicht unterwerfen wollte.

Die Gesandten waren indeß angekommen. Er begab sich nach Agen, und ertheilte denselben im Anfange des Jahres 1577. tausend fünf hundert sieben und siebenzig eine sehr ehrenvolle Audienz. Der Erzbischof von Vienne eröffnete ihm den von den Generalstaaten gefaßten Entschluß, keine andere Religion als die römische katholische im Reiche zu dulden, in einer sehr bescheidenen Rede, und bath ihn im Nahmen aller Stände auf's dringendste, daß er sich bey der Versammlung einfinden, sich mit dem Könige, seinem Schwager, vereinigen, und in den Schoß der Kirche zurückkehren möchte, um durch einen so edelmüthigen und nothwendigen Entschluß alle Stände Frankreichs zu beruhigen, welche ihn als den ersten Prinzen von Geblüte sehr verehrten und liebten. Der Erzbischof stellte hernach in einer viel weitläuftigeren Rede die Vortheile des Friedens und das Elend des Krieges vor. Der König von Navarra antwortete ihm in kurzen, aber bündigen Worten, daß die Stände, wenn sie doch so sehr, wie sie ihm vorstellten, von den Vortheilen des Frie-

dens und dem Elende des Krieges durchdrungen seyen, den schon geschlossenen Frieden bestätigen, und nicht durch neue Beschlüsse und die Widerrufung der schon erlassenen Edicte das gelöschte Kriegsfeuer wieder anfachen sollten. Man stelle sich nichts leichteres vor, als die Menschen durch die Waffen zu einer andern Religion zwingen zu können; die Erfahrung habe aber die Unmöglichkeit dieses Unternehmens gezeigt. Er halte es also für heilsamer, den geistlichen Frieden zu errichten, aus welchem der weltliche von selbst fließen werde, als durch den Gewissenszwang den Frieden erhalten zu wollen. Er sey in der Religion, zu welcher er sich bekenne, geboren und erzogen worden: er glaube noch bis jetzt, daß sie die wahre und echte sey; werde man ihm aber durch erschöpfende Beweisgründe und nicht mit den Waffen in den Händen zeigen, daß er im Irrthume befangen sey, so wolle er denselben bereuen, seine Religion schnell verändern, und alle seine Glaubensgenossen zu einem gleichen Schritte zu bewegen suchen. Er bitte also die Generalstaaten, daß sie sein Gewissen nicht zwingen, sondern sich mit seinem guten Willen begnügen möchten. Sollten sie aber diese Erklärung nicht für hinreichend halten, so erwarte er von denselben neue und speciellere Vorschläge: er werde zu Montauban eine zahlreiche Versammlung seiner Anhänger halten, um dann dieselben mit gemeinsamer Einwilligung besser beantworten zu können; während diesem sey er aber gezwungen, zu seiner Vertheidigung unter den Waffen zu stehen, und seinen Feinden die Spitze zu biethen, welche sich zu seinem Untergange rüsteten. Jahr 1577.

Die Antwort des Prinzen von Condé war ganz von dieser verschieden. Er gab den Gesandten eine Privataudienz, und weigerte sich, ihre Schreiben zu eröffnen, und sie als Deputirte der Generalstaaten zu erkennen. Er sagte, daß man diese Versammlung nicht Generalstaaten nennen kön-

Jahr ne, in welcher die Deputirten so vieler Städte und Provin-
1577. zen nicht gegenwärtig seyen, und wo man sich über die Mittel berathschlagte, die Gewissensfreyheit zu unterdrücken, das königliche Haus auszurotten, und das Souverainitätsrecht des Königs zu vernichten, um den ausschweifenden Ehrgeiz und das Interesse einiger Fremdlinge zu befriedigen. Die Versammlung der Stände sey bloß ein Conventicul einiger kleinen, von den Störern der öffentlichen Ruhe unterlegten und bestochenen Menschen: er könne also die Schreiben desselben weder eröffnen, noch seinen Gesandten eine öffentliche Audienz geben. Die Antwort des Marschalls von Damville fiel zwar gemäßigter aus, sie war aber im Grunde die nähmliche. Die Deputirten trafen ihn in Montpellier. Er stellte denselben vor, daß ihm die katholische Religion nicht weniger wie andern am Herzen liege, in welcher er geboren sey, und bis zu seinem Tode verharren wolle; es sey aber ein unausführbares Unternehmen, die durch so viele Edicte und Friedensschlüsse bestätigte Ausübung der reformirten Religion verbiethen zu wollen. Durch die Erneuerung des Krieges werde Frankreich nur noch mehr verwüstet, und zu Grunde gerichtet werden. Ein so wichtiger Gegenstand müsse in einer rechtmäßigen allgemeinen Versammlung der Stände, und nicht in einer besondern, wie jener zu Blois, untersucht, und entschieden werden, welche nur aus den Deputirten der einen Partey bestehe: er erkläre also alles für null und nichtig, was in derselben beschlossen worden.

Im Anfange des Februars kehrten die Deputirten mit diesen Antworten nach Blois zurück, wohin sich auch der Herzog von Guise begab, um der Cabale seiner Partey einen schönern Anstrich zu geben. Die Stände legten ganz offenbar ihre Neigung an den Tag, das letzte Friedensedict für ungültig, und den Hugonotten den Krieg zu erklären. Der König wagte es nicht, sich diesem allgemeinen Wunsche zu wi-

versetzen, weil er sich nicht den Haß der katholischen Partey zuziehen, seinen Glauben verdächtig, und bey dem Papste, so wie bey allen Katholiken, den Argwohn nicht erregen wollte, als wenn er mit den Hugonotten im Einverständnisse sey. Er fürchtete überdieß, die katholische Ligue möchte ohne seine Erlaubniß die Waffen ergreifen, und alles in Verwirrung stürzen. Er beschloß also auf den Rath des Bischofs von Limoges und Morvilliers, zwey seiner vornehmsten Räthe, sich zum Haupte und Beschützer der Ligue, welche er mit Gewalt nicht sprengen konnte, zu erklären, und jene Macht an sich zu ziehen, mit welcher man das Haupt derselben sowohl inner- als außerhalb dem Reiche zu bekleiden suchte. Er hoffte, als Schiedsrichter und Zügler dieses Bundes, mit der Zeit Mittel zu finden, um denselben aufzulösen, weil er seinem Plane entgegen lief. Er legte also ein großes Verlangen an den Tag, die Partey der Hugonotten zu unterdrücken, stellte sich über die Antworten der Prinzen sehr entrüstet, und ließ in der Versammlung der Generalstaaten, in Gegenwart der Herren von Lothringen, die von denselben fabricirte Formel der Ligue ablesen, beschwören, und als ein unwiderrufliches Reichsgesetz erklären und verkündigen. Er ernannte sich selbst zum Haupte und Beschützer derselben, und versicherte hoch und heilig, daß er alle Kräfte anstrengen wolle, um alle seine Unterthanen in einem Glauben zu vereinigen, und zum gänzlichen Gehorsame gegen die römische Kirche zurückzubringen. So wich er dem Streiche aus, welchem er nicht widerstehen konnte. Jahr 1577.

Nachdem der König mehrere Tage lang diese Rolle gespielt hatte, so nahm er sich vor, der Hartnäckigkeit der Deputirten einen tödtlichen Streich zu versetzen. Er schickte den Herzog von Alençon, seinen Bruder, und den Herzog von Nevers in die Versammlung, und ließ derselben vortragen: da man starke Heere auf die Beine stellen müsse, um

Jahr diejenigen zu bekriegen, welche der römischen Kirche keinen
1577. Gehorsam leisteten, so sey es nothwendig, die Fonds zu deren Unterhaltung anzuweisen, weil der königliche Schatz gänzlich erschöpft sey. Der König ersuche also die Stände, ihm eine Subsidie von zwey — Millionen Ducaten zu verwilligen, um die großen Kriegsunkosten damit bestreiten zu können. Es könnte sich Niemand weigern, nach Kräften beyzutragen, da sie sich Alle durch den Beytritt zur Ligue und die Beschwörung derselben dazu verbunden hätten. Die Deputirten der Stadt Paris wohnten der Sitzung nicht bey, in welcher diese Proposition gemacht wurde, weil sie theils mißvergnügt, theils wegen der Wahl eines Prevots der Kaufleute nach Hause zurückgekehrt waren. Johann Bodin sah voraus, daß die ganze Last auf das Volk fallen werde; er stand also als Sprecher des Mittelstandes auf, und sagte, daß der dritte Stand jederzeit die Einheit der Religion verlangt habe; der Wille desselben sey aber nicht, die Religionsvereinigung mit den Waffen zu bewerkstelligen: man solle nur das Protocoll der Versammlung nachsehen, so werde man diese Meinung in dem Beschwerdenhefte des Mittelstandes deutlich ausgedrückt finden. Da derselbe nicht in den Krieg eingewilligt habe, so sey derselbe auch noch nicht zu Subsidien verbunden, bloß um dem Eigensinne einiger Deputirten zu fröhnen, und die noch blutenden Wunden Frankreichs wieder zu öffnen. Dieser Meinung stimmten nicht nur die Andern, sondern die Geistlichen selbst bey, welche nicht geneigt waren, das wirklich zu leisten, wozu sie sich durch den Schwur anheischig gemacht hatten. Sie wünschten nicht weniger als die andern Stände, die Steuern von sich abzuwälzen, unter deren Last fast Jedermann erlag. Die Standhaftigkeit und der Feuereifer derjenigen, welche so bereitwillig waren, auf Unkosten und Gefahren anderer (des

Tiers-Etats) den Krieg zu beschließen, fing nun an zu wan- Jahr
ken, und zu erkalten. 1577.

Der König benutzte diese Stimmung der Gemüther, und erklärte den folgenden Tag selbst den Deputirten, daß man, da ihnen die Unkosten des Kriegs zu schwer fielen, die Rückkehr des an den König von Navarra abgesandten Herzogs von Montpensier's und Biron's geduldig abwarten müsse, um zu sehen, ob sich derselbe nicht durch den Weg der Güte gewinnen lasse. Der größte Theil der Deputirten stimmte diesem Vorschlage bey, obschon sich mehrere widersetzten. Der Herzog von Monpensier kam einige Tage nachher zurück, welcher auf Befehl des Königs in der Versammlung erschien, seine ganze Unterhandlung vorlegte, und zeigte, daß der König von Navarra die friedfertigsten Gesinnungen hege, und sich zu einem auf billige Bedingnisse und eine mäßige Einschränkung der im letzten Friedensedicte zugestandenen Freyheiten sich gründenden Vergleiche erbiethe, wenn dadurch die Nothwendigkeit vermieden werden könnte, den Krieg zu erneuern. Der König von Navarra sey aber nicht gesonnen, sich mit Gewalt zum katholischen Glauben bekehren zu lassen: man habe also die gegründete Hoffnung, daß er mit der Zeit und freywillig in den Schoß der Kirche zurückkehren werde, um dem Reiche die Ruhe wieder zu verschaffen. Die Rede des Herzogs von Montpensier, eines Prinzen von Geblüte, welcher jederzeit der katholischen Partey anhing, und Schwagers des Herzogs von Guise, machte die größte Wirkung auf alle Gemüther, und ermunterte den Johann Bodin und die übrigen Deputirten des Mittelstandes, den Vorschlag zu thun, daß man von neuem suchen sollte, die Einheit der Religion ohne die Erneuerung des Krieges herzustellen. Diese Meinung wurde einige Tage lang wechselsweise hartnäckig bestritten und verfochten: sie behielt aber am Ende die Oberhand, und der König wurde in einer Bittschrift im Nahmen der Stände

Jahr 1577. ersucht, die Einheit der Religion durch den Weg der Güte zu bewerkstelligen.

In dem Staatsrathe des Königs waren die Meinungen über diese vorgelegte Bittschrift verschieden. Der Herzog und der Cardinal von Guise, die Herzoge von Mayenne, von Nevers, und Andere widersetzten sich der Bitte der Stände, und behaupteten, daß man die Einheit der Religion nicht anders als durch die Unterdrückung und Ausrottung der Hugonotten bewirken könne, welche schon unter den Waffen stünden, und den Krieg erneuert hätten. Sie behaupteten ferner, der letzte Vorschlag sey verabredet, und den Deputirten abgedrungen worden, anstatt daß der erste der Ausdruck des allgemeinen und freyen Willens und das Resultat einer reifen Überlegung gewesen; überdieß streite auch die Annahme und Beschwörung der Ligue schnurgerade gegen diesen Vorschlag. Die Königinn-Mutter, der Herzog von Montpensier, der Marschall von Cossé, Biron, der Kanzler Biraga Morvilliers Chiverny, Bellievre, Villequier, und der größte Theil der Staatsräthe waren einer andern Meinung, und behaupteten, daß es ganz andere Mittel gebe, welche aber langsamer wirkten, um die Verirrten in den Schooß der Kirche zurückzubringen; durch die Ausrottung so vielen Volkes werde das Reich geschwächt, und in die vorigen Gefahren zurück gestürzt. Es wurde also beschlossen, daß der Herzog von Montpensier zu dem Könige von Navarra zurückkehren sollte, um seine letzte Entschließung über seine Wiedervereinigung mit der Kirche zu vernehmen, und einen dauerhaften Frieden auf billige Bedingnisse zu schließen.

In der Versammlung der Stände waren indeß viele andere, die Gerechtigkeitspflege, die Finanzen, Tilgung der Staatsschulden und Verbesserung der Sitten betreffende Gegenstände zur Untersuchung gekommen. Unter andern machten einige Bischöfe den Vorschlag, die Schlüsse der Kirchen-

versammlung von Trient anzunehmen, und verkündigen zu lassen. Die Deputirten des Adels und des Mittelstandes widersetzten sich denselben sehr lebhaft; sogar der größte Theil der Geistlichen stimmten ihnen bey, um, wie sie sagten, die Freyheit der gallikanischen Kirche zu erhalten. Es wurde also beschlossen, in dieser Sache nicht weiter zu gehen. Die Häupter der katholischen Ligue und ihre Anhänger waren nun darauf bedacht, die königliche Gewalt auf eine andere Art einzuschränken, und machten den Vorschlag, den Staatsrath des Königs auf vier und zwanzig Personen zu reduciren, deren Wahl nicht von dem Könige abhangen, sondern einer jeden Provinz überlassen seyn sollte, wie es in andern Reichen gebräuchlich sey. Dieser Vorschlag wurde heftig bestritten, weil derselbe gegen die Reichsgrundgesetze und das Herkommen streite, und endlich verworfen. Man bestand nicht länger darauf, um den König nicht noch mehr zu reitzen. Jahr 1577.

Mit solchen zweydeutigen, unsichern, und sich selbst widersprechenden Berathschlagungen endigte sich die Versammlung der Generalstaaten, durch welche weder der Frieden befestigt, noch der Krieg beschlossen worden, und der König wieder freye Hände erhielt, um nach seinem Gutdünken zu schalten und zu walten. Die Machinationen der Ligue, welche er nicht ohne große Mühe vereitelt hatte, bestärkten ihn nur noch mehr in der Nothwendigkeit, seinen ersten Plan auszuführen, und vermehrten nicht nur den Haß, welchen er gegen das Haus Guise hegte, sondern machten ihn auch mit seiner eigenen Schwäche und der überwiegenden Macht jener Partey bekannt. Er beschloß also, den Frieden zu erhalten, und entfernte, um beyden Parteyen jeden Stoff zum Kriege zu benehmen, den Bischof von Limoges vom Hofe, und Morvilliers aus dem Cabinetsrathe, weil er sie im Ver-

Jahr 1577. dachte hatte, daß sie ein geheimes Verständniß mit dem Herzoge von Guise unterhielten, und ihm nur deßwegen gerathen, sich zum Haupte der Ligue zu erklären, damit sie dieser Partey Ansehen verschafften. Obschon dieser Kunstgriff zu seinem Vortheile ausgeschlagen war, so glaubte er doch bemerkt zu haben, daß sie bey mehreren Gelegenheiten den Krieg gegen die Hugonotten bald anriethen, bald mißriethen, so wie sie es als Geistliche ihrem Stande am vortheilhaftesten hielten. Dieß erregte den Unwillen des Königs über alle Maßen, da er noch überdieß sah, daß seine Minister die Ligue nicht bestritten, sondern sie noch begünstigten. Der Bischof von Limoges verlebte in der Einsamkeit und Zufriedenheit seine übrigen Tage; aber Morvilliers, welchen ein geheimer und unbegränzter Ehrgeitz verzehrte, wurde durch das bösartige Fieber der Ungnade in wenigen Monathen hinweg gerafft.

Der König schickte sogleich den Herrn von Biron und den Staatssekretär Villeroi an den König von Navarra ab, damit sie gemeinschaftlich mit dem Herzoge von Montpensier an einem Vergleiche arbeiten möchten. Der König von Navarra, welcher die gegenwärtige Schwäche seiner Partey in Erwägung zog, zeigte sich, aus Mäßigung und zur Erhaltung der Ruhe des Reiches, geneigt, von den vorigen Bedingnissen nachzulassen, und in die Vorschläge der Agenten des Königs einzuwilligen. Der von Natur hochsinnige und unbeugsame Prinz von Condé und die Prediger der Hugonotten, deren Rathschläge nothwendiger Weise in Allem den Ausschlag gaben, wollten unter keinen andern Bedingnissen, als den schon bestehenden, in einen Vergleich einwilligen, und stritten mit Worten über Dinge, deren Lage doch eine andere Bestimmung nicht zuließ. Da man nun die Hartnäckigkeit der Hugonotten und die Schwierigkeiten sah, einen Vergleich zu Stande zu bringen, so beschloß der König,

dieselben ihre gegenwärtige Schwäche fühlen zu lassen, und Jahr
sie mit den Waffen in der Hand zum Frieden zu zwingen. 1577.
In dem Anfange des Aprils schickte er zwey Heere gegen die Hugonotten. Das eine marschirte in die Gegend der Loire, und in die dießseits dieses Flußes liegenden Provinzen unter dem Commando des Herzogs von Alençon, welchen der König zu seinem Generallieutenant ernannt hatte, um allen Grund des Mißvergnügens zu entfernen; das andere jenseits dieses Flusses in die Provinz Saintonge unter dem Herzoge von Mayenne, welchen der König, wegen seinem bescheidenern und gemäßigten Charakter, dem Herzoge von Guise vorzog. Nebst diesen Heeren stellte er unter dem Commando des Herrn von Lansac eine Flotte auf, um an den Küsten zu kreuzen, und den Hafen von La Rochelle zu blokiren. Er hoffte, daß die Kriegsunkosten der katholischen Partey unerträglich fallen, und der Herzog von Alençon gewiß das Seinige dazu beytragen werde, um sie zu ermüden. Zugleich wollte er die Hartnäckigkeit der Hugonotten dadurch besiegen, daß er denselben ihre Unmacht zeigte, um nachher einen auf billige Bedingnisse sich gründenden Frieden zu schließen, da er die letzten Friedensartikel weder aufheben, noch modificiren konnte, ohne vorher wenigstens die Waffen in die Hand zu nehmen.

Beyde Heere des Königs konnten in kurzer Zeit große Fortschritte machen, weil die Hugonotten wegen Mangel an Mannschaft und Geld nicht im Felde erscheinen konnten. Obschon sie ihre Festungen mit standhaftem Muthe vertheidigten, so hatten sie doch weder inländische noch auswärtige Hülfe zu erwarten: die letztere war immer ihre einzige Zuflucht; sie mußten sich also auf eine elende Art entweder aufreiben lassen, oder sich auf Gnade und Ungnade ihren Siegern ergeben. Da kein Feldherr der Hugonotten auf dem Felde erschien, so belagerte der Herzog von Alençon La Cha-

Jahr rité, nahm diese Stadt in wenigen Tagen ein, marschirte
1577. nach Auvergne, und belagerte Issoire, eine durch die Natur und Kunst sehr befestigte Stadt, welche die Einwohner auf das hartnäckigste oder vielmehr verzweifelt vertheidigten. Es ist unmöglich, daß sich Festungen lange behaupten können, wenn sie keine Hülfe erhalten. In dem Anfange des Juny war diese Festung so aufs äußerste gebracht, daß sie sich auf Diskretion ergeben mußte. Die Stadt wurde nicht nur geplündert, sondern auch in Brand gesteckt, und von Grund aus zerstört. So überschritt der Herzog von Alençon in seiner Hitze die Gränzen der Mäßigung! Der Herzog von Mayenne nahm ohne großen Widerstand Tonnai-Charente und Marans ein, und belagerte Brouage, welche Stadt durch ihre Lage, Festigkeit, und Salzwerke von der größten Wichtigkeit ist. Der Prinz von Condé that alles Mögliche, um Hülfsvölker in dieselbe zu werfen; es war aber vergebens. Die Hugonotten wurden so in die Enge getrieben, daß sie zu Ende Augusts auf die Bedingniß kapitulirten, das Leben der Soldaten und Bürger zu schonen, welche auch der Herzog hielt. Die Hugonotten waren eben so unglücklich auf dem Meere, als auf dem Lande. Die königliche Flotte schlug unter Lansac jene der Bürger von La Rochelle, welche Clairmont commandirte, in die Flucht, und nahm zwey ihrer größten Schiffe. Er machte hernach eine Landung auf der Insel Oleron, postirte sich an der Spitze von Baye, und setzte La Rochelle sehr zu. Diese Unglücksfälle schlugen den Muth des Prinzen von Condé nieder und besiegten endlich die Hartnäckigkeit der reformirten Prediger. Es war keiner unter den Hugonotten, welcher nicht ihren gänzlichen Untergang voraussah, und den Frieden nicht sehnlichst wünschte. Die Soldaten verließen ihre Fahnen, die Edelleute begaben sich nach Hause, und die Einwohner der Städte, welche das Kriegshandwerk verwünschten, kehrten in ihre Werkstätten

zurück. Der Marschall von Damville hatte die Hugonotten, als denselben das Glück noch günstig war, mit Rath und That unterstützt; jetzt aber klagte er laut gegen einige Häupter derselben, welche ihn beleidigt, und übel behandelt hätten, und arbeitete insgeheim an einem Vergleiche mit dem Könige. Er hatte schon die Waffen gegen einige der Hugonotten gekehrt, welche ihn nach seinem Vorgeben gröblich beleidigt. Die Katholiken sehnten sich nicht weniger nach dem Frieden. Die glücklichen Fortschritte des Krieges gereichten zwar dem Könige und der Religion zum Vortheile, aber die Unkosten desselben und die durch die schlechte Mannszucht und Ausschweifung der Truppen des Herzogs von Alençon verursachte Verheerung des platten Landes druckte das Volk zu Boden. Da man nun sah, daß der mit wenig Nachdruck und geringer Gefahr fortgesetzte Krieg sich doch in die Länge ziehen müßte, so sehnten sich diejenigen, welche anfänglich auf den Krieg gedrungen hatten, oder demselben nicht abgeneigt gewesen, nach dem Frieden, um sich von den mit dem Kriege verbundenen Gefahren und Elende zu befreyen. Es war Niemand (die Herren von Guise und ihre Anhänger ausgenommen), welcher nicht laut sagte, daß man den Frieden schließen müsse, um das auf's Äußerste bedrückte Volk zu erleichtern. Jahr 1577.

Die Partey der Hugonotten gründete nun alle ihre Hoffnungen auf den König von Navarra, welcher gleich Anfangs das erfolgte Unglück vorausgesehen, und zum Frieden gerathen hatte. Er war jetzt zu Bergerac mit den Bevollmächtigten des Königs in Unterhandlungen begriffen, und wußte mit so geschickter Verstellung die Schwäche seiner Partey zu verbergen, daß er den Ruf und das Interesse derselben aufrecht erhielt, obschon er von den Bedingnissen des letzten mit dem Herzoge von Alençon geschlossenen Friedens nachließ. Die Neigung Heinrichs III. zum Frieden, und die

Jahr 1577. Nachgiebigkeit seiner Bevollmächtigten, war eben so groß als die Geschicklichkeit und Verstellungskunst des Königs von Navarra: man kam also im Anfange des Septembers über einen Waffenstillstand auf einige Tage zuerst überein, und setzte die Unterhandlungen so lebhaft fort, daß der Friede endlich zur größten Zufriedenheit beyder Parteyen geschlossen wurde. Der König kam deßwegen mit seinem Hofe nach Poitiers, legte darüber die größte Freude an den Tag, und nannte denselben seinen Frieden. Der Prinz von Condé, welcher die Nachricht von der Ratification desselben beym Anbruche der Nacht erhielt, empfing sie mit solcher Freude, daß er denselben noch in der nähmlichen Nacht unter Fackeln verkündigen ließ.

Das sehr weitläuftige Friedensedict (Edict von Poitiers) enthielt vier und siebenzig Artikel, durch welches viele der übertriebenen, und aus Furcht vor dem deutschen Heere zugestandenen Freyheiten des letzten Friedensedictes eingeschränkt, oder für ungültig erklärt, und eine für beyde Parteyen gemäßigte Regierungsverfassung festgesetzt wurde. Die Hugonotten erhielten die Erlaubniß, in den Schlössern der Baronen, welche die hohe Gerichtsbarkeit besitzen, ihren Gottesdienst zu halten, und Jedermann zuzulassen. In den Häusern der Edelleute wurde die Zahl auf sieben Personen eingeschränkt, und für jede Amtmannschaft ein Versammlungsort bestimmt, Paris ausgenommen, zehn Meilen im Umfange, und zwey von dem Aufenthaltsorte des Hofes. Man verboth den Mönchen und Nonnen, die Klöster zu verlassen, und sich zu verheirathen, verzieh aus besonderer Gnade das Vergangene, und setzte für die Zukunft Strafen fest. Die Übung der katholischen Religion solle in jedem Orte, wo man sie während dem Kriege aufgehoben hatte, hergestellt, und die Geistlichkeit in ihre Güter in allen Provinzen ohne Verzug wieder eingesetzt werden. Den

Hugonotten wurde vorgeschrieben, die Feste und Gebräuche der katholischen Kirche, vorzüglich bey der Taufe, zu beobachten, sich der Heirathen in den verbothenen Graden zu enthalten; — Gebräuche, welche einer friedfertigen und gut eingerichteten Regierung ganz anpasseten. Die zu Paris, Dijon, Rouen, und in Bretagne schon errichteten Paritätskammern wurden aufgehoben, und die Anzahl der reformirten Richter vermindert, welche in den übrigen Parlamentern des Reichs Sitz und Stimme haben sollten. Man ergriff alle Maßregeln, um der Zwietracht vorzubeugen, das Ärgerniß zu heben, die getheilten Gemüther wieder zu vereinigen, und den Gesetzen und Obrigkeiten den Gehorsam zu verschaffen. Die Häupter der Hugonotten erhielten nichtsdestoweniger acht Sicherheitsplätze auf vier Jahre: sie versprachen aber, dieselben in die Hände des Königs zurückzustellen, sobald das Friedensedict in seine vollkommene Erfüllung übergegangen seyn würde. Diese Plätze waren Montpellier, Aiguesmortes in Languedoc, Nion und Serres in Dauphiné, Seine in der Provençe, Perigueux, La Reole und Le Mas de Verdün in Guienne. Jahr 1577.

Viertes Kapitel.

Heinrich ertheilt die vornehmsten Würden und Ämter seinen Günstlingen, und verbirgt seinen geheimen Regierungsplan hinter ein ruhiges und Andachtsübungen gewidmetes Leben. Wirkung und Ausartung desselben. Heinrichs Lectüre. Ritterorden des heiligen Geistes. Die Königinn-Mutter nimmt eine Reichsbesichtigung vor, und legt Streitigkeiten bey. Der Herzog von Alençon begibt sich nach England, in der Hoffnung, die Königinn Elisabeth zu heirathen. Der König von Navarra hält eine Versammlung seiner Anhänger zu Mazeres, in welcher der Krieg von Neuem beschlossen wird.

Jahr 1577. Obschon der König von Seite der katholischen Partey, und die Prinzen von Bourbon von jener der Hugonotten mit aller Zufriedenheit des Volkes diesen Frieden, durch welchen die Zwietracht und die Unruhen gedämpft zu seyn schienen, geschlossen hatten, so waren doch die Gemüther nichts weniger als allgemein beruhiget, und die Streitigkeiten beygelegt: die Privatinteressen unterhielten noch immer die persönlichen Feindschaften. Der Marschall von Damville, dessen Trennung von den Hugonotten von Tage zu Tage immer größer wurde, verfolgte in Languedoc rastlos diejenigen, von welchen er seinem Vorgeben nach beleidigt worden, und zwar unter dem Vorwande, er wolle alle zu seiner Statthalterschaft

gehörigen Plätze sich unterwerfen. Lesdiguieres, das Haupt der Hugonotten in Dauphiné, setzte ein großes Mißtrauen in den Frieden und die Versprechungen des Königs: seines Waffenbruders Montbrün Schicksal schwebte ihm immer vor, und nichts konnte ihn bewegen, die Waffen niederzulegen. Die Katholischen, und vorzüglich die Anhänger der Ligue, konnten nicht ohne Murren und Schimpfreden die kirchlichen Versammlungen der Hugonotten sehen, wodurch viele Streitigkeiten und blutige Auftritte entstanden. Der Friede war hergestellt, aber in dem größten Theile des Reichs gährte der Geist des Aufruhrs noch fort. Der König, welcher die Unruhen mit der Zeit und durch eine gelinde Regierung gänzlich beyzulegen hoffte, achtete aller darüber an ihn gemachten Vorstellungen nicht, sondern richtete alle seine Gedanken auf die Ausführung seines Planes. Da er nach Verlauf einiger Monathe sah, daß demungeachtet die Unruhen und der Aufruhr fortdauerten, so bewog er die Königinn-Mutter, sich nach Poitou zu begeben, und sich mit dem Könige von Navarra zu unterreden. Er versprach sich von ihrer allzeit glücklichen Überredungskunst auch dießmahl Alles: nach diesem sollte sie sich in die verdächtigsten Provinzen verfügen, die Streitigkeiten beyzulegen, und jene Schwierigkeiten zu heben suchen, welche der Execution des Friedensedictes im Wege standen. Zu gleicher Zeit ernannte er den Armand von Biron und den Jacob von Matignon, zwey Männer von erprobter Tapferkeit und Treue, zu Marschällen, welche, weit entfernt, das Interesse des Hauses von Guise zu unterstützen, einzig nur dem König ergeben waren, den sie für den Stifter ihres Glückes erkannten. Obschon Biron bey dem Könige durch die Vorfälle bey La Rochelle und durch andere Verdachtsgründe lange und zwar vorzüglich vor dessen Thronbesteigung in Ungnade gefallen war, so erhob er ihn doch zu den er- Jahr 1577.

Jahr 1577 sten Würden, da er nur jenen sein Vertrauen schenken wollte, welche dem Hause von Guise abgeneigt waren. Überdieß glaubte man allgemein, daß Biron vorher nur aus heimlichem Haß und Groll gegen dieses Haus gehandelt habe, welches ihn nicht nur in Erniedrigung gehalten, sondern sogar mehrmahls, vorzüglich bey der Pariser Bluthochzeit, zum Schlachtopfer ausersehen hatte. Nachdem der Kanzler Biraga auf Empfehlung des Königs und der Königinn-Mutter den Cardinalshut erhalten, so wurde Philipp Hüralt, Vicomte von Chiverny, einer der vertrautesten Räthe des Königs, zu dieser ansehnlichen Stelle erhoben.

1578. In dem Anfange des Jahres Tausend fünf hundert acht und siebenzig trat die Königinn-Mutter nach einigem durch die kalte Jahreszeit verursachten Aufschube mit einem Gefolge der angesehensten Großen die Reise an, um sich mit dem Könige von Navarra zu unterreden, und demselben ihre Tochter Margaretha zuzuführen, welche er bey seiner Entweichung am Hofe zurückgelassen hatte. Als sie zu Bordeaux angekommen war, so schickte sie Deputirte ab, um mit jenen der Partey der Hugenotten die Unterhandlungen anzufangen, welche sich alle um den König von Navarra, als ihr gemeinschaftliches Haupt, versammelt hatten. Die Schwäche seiner Partey, der Mangel an Geld, die geringe dem Prinzen Casimir bezeugte Achtung, und die Entfremdung der protestantischen Fürsten Deutschlands zwangen ihn, durch Verstellung und Geschicklichkeit die öffentlichen Bedürfnisse und die seinigen zu decken. In einen Winkel der Provinz Guienne, deren Statthalter er nur dem Nahmen nach war, eingeschränkt, größen Theils seiner Einkünfte beraubt, und von den Wohlthaten des Hofes ausgeschlossen, welche die Hauptquelle des Unterhaltes seiner Vorältern, nach dem Verluste des Königreichs

von Navarra, waren, mußte er einer Seits den Frieden Jahr
erhalten, weil er keine hinlängliche Macht hatte, den Krieg 1578.
fortzusetzen, und anderer Seits seinen Anhängern das Heckenrenten erlauben, weil sie auf keine andere Art ihren Unterhalt finden konnten. Er unterließ aber nicht, mit einer gewissen lebhaften Bereitwilligkeit die Befehle des Königs zu befolgen, zugleich aber auch sein Interesse so geschickt zu handhaben, daß er nach dem Urtheile einsichtsvoller Menschen in einer so kritischen und kärglichen Lage bewunderswürdig schien. Es tadelten aber viele seinen Entschluß, lieber als ein Verbannter in der Irre zu leben, als sich mit dem Könige zu versöhnen, welcher doch weniger Abneigung gegen ihn, als die Herren von Lothringen, an den Tag legte.

Obschon diese Verschiedenheit der Interessen die Unterhandlungen bis in den Februar des Jahres tausend fünf hun- 1579.
dert neun und siebenzig verlängerte, so kam man doch, der Schwierigkeiten ungeachtet, zu Nerac zu einem endlichen Beschlusse, wo beyde Parteyen zusammen getreten waren. Da die Hugonotten an die Fortsetzung des Krieges nicht denken konnten, so begnügten sie sich damit, daß gewisse dunkle Artikel des Edictes, welche man für die Ursachen der Zwietracht hielt, erläutert, und die Eintracht, so viel es die geheimen Absichten beyder Parteyen litten, gänzlich hergestellt und befestigt wurde.

Der König fing nun an, den Grundstein seines politischen Gebäudes zu legen. Das Generalat der Artillerie, welches Biron so lange Jahre besessen hatte, übertrug er dem Philibert von Guiche, die durch den Tod des Herrn von Gordes erledigte Stelle eines Generallieutenants in Dauphiné dem Herrn von Maugiron, und das Gouvernement von Paris, das vormahls nur die angesehensten Großen bekleideten, dem Herrn von Villequier; Franz von O ward Oberaufseher der Finanzen. Beyde waren seine größten Lieblinge. Fast zu gleicher Zeit er-

Jahr 1579. nannte er den Johann von Aumont, ein durch seine Geburt und Tapferkeit berühmter, und von beyden Parteyen gleichweit entfernter Mann, zum Marschalle an die Stelle Franzens von Montmorency, welcher aus Überdruß der widerwärtigen Vorfalle aus dieser Welt geschieden war. Nebst diesen, welche das Staatsruder führten, zog der König eine Menge junger hoffnungsvoller Edelleute an den Hof, und besetzte mit denselben jene Stellen, welche erledigt wurden. Die Vornehmsten derselben waren, Anna, ein Sohn des Vicomte von Joyeuse, und Johann Ludwig, ein Sohn des Herrn von La Valett, welche mit dem Adel ihrer Geburt einen lebhaften Geist verbanden. Der Vicomte von Joyeuse, Anna's Vater, war lange Statthalter von Gascogne, und in den Zeiten der größten Unruhen dem Könige und der Königinn-Mutter getreu geblieben, ohne sich mit einer andern Partey zu befassen. Der Herr von La Valette, Johann Ludwigs Vater, hatte in dem Laufe der bürgerlichen Kriege die leichte Reuterey commandirt, und sich durch seine außerordentliche Tapferkeit den größten Ruhm erworben. Beyde durch die Beyspiele ihrer Väter gebildete, und aus der häuslichen Zucht an den Hof versetzte Jünglinge, waren gleichsam die Haupter derjenigen, welche an demselben zu den vornehmsten Kronbedienungen erzogen wurden. Der Herr von Quelus, und Franz von Maugiron, zwey dieser Günstlinge, blieben in einem Zweykampfe mit Entragues und Riberac, zwey Anhängern des Hauses Guise, und Saint-Megrin, ein Freund der zwey Ersteren, wurde einige Tage nachher, als er Nachts aus dem Louvre ging, durch vermummte Meuchelmörder umgebracht. Der König suchte seinen Schmerz und Zorn durch prächtige Leichenbegängnisse zu lindern, und ließ denselben sogar zwey marmorne Statuen in der St. Paulskirche errichten. Er ersetzte nach und nach ihre

Stelle durch andere Jünglinge, welche sowohl durch ihre Geburt als ihren Geist zur Ausführung seines Planes mitzuwirken im Stande waren. Jahr 1579.

Indeß derselbe seiner Reife sich näherte, wich der König ganz von seinem vorigen kriegerischen Lebenswandel ab. Anfänglich hatte er sich vorgenommen, seine geheimen Absichten hinter ein einsames und stilles Leben zu verbergen. Da dasselbe seinen Neigungen entsprach, so gewann er es über alle Maßen so lieb, daß er den Predigten und Processionen beywohnte, sich mit Capuziner und Jesuiten umgab, Klöster und Capellen bauete, der Mönchsdisciplin sich unterwarf, Cilicien und einen Rosenkranz am Gürtel trug, und den Brüderschaften der Flagellanten und den Officien der Hieronimiten beywohnte, welchen er eine Wohnung in seinem Pallaste angewiesen hatte. Durch diese Handlungen legte er einen großen Eifer für die katholische Religion, und sein heißes Verlangen an den Tag, derselben aufzuhelfen. Sein Lebenswandel brachte größten Theils die Wirkung hervor, welche er sich versprochen hatte. Viele Katholiken wurden eingeschläfert, und durch das Beyspiel des Königs dem kriegerischen Leben entfremdet; sie gewöhnten sich nach und nach an ein stilles und ruhiges, und befaßten sich wieder mit der Sorge für ihre häuslichen Geschäfte, welche sie während dem Laufe so vieler Kriege sehr vernachläßigt hatten. Die Hugonotten ließen zum Theile von ihrer Hartnäckigkeit nach, da man sie nicht reitzte. Viele sahen überdieß, daß nur Jenen alle Gnaden und Belohnungen zuflossen, welche dem Beyspiele des Königs folgten; sie trennten sich also nach und nach von ihrer Partey, und kehrten entweder aufrichtig oder dem Scheine nach in den Schoß der römischen Kirche zurück. So bekehrten einige Monathe von Frieden mehrere Menschen, als ein zwanzig Jahre anhaltender Krieg.

Jahr 1579. Wenn der König der ersten Strenge seines Lebenswandels getreu geblieben wäre, so würde er ohne Schwierigkeit seinen Endzweck erreicht haben; er ließ sich aber in der Länge von seiner Neigung und Leidenschaft übermeistern, und ging von der Andacht zur Weichlichkeit, und von dem Müßiggange zur Ausschweifung über. Auf die Andachtsübungen folgten nun einige den Vergnügungen gewidmete Stunden, und an Ruhetagen Bälle, Maskeraden, prächtige Hochzeitfeste und galante Unterhaltungen mit den Hofdamen. So verwandelte sich nach und nach sein anfänglich verstellter Lebenswandel in Gewohnheit, und artete in Mißbrauch aus! Obschon er auf der einen Seite den Vortheil gewann, die Hitze des Parteygeistes zu dämpfen, so machte er sich doch auf der andern bey einem großen Theile seiner Unterthanen äußerst verächtlich und gehäßig. Er schenkte seine Gunst nur einigen wenigen Höflingen; der Zutritt des Hofes war einem jeden andern verschlossen, wenn nicht seine Günstlinge (Mignons genannt) ein gutes Wort einlegten, welchen man nicht nur den Hof machen, sondern sie auch noch größten Theils durch große Geschenke gewinnen mußte. Der Adel war darüber aufs Äußerste aufgebracht, floh den Anblick des Hofes, und verwünschte die gegenwärtige Regierung. Das Volk erlag unter unerträglichen Steuern und neuen Auflagen, welche nicht nur zur Anfüllung seines Schatzes, sondern auch dazu dienten, die großen Unkosten seiner Andachten und Vergnügungen zu bestreiten, und die ausschweifende Habsucht seiner Lieblinge zu befriedigen; es fühlte, daß sich sein Schicksal im Frieden nur verschlimmert habe, verwünschte den Nahmen des Königs, und murrete laut gegen dessen Regierung. Die nicht weniger als die übrigen Stände gedrückte Geistlichkeit zapfte ohne Unterlaß das Ministerium an, welches den Frieden mit den Hugonotten nur deßwegen geschlossen habe, damit

man sich um so besser dem Müßiggange und den Ausschweifungen des Hofes überlassen könnte. Viele der vornehmsten Hugonotten selbst, ungeachtet sie die Gewissensfreyheit genossen, konnten sich doch nicht ganz beruhigen, und ihren geschöpften Argwohn entfernen, indeß der König sich öffentlich den strengsten katholischen Andachtsübungen widmete, und beständig von Capuzinern, Jesuiten, Bernardinern, und so vielen anderen Mönchen umgeben war, welche ihm mitten im Frieden nichts anders als die Verfolgung der Ketzerey predigten. So brachten die geheimen, schon lange gebrüteten Plane des Königs eine ganz von den Absichten des Erfinders verschiedene Wirkung hervor, welches der Fall aller zu scharfsinnigen Anschläge gewöhnlich zu seyn pflegt. Jahr 1579.

Der Herzog von Guise, dessen Brüder und seine Anhänger säumten nicht, diesen gegen den König allgemein entstandenen Haß zu benutzen. Da sie in seine Gesinnungen, in Rücksicht der Religion ein Mißtrauen setzten, und aus verschiedenen Umständen den Plan und die Absichten des Königs erwitterten, so suchten sie mit nicht geringerer Arglist und durch alle mögliche Mittel, nicht nur diesen allgemeinen Haß zu vermehren, und ihn bey seinem Volke verächtlich zu machen, sondern auch ihren eigenen Ruf zu erhöhen, und sich die Liebe und den Beyfall eines Jeden zu erwerben. Ihr ernster Ton in Geschäften, ihre Gesprächigkeit im Umgange, ihre Bereitwilligkeit, jeden Nothleidenden zu unterstützen, ihre Kunst, diese und andere Eigenschaften recht geltend zu machen, und, was auf das Volk immer den größten Eindruck macht, ihr edler Anstand, und ihre majestätische Körperbildung gewannen ihnen alle Herzen. So wie der König sie zu erniedrigen suchte, da er nur seinen Anhängern und ihren Feinden die vornehmsten Würden und Stellen ertheilte, eben so suchten sie ihre Gewalt

Jahr 1579. auf einem anderen Wege zu erweitern, indem sie die Unterdrückten in Schutz nahmen, und sie sich gleichsam zugesellten.

Obschon der König durch die den Hugonotten ertheilte Gewissensfreyheit und den Frieden größten Theils den Haß von sich abgewälzt hatte, welchen sie anfänglich gegen ihn hegten, so vermehrten aber die Herren von Guise jenen der Katholischen, und besonders der Pariser, und legten die den Jünglingen erzeugte Gunst als unregelmäßige Begierden, seine Andachten und mönchische Kasteyungen als Heucheley und Verstellung, die Ernennung seiner Günstlinge zu den vornehmsten Würden und Ämtern, als eine tyrannische Gewalt und Unersättlichkeit, Alles zu verschlingen, aus. Sie selbst schwiegen, sprachen von den Handlungen des Königs zweydeutig und zurückhaltend, und ließen diese Beschuldigungen durch beredsame Männer unter Sinnbildern, bald von den Kanzeln verkündigen, bald öffentlich in Gesellschaften, und nicht selten durch Libelle unter verschiedenen Titeln verbreiten. Der König verließ sich auf die Wirkungen seiner insgeheim angelegten Minen, welche ihm im besten Gange zu seyn schienen, und hoffte, am Ende alle Schwierigkeiten zu überwinden. Um sein Werk mit aller Regelmäßigkeit zu betreiben, und die Theorie mit der Praxis zu verbinden, schloß er sich jeden Tag nach der Tafel mit Blasius von Elbene und Jacob Corbinelli, zwey in der Griechischen und Römischen Literatur sehr bewanderten Florentinern, ein, welche ihm den Polyb, Tacitus und vorzüglich die Diskurse (über den Livius) und den Prinzen des Machiavelli vorlasen. Die Lektüre dieser Schriften ermunterte ihn noch mehr, auf seinem Plane zu beharren. Um die Großen noch enger mit sich zu verbinden, errichtete er, unter dem Vorwande, daß der Orden des H. Michaels unter seinen

Vorfahren durch die zu leichte Erhaltung desselben herab- Jahr
gewürdigt worden, einen neuen Ritterorden, nähmlich Je- 1579.
nen des H. Geistes, welchem er schöne Statuten, Ein-
künfte und Pensionen verlieh. Da Heinrichs Geist mehr
erfinderisch, und, im Anfange einer Sache, hitzig war,
als ausharrend, so ließ er auch hier nach, als er zu Rom
große Schwierigkeiten fand, mit diesem neuen Ritterorden
geistliche Einkünfte in seinem Reiche unter dem Titel von
Commenthureyen zu verbinden. Diese Assignation war also
vereitelt. Nichts desto weniger erhielt sich dieser Orden
viele Jahre lang in dem größten Ansehen, weil derselbe
nur Männern von großer Geburt und Ansehen ertheilt
wurde.

Während diesen Vorgängen am Hofe schloß die Königinn-Mutter ihre Unterhandlungen mit dem Könige von Navarra, welchem sie die Früchte und Reitze des Friedens fühlbar gemacht hatte, und besuchte hernach die Provinzen Gascogne, Languedoc, und Dauphiné. Man hörte in denselben ihre Antworten wie Orakelsprüche an, weil der in ein ruhiges Leben gleichsam versunkene König die Last der Regierung auf sie gewälzt hatte. Nachdem sie ihre Tochter, die Königinn von Navarra, ihrem Gemahle übergeben hatte, hielt sie mit dem Vicomte von Türenne eine Unterredung in Poitou, und legte in Languedoc die mit dem Marschalle von Damville vorwaltenden Streitigkeiten bey. Er erhielt auf sein Ansuchen die Verzeihung des Vergangenen, ohne doch seiner Statthalterschaft zu entsagen, und kehrte zum Gehorsame gegen den König, obwohl nur dem Anscheine nach, zurück. Die Königinn-Mutter begab sich zuletzt nach Montluel, einer dem Herzoge von Savoyen zugehörenden, und von den Gränzen nicht weit entfernten Stadt, um sich mit dem Marschalle von Bellegarde zu unterreden, welcher sich während dem letzten Kriege der Markgrafschaft von Sa-

Jahr Luzzo bemeistert hatte. Bellegarde war mehrere Jahre lang
1579. der erste Günstling des Königs gewesen, welcher ihn gleich im Anfange seiner Regierung zum Marschalle ernannte: er fiel aber nachher bey dem Könige in Verdacht, und durch die Einflüsterungen seiner Nebenbuhler, Chiverny und Villequier, in die Ungnade desselben, welcher ihn nach Pohlen schicken wollte, und die Wahl des Herzogs von Alençon zum Könige zu unterhandeln, um ihn auf diese Art vom Hofe zu entfernen. Da ihn der Marschall von Damville öffentlich unterstützte, und der Herzog von Savoyen insgeheim begünstigte, so zog er sich in die Markgrafschaft Saluzzo zurück, wo er unter dem Vorwande einer kleinen Streitigkeit den Carl von Birago, Lieutenant des Königs, welcher die vornehmsten Plätze inne hatte, verjagte, und sich ohne große Mühe dieses Landes bemeisterte. Nach Damville's Beyspiele spielte er die Rolle eines Souverains, und gehorchte den Befehlen des Königs nur in so weit, als sie seinen Absichten entsprachen.

Dieser Aufstand des Marschalls hatte nicht nur die nachtheiligsten Folgen für Frankreich, sondern erregte auch den Argwohn der Italienischen Fürsten. Sie glaubten, daß Bellegarde auf Anreitzung des Königs von Spanien den Franzosen die Markgrafschaft Saluzzo entrissen habe, und befürchteten mit Grunde, der Erstere möchte dem Letzteren dadurch den Weg bahnen, um in Italien einzudringen, seine verlornen Staaten wieder zu erobern, und das um so mehr, als Bellegarde Truppen anwarb, und die festen Plätze in einen bessern Vertheidigungsstand setzte, ohne daß man eigentlich wußte, woher er das Geld zu solchen Unternehmungen ziehe. Der Papst wurde dadurch bewogen, den Senat von Venedig inständig zu bitten, daß derselbe durch sein gutes Verständniß mit dem Könige und seine Weisheit die Sache vermitteln, und dem Ausbruche

des Brandes vorbeugen möchte, welcher so nahe an den Jahr
Gränzen lodere. Der Senat unterzog sich sehr bereitwillig 1579.
diesem Geschäfte, und ließ mit dem Könige von Frankreich durch seinen Gesandten Grimano, und mit dem Marschalle von Bellegarde durch Franz Barbaro, seinen Residenten in Savoyen, Unterhandlungen pflegen. Dieß war die Ursache, daß der König die Entscheidung der ganzen Sache der Königinn-Mutter übertrug. Da sie Bellegarden nicht bewegen konnte, nach Grenoble zu kommen, wo sich der Herzog von Savoyen und der venetianische Gesandte bey ihr eingefunden hatten, so ließ sie sich Montluel als den Ort der Zusammenkunft gefallen. Nach ihrer Gewohnheit achtete sie wenig des Ceremoniels, welches die Fürsten so sehr zu kreutzigen pflegt, wenn sie nur ihren Zweck erreichte. Sie brachte es zu Stande, daß der Marschall sich unterwarf, und das mit vieler Ehrenmeldung ausgefertige Dekret über diese Statthalterschaft erhielt. Der Marschall war kaum nach Saluzzo zurückgekehrt, als er jählings starb, welches zu allerhand Vermuthungen Anlaß gab. Die Gouverneurs und Vormünder des Sohnes von Bellegarde übergaben noch vor der Abreise der Königinn-Mutter die Markgrafschaft in die Hände des Königs. Die Königinn-Mutter war nun von dieser Besorgniß befreyt, und kehrte durch Burgund zu ihrem Sohne zurück, um das Ruder der Regierung zu führen, da derselbe sich dem Scheine nach aller Geschäfte entschlug, um sich seinen Vergnügungen zu ergeben, obschon Alles durch seine Hände ging. Durch diese Kunstgriffe hielt er sich sowohl wider die gegenwärtigen als künftigen Ereignisse so gesichert, daß er das schon wirklich ausgeführt glaubte, was er im Geiste entworfen hatte.

Heinrich betrachtete den in seinen Gesinnungen unbeständigen und wandelbaren Herzog von Alençon als die einzige Hinderniß in der Ausführung seines Planes, da sich

Jahr derselbe bald vom Hofe entfernte, bald mit aller Zuversicht
1579 zurückkehrte, bald den Einlispelungen der Mißvergnügten Gehör gab, bald dieselben von sich wies. Die Königinn-Mutter war vorzüglich darauf bedacht, diesen Argwohn zu heben, weil davon die Ruhe des Reichs abhing. Die Niederländer, welche sich der Herrschaft des katholischen Königs entzogen, hatten zuerst den König von Frankreich ersucht, sie in seinen Schutz zu nehmen, und nach der abschlägigen Antwort dem Herzog von Alençon die Souverainität ihres Landes unter der Bedingniß angetragen, daß er sie von der spanischen Herrschaft befreyen sollte. Die Königinn-Mutter, welche dem Könige seine Besorgnisse benehmen, und dem Herzoge von Alençon einen unabhängigen Staat verschaffen wollte, ermahnte den König, daß er dem Herzog von Alençon erlauben möchte, die Niederländer in Schutz zu nehmen, und an den Gränzen insgeheim ein Heer zu versammeln. Sie stellte ihm vor, daß viele unruhige Köpfe und Factionairs das Reich verlassen, und das Reich von dem Gährstoffe befreyen würden, welcher die Zwietracht und Unruhen lebendig erhalten. Zu gleicher Zeit brachte sie so oft unterbrochene Unterhandlungen wegen einer Vermählung des Herzogs mit der Königinn Elisabeth von England wieder auf's Tapet: sie hoffte, daß, wenn sie auch nicht zu Stande kommen sollte, dieselbe doch wenigstens das Unternehmen des Herzogs unterstützen werde.

Man unterließ nichts, was zur Beförderung dieses Vorhabens dienen konnte. Nach mehreren wechselseitigen Gesandtschaften begab sich der Herzog dieses Jahr noch nach England, wo ihn die Königinn mit allen Ehrenbezeugungen und großer Pracht empfing, und lange Zeit hinhielt. Obschon sie das eheliche Joch, und die Engländer die Herrschaft eines französischen Prinzen verabscheueten, so wurden sie doch aus Staatsgründen bewogen, sich zu verstel-

len, um sowohl den Credit des Herzogs, und sonach jenen der Stände von Flandern zu vermehren, als um dem mit großen Zurüstungen damahls beschäftigten König von Spanien Eifersucht einzuflößen, welche die Besorgnisse aller benachbarten Fürsten erregten. Elisabeth stellte sich also, als wenn sie in diese Heirath einwilligte, und überhäufte ihn unter prächtigen Festen und Lustbarkeiten mit Liebkosungen. Der König schickte zu seiner Unterstützung eine sehr ehrenvolle Gesandtschaft an die Königinn Elisabeth, deren Haupt der Prinz Dauphin Franz von Montpensier, ein sehr beliebter Herr, war, welchen der Hof öfters in Geschäften gebraucht hatte, weil man sein aufrichtiges Gemüth und seine Abneigung von den Intriguen und dem Umgange der Factionairs kannte. Diese Gesandtschaft wurde mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen: man entwarf die Artikel und Bedingnisse, welche die künftigen Ehegatten gegen einander beobachten sollten, und schritt schon so weit, daß der Herzog und die Königinn zum Versprechen der künftigen Ehe die Ringe wechselten, obschon bey allem diesem Elisabeth entschlossen war, nicht weiter zu gehen. Dieß trug sich erst im Laufe des folgenden Jahres zu. Jahr 1579.

Der König von Navarra hielt nach der Abreise der Königinn-Mutter zu Mazeres, in der Grafschaft von Foix, eine Versammlung seiner Anhänger, um über die Maßregeln zu rathschlagen, welche man für die Zukunft ergreifen müsse. Da die Meisten mehr nach dem Kriege als nach der Beybehaltung des Friedens sich sehnten, so wurde die Frage aufgeworfen: ob es vortheilhafter sey, das Friedensedict zu halten, oder von neuem zu den Waffen zu greifen? Der König von Navarra selbst war dem Kriege nicht abgeneigt, weil er aus der Erfahrung wußte, daß der Frieden und die Ruhe nach und nach seine Partey entkräfte, und untergrabe.

Jahr 1579. Viele der Neuerungen müde Hugonotten versöhnten sich aufrichtig mit der Kirche; Andere, welche ihre Glaubensgenossen von allen Stellen und Würden ausgeschlossen sahen, heuchelten Bekehrung; alle vernachläßigten in dem Maße das Interesse ihrer Partey, als das Vergangene zu altern anfing, und das Ansehen und die Gewalt der Häupter zusammen schrumpfte. Der König von Navarra selbst sah nicht nur seinen künftigen Untergang voraus, sondern er befand sich auch gegenwärtig in einer so kärglichen Lage, daß er nicht einmahl so viel hatte, um die Würde eines Königs und ersten Prinzen von Geblüte mit Anstand zu behaupten. Da ihm in dieser Noth der von Natur feurigere und unruhigere Prinz von Condé, welchem es unerträglich fiel, der Statthalterschaft von der Pikardie beraubt zu seyn, beständig in den Ohren lag, und überdieß mehrere junge Edelleute, die gleichsam das Ruder der Partey führten, den Krieg wünschten, so kamen sie endlich darin überein, daß es besser sey, das Kriegsglück von Neuem zu versuchen, als unwiederbringlich mitten im Frieden zu Grunde zu gehen. Sie beschlossen also, sich zu rüsten, und den Krieg bey guter Gelegenheit zu erneuern, und das um so mehr, als man schon allgemein die Lebensart des Königs für die Wirkung seiner schlechten Sitten und seiner Geistesschwäche hielt, und Jedermann dadurch gleichsam aufgefordet wurde, ohne allen Rückhalt seinem Interesse und seiner Neigung zu folgen. Der König von Navarra beschied also die Deputirten von Languedoc und Dauphiné zu sich, welche der Versammlung von Mazeres beygewohnt hatten, ermahnte sie in einer langen Rede, die gemeine Sache ihrer Partey nach Kräften zu unterstützen, ließ einen goldenen Schildthaler in drey Theile schneiden, und gab ihnen den Auftrag, ein Stück desselben dem Herrn von Chatillon, ei-

nem Sohne des Admirals von Coligni, welcher sich nach Languedoc geflüchtet hat, und das andere Franzen von Lesdiguieres in Dauphiné zu überbringen, und denselben zu sagen, daß sie in allem, was den Krieg betreffe, den Vorzeigern des dritten Stückes Glauben beymessen sollten, weil es ihm däuchte, kein besseres Beglaubigungsschreiben überschicken zu können. Nachdem dieser Entschluß gefaßt worden, kehrte ein Jeder in seine Provinz zurück, und rüstete sich insgeheim zum Kriege. Jahr 1579.

Fünftes Kapitel.

Vorwand des Krieges von Seiten der Hugonotten. Der Prinz von Condé überrumpelt la Fere. Der König von Navarra nimmt nach einem hartnäckigen Widerstande Cahors ein. Geringes Glück der Hugonotten. Kritische Lage derselben. Herstellung des Friedens. Der Herzog von Alençon wird als Souverain von den Ständen der Niederlande erkannt. Sein Tod.

Jahr 1579. Der König von Navarra war darauf bedacht, irgend einen scheinbaren Vorwand zu finden, um die Ergreifung der Waffen zu rechtfertigen. Die Zeit war nun herbeygekommen, in welcher die Sicherheitsplätze zurückgegeben werden sollten. Heinrich begehrte sie mehr zur Befriedigung der katholischen Partey, als im wirklichen Ernste, zurück; der König von Navarra widersetzte sich laut dagegen, und hielt öftere Versammlungen (Synoden) seiner Anhänger, in welchen er zu zeigen sich bemühete, daß es noch nicht rathsam sey, die Sicherheitsplätze zurückzugeben, da die Artikel des Friedensedicts noch nicht erfüllt worden, und in Champagne, Burgund, und in der Normandie die Ausübung ihrer Religion Zwang leide. Es brauchte nur dieses Vorwandes, um die Prediger in Feuer zu setzen, und den Krieg zu erneuern. Der König von Navarra war entschlossen, durch einen mäch-

tigen Schlag seine ganze Partey in Bewegung zu setzen, nähmlich Cahors zu überrumpeln, welche Stadt ihm der König als eine Mitgift für seine Gemahlinn versprochen, aber nie ausgeliefert hatte. Dieß lieh ihm einen rechtlichen Vorwand, welcher in bürgerlichen Kriegen so nothwendig ist, um das Volk zu täuschen, und das Interesse der Parteyen zu verhüllen. Durch die Eroberung dieser Stadt und des umliegenden sehr reichen Gebiethes gewann er zugleich einen seinen gegenwärtigen Umständen entsprechenden Vortheil. Jahr 1579.

Der Prinz von Condé, welcher seine pikardische Statthaltergeschichte noch nicht vergessen konnte, nahm sich gleichfalls vor, sich incognito in diese Provinz zu begeben, und sich durch Hülfe seiner Anhänger eines oder zweyer Plätze zu bemächtigen, damit er festen Fuß in derselben fassete, und sein Gebieth über die Gränzen von Saintonge erweiterte. Er glaubte, seine Absichten ganz ehrbar bemänteln zu können, wenn er zeigte, daß er dem Könige gehorsam bleiben, und sich nur an seinen Feinden rächen wolle, durch deren Intriguen er von dieser Statthalterschaft ausgeschlossen worden. Der Prinz von Condé begab sich unbekannter Weise nach Poitiers, und kam mit der größten Gefahr durch die anderen Provinzen und Städte in das Herz der Pikardie, wo er nach einigen Monathen durch List und geheime Verständnisse mit seinen Anhängern beynahe drey hundert Mann von verschiedenen Gegenden zusammen brachte, La Fere, einen festen und wichtigen Platz, überrumpelte, den Gouverneur und die geringe Besatzung verjagte, und sich desselben den neun und zwanzigsten November gänzlich bemeisterte. Er schrieb sogleich an den König, daß er diese Festung als Statthalter dieser Provinz in Besitz genommen habe; er unterließ aber nicht, sich in den besten Vertheidigungsstand zu setzen, weil er befürchtete, der König möchte seine Kräfte aufbiethen, um ihn aus diesem vortheilhaften Posten zu vertreiben.

Jahr 1580. In dem Anfange des Jahres tausend fünf hundert und achtzig ließ der König von Navarra die an den Herrn von Chatillon und Lesdiguieres zum Zeichen des zu beginnenden Krieges überschickten Stücke des Schildthalers zurückbegehren, und rüstete sich, Cahors zu überrumpeln. Diese Stadt liegt an den Ufern des Flusses Lot, welcher sie von drey Seiten umfließt, und nur einen einzigen Zugang offen läßt, den man das Thor des Barres nennt. Auf den Flußseiten kömmt man durch drey sehr geräumige Brücken in die Stadt. Der König von Navarra, welcher mit Munition und Artillerie nicht versehen war, hatte beschlossen, sie nächtlicher Weile von der Seite einer dieser Brücken, Pontneuf genannt, zu überfallen. Da ein verschlossenes Thor den Eingang derselben verhinderte, nach welchem man ohne eine Zugbrücke an das Stadtthor gelangt, das von zwey Ravelins vertheidigt wird, so faßte er den Anschlag, beyde Thore durch Sprengkugeln zu öffnen (eine wegen ihrer Neuigkeit damahls noch wenig geachtete Erfindung, welche aber durch ihren öfteren Gebrauch bey Überrumpelungen hernach so berühmt wurde) und sodann unverweilt mit der Besatzung anzubinden. Diesem zu Folge theilte er seine Truppen in vier Corps (die Thorbrecher nicht mitgerechnet), deren erstes der Baron von Salignac, das zweyte Saint-Martin, Hauptmann der Leibwache des Königs von Navarra, das dritte, unter welchem der Adel und der König selbst sich befand, Anton von Roquelaure, und das vierte, welches aus zwölf hundert auserwählten Büchsenjägern bestand, der Vicomte von Gourdon anführte. Die Sprengkugel, welche der Hauptmann Johann Robert an das erste Thor der Brücke schraubte, that ihre Wirkung: einige Soldaten der Besatzung welche die Wälle vertheidigten, wurden nach einem schwachen Widerstande zusammengehauen. Die zweyte Kugel sprengte eben so glücklich das Stadtthor auf, so,

daß man in die Stadt hätte eindringen können, wenn die Hugonotten keine andere Hindernisse gefunden hätten. Die durch den Knall der ersten Sprengkugel aufgewachten Einwohner, und der Gouverneur der Stadt, Vezins, eilten fast ohne Kleidung, aber doch bewaffnet, herbey, und widersetzten sich muthig den eindringenden Feinden, da sie durch frische Truppen, welche jeden Augenblick aus allen Quartieren der Stadt herbey kamen, unterstützt wurden. Es entstand nun ein blutiges Gefecht zwischen den ersten Reihen. Nebst einem anhaltenden Flintenfeuer von beyden Seiten wurden die Tapfersten miteinander handgemein. Der Gouverneur, welcher ohne Rüstung in den ersten Reihen focht, blieb auf dem Platze, und Saint-Martin wurde zur Seite des Königs von Navarra getödtet. Zwey Stunden lang war der Vortheil auf beyden Seiten gleich: als aber der Baron Salignac und nachher Roquelaure schwer verwundet, und von dem Kampfplatze hinweggetragen worden, so sank so sehr der Muth der Hugonotten, daß sie anfingen, sich eilends zurückzuziehen, ungeachtet sie schon bis an den Marktplatz vorgedrungen waren. Die Besatzung schlug sie bis an das Thor zurück, und würde sie ohne Zweifel aus der Stadt verjagt haben, da der Vicomte von Gourdon mit seiner aus den Büchsenjägern bestehenden Avantgarde zu langsam herbey rückte, wenn nicht der über den Verlust so vieler Officiere und Soldaten in Verzweiflung gerathene König von Navarra sich an die Spitze seiner Truppen gestellt, und das Gefecht mit großer Unerschrockenheit erneuert hätte. Die Edelleute und Soldaten folgten wetteifernd seinem Beyspiele; er that Wunder der Tapferkeit, und drängte die Vertheidiger so weit zurück, daß die Seinigen beym Anbruche des Tages den Marktplatz wieder gewannen. Die Einwohner hatten sich, so viel es die Kürze der Zeit zuließ, in dem Collegium gleichsam verschanzt. Obschon sie durch ihr Musketenfeuer den Hugonotten von

Jahr 1580.

Jahr 1580. allen Seiten zusetzten, und ein großes Blutbad unter denselben anrichteten, so kämpfte der König von Navarra in den ersten Reihen, ungeachtet viele zu seiner Seite fielen. Dieses Gefecht dauerte den ganzen Tag und die folgende Nacht fast ohne Unterlaß. Den folgenden Tag beym Aufgange der Sonne erhielt der König von Navarra die Nachricht, daß man aus den benachbarten Städten Cahors zu Hülfe eile; er schickte also den Herrn von Chouppes ab, um diese Hülfsvölker außer dem Thore des Barres zu bekämpfen, und erneuerte muthig den Angriff, um die Bürger aus ihrer Verschanzung zu vertreiben. Er fand einen so tapfern Widerstand, daß er sie, ungeachtet Chouppes die Hülfsvölker geschlagen, und die Einwohner von Cahors alle Hoffnung verloren hatten, weder diesen Tag noch die folgende Nacht überwältigen konnte, bis er sich durch drey in dem Zeughause der Stadt vorgefundenen Kanonen den Weg durch die von den Belagerten gemachten Verschanzungen von Fässern oder die Barricaden öffnete, deren größter Theil in die Pfanne gehauen wurde. So wurde endlich nach einem dreytägigen anhaltenden Gefechte die Stadt eingenommen, und von den Soldaten geplündert, welche eine unermeßliche Beute machten. Der König von Navarra zeigte bey dieser Unternehmung eine bewundernswürdige Unerschrockenheit; in seinen vorigen Operationen hatte er Beweise seiner Thätigkeit abgelegt; in dieser aber flößte er den Seinigen ein eben so großes Vertrauen, als den Feinden durch seine Tapferkeit Schrecken ein.

In der nähmlichen Zeit suchte Lesdiguieres den Adel in Dauphiné zum Aufstande zu bewegen, welcher sich aber nicht entschließen konnte, ihm zu gehorchen, weil er weder von einem vornehmen Geschlechte abstammte, noch durch Reichthümer glänzte. Er bewog also das Landvolk, gegen Einige der Vornehmsten die Waffen zu ergreifen, welche

dasselbe mißhandelt hatten. Der Krieg war aber von geringem Erfolge; denn die Bauern wurden von dem Herrn von Maugiron, Generallieutenant dieser Provinz, und von Mandelot, Gouverneur von Lyon mehrmahls geschlagen und zerstreut. Alle Unternehmungen des Lesdiguieres mißlangen, und er sah sich endlich gezwungen, sich in La Mûre einzuschließen, und zu befestigen. Auch in Languedoc machten die Hugonotten keine großen Fortschritte; es mag nun seyn, daß Chatillon über das Volk nicht viel vermochte, oder dasselbe den Marschall von Damville fürchtete, welcher sich bereit zeigte, jedem Aufstande sich zu widersetzen. Niemand griff also zu den Waffen, wie doch der König von Navarra gehofft hatte, und Alles blieb durch die Vorkehrungen des Ersten ruhig, welcher die Friedensedicte handhabte, und jede Ursache zu Klagen zu entfernen suchte. Jahr 1580.

Der König erhielt aus allen diesen Provinzen die Nachricht, daß die Hugonotten wieder zu den Waffen gegriffen, zu einer Zeit, wo er die Ruhe überall hergestellt glaubte. Er beschloß also, den Aufrührern von Neuem die Spitze zu biethen, und sie zur Beobachtung des Friedensedictes zu zwingen. Diesem zu Folge stellte er in kurzer Zeit drey Heere auf die Beine; das eine war bestimmt, La Fere in der Pikardie wieder zu erobern, das zweyte, nach Guienne zu marschiren, und das dritte sollte Dauphiné zum Gehorsam zurück bringen. Die Vernünftigsten schlossen aus diesen so schnellen und kräftigen Vorkehrungen, daß der König nur politisch *schlafe*, und unter dem Scheine von Müßiggang und Sorglosigkeit viel größere Entwürfe in seiner Seele brüte. Der König übertrug das Commando dieser Heere solchen Männern, wie sie die gegenwärtigen Umstände und seine geheime Absichten erforderten. Er wünschte, daß la Fere so schnell als möglich erobert würde, weil dieser Platz dem Mittelpuncte des Reiches und Paris so nahe,

Jahr 1580. und so bequem liegt, um aus Flandern Hülfe zu erhalten. Er trug diese Unternehmung dem Marschalle von Matignon auf, welchen er allezeit zu gebrauchen pflegte, wenn mit Nachdruck vorgeschritten werden mußte. Da er wünschte, dem Könige von Navarra Einhalt zu thun, nicht aber ihn zu unterdrücken, weil dadurch das Gleichgewicht aufhören, und die Partey der Guisen, welche keinen größeren Feind als diesen Prinzen hatte, zu viel Vortheil erhalten möchte, so schickte er den Marschall von Biron nach Guienne, damit er auch dieß Mahl mit seiner gewöhnlichen Langsamkeit in Bekämpfung dieser Partey zu Werke ginge. Der König befand sich in der Nothwendigkeit, sich Eines der Prinzen von Lothringen zu bedienen, um die Ligue nicht ganz von sich zu entfremden, und weil die Macht des Hauses von Guise ganz besondere Rücksichten erheischte. Er übertrug also das Commando des Heeres in Dauphiné dem Herzoge von Mayenne, weil er eines Theiles seinen bescheidenern Charakter kannte, und andern Theiles die Unternehmung für leicht, und von geringer Wichtigkeit hielt.

Die Wirkung entsprach den Absichten des Königs. Der Marschall von Matignon belagerte La Fere, welchen Platz der Prinz von Condé verlassen, und sich nach England geflüchtet hatte, und nahm denselben in kurzer Zeit ohne großen Verlust ein. Der Herzog von Mayenne eroberte La Mûre, jagte den Hugonotten von Dauphiné Schrecken ein, und zwang nicht nur den Adel, sondern auch das Volk, und den Herrn von Lesdiguieres selbst, sich zu unterwerfen. Nachdem der Marschall von Biron einige Compagnien Gensdarmes bey Nerac geschlagen hatte, so nahm er einige Plätze in Guienne weg; da er aber durch den Sturz seines Pferdes Contusionen an beyden Schenkeln erhalten hatte, so ließ er sein Heer die Quartiere beziehen, ohne seine Vortheile weiter zu verfolgen. Der König von Navarra, wel-

cher außer Stande war, das freye Feld zu behaupten, und irgend etwas zu unternehmen, begnügte sich, unter den Waffen zu stehen, und zeigte durch einige kleine Unternehmungen, daß er mehr Muth als Stärke besitze. Jahr 1580.

Der Herzog von Alençon war indeß aus England zurück gekommen, wo ihn die Königinn zwar mit vielen Hoffnungen gespeiset, aber keine Versicherung ihrer Vermählung gegeben hatte, und rüstete sich zu der niederländischen Unternehmung. Er stellte sich als Mittler zwischen dem Könige, seinem Bruder, und dem Könige von Navarra, seinem Schwager, auf, um die Sachen in das Geleiß des Friedensedictes zurück zu führen; er fürchtete, daß er die nothwendige Unterstützung zur Ausführung seines Vorhabens in Flandern nicht erhalten würde, wenn der Krieg in Frankreich ein ernsthafteres Ansehen gewönne. Er begab sich also nach Libourne und nach La Fresche, einer Stadt in der Grafschaft von Foix, wohin auch der König von Navarra sich verfügte, und der König den Herzog von Montpensier, den Marschall von Cossé, und Pomponne von Bellievre schickte. Er brachte ohne große Schwierigkeiten den Vergleich zu Stande, weil der König ohnedieß zum Frieden geneigt war, und der König von Navarra, welcher den unglücklichen Ausgang seiner Unternehmungen sah, keine auswärtige Hülfe zu hoffen hatte. Der Prinz von Condé, welcher sich nach England, von da in die Niederlande, und hernach nach Deutschland geflüchtet hatte, fand, daß alle Protestanten ihre Gedanken nur auf die Niederlande richteten, und über die Hugonotten aufgebracht waren, weil sie so leichtsinnig und ohne gerechte Ursachen und zu einer Zeit die Waffen ergriffen hatten, wo der König die Friedensartikel pünctlich beobachtete. Da also der König von Navarra keine auswärtige Hülfe zu hoffen hatte, und sich auf inländische nicht sehr fußen konnte, so nahm er sehr

Jahr 1580. gerne die vorigen Bedingnisse an. Das Friedensedict des vorigen Jahres wurde bestätigt, und so der Frieden von Neuem hergestellt.

Die Unruhen des Bürgerkrieges waren nun beygelegt: aber zwey verschiedene Unternehmungen setzten ganz Frankreich in Bewegung. Die des Herzogs von Alençon, welcher sich mit stillschweigender Einwilligung des Königs rüstete, um in die Niederlande zu gehen, und gegen das Heer des Königs von Spanien, welches Alexander Farnese, Prinz von Parma, commandirte, zu kämpfen; und jene der Königinn-Mutter in Rücksicht des Königreichs von Portugall. Der König Sebastian war in dem afrikanischen Kriege umgekommen, und sein Nachfolger der Cardinal Heinrich ohne Nachkommenschaft gestorben. Unter mehreren Prätendenten machte auch die Königinn-Mutter Ansprüche auf diese Krone als Erbinn des Hauses von Bologna, und weil sie in gerader Linie von Robert, einem Sohne Alphons III. und der Gräfinn Mathilde, seiner ersten und rechtmäßigen Gemahlinn abstamme. Sie behauptete, daß alle Könige, welche nach Alphons regiert, von Beatrix, dessen Beyschläferinn, abstammten. Da sie wegen der Entfernung und andern Rücksichten nicht glaubte, so wie andere Mitwerber ihre Ansprüche mit Gewalt durchzusetzen, so drang sie darauf, daß die Sache durch den Weg Rechtens entschieden würde, ohne zu den Waffen zu greifen. Der König von Spanien, welcher den Vortheil der Nähe und seine Gewalt benutzte, ließ ein Heer nach Portugall marschiren, und sich von den Gouverneurs dieses Reiches als den rechtmäßigen Nachfolger erklären. Die Königinn-Mutter verband sich mit dem Prior von Crato, einem Mitprätendenten, welchen die Spanier aus diesem Reiche vertrieben hatten. Sie ließ eine starke Flotte ausrüsten, welche unter dem Commando des Philipp Strozzi jene der Spanier bey den tercerischen, von Portugall abhän-

gigen, Inseln, welche noch die Partey Antons hielten, bekämpfen, und suchen sollte, in der Gegend der Stadt Lissabon zu landen. Die auf den Tod Strozzi's erfolgten Begebenheiten und die Niederlage der Flotte überlasse ich den portugiesischen Geschichtschreibern, so wie ich das Resultat der niederländischen Unternehmung anführe. Der Herzog von Alençon marschirte das folgende Jahr mit einem starken Heere Jahr 1580. 1581. Cambrai zu Hülfe, entsetzte diese Stadt, bemächtigte sich derselben, und eilte hernach mit einer größern Macht in die Niederlande, um von den Ständen, welche das Joch der spanischen Herrschaft abgeworfen hatten, als Souverain dieses Landes unter gewissen Bedingnissen und Einschränkungen anerkannt zu werden. Die Gesandten des Papstes und des Königs von Spanien beklagten sich bey dem Könige sowohl über die Unternehmung des Herzogs von Alençon, als über die Aufnahme Antons von Portugall in Frankreich, und die Versuche der Königinn-Mutter auf dieses Reich. Der König entschuldigte sich wegen dem Einen so wie dem Andern, daß die Königinn-Mutter dem Prior von Crato als ihrem Vasallen eine Zuflucht gegeben, weil sie gegründete Ansprüche auf dieses Reich mache; sie habe auch auf ihre eigene Kosten und ohne sein Wissen und seine Einwilligung eine Flotte ausgerüstet. Er werde über ihre Niederlage nicht das geringste Mißvergnügen an Tag legen, weil diese Sache seinem Interesse und jenem seines Reichs ganz fremd sey. Was den Herzog von Alençon betreffe, so habe er sich oft seiner Unternehmung widersetzt, derselbe sey aber mehr den Eingebungen anderer als seinen Befehlen gefolgt; Er bedauere, daß er jene Franzosen, die ihm in dieser Unternehmung begleitet, nicht habe zurückhalten können: der Ungehorsam seiner Vasallen und der Charakter derjenigen, welche dem Herzoge von Alençon in die Niederlande gefolgt, sey der ganzen Welt bekannt; es seyen die nähmlichen, wel-

Jahr 1581. che das Reich unter Franz II. Carl IX. und unter seiner eigenen Regierung in Unruhen gestürzt hätten. Er habe seine Gesinnungen dadurch deutlich an Tag gelegt, daß er sich geweigert, die ihm von den Ständen von Flandern angetragene Souverainität anzunehmen. Da er also keinen Antheil weder an den Zurüstungen gegen Flandern, noch an jenen gegen Portugall gehabt habe, so glaube er, daß der Friede und die mit dem Könige von Spanien bestehende Freundschaft auf keine Art verletzt worden. Zum Zeichen, daß er den Frieden mit Spanien aufrichtig erhalten wolle, erbiethe er sich, auf jede Requisition des katholischen Königs Truppen dem Herzog von Parma zu Hülfe zu schicken, mit dem ausdrücklichen Befehle, nicht nur gegen die Stände und ihre Feldherren, sondern auch gegen seinen Bruder selbst zu streiten. Dieß waren die Gründe, welche der König zu seiner Rechtfertigung anführte, und die er noch mit andern Umständen ausschmückte; in der That aber suchte er beyde Unternehmungen noch mehr zu befördern, weil er sich Glück wünschte, daß der Herzog von Alençon, La Noue, der Marschall von Biron, viele andere Officiere, und der größte Theil der Ruhestörer das Reich verlassen hatten.

1582. Heinrichen gelang es endlich, im Jahre tausend fünf hundert und zwey und achtzig sich seiner ruhigen Lebensweise wieder überlassen, und sein altes Project wieder zur Hand nehmen zu können. Durch die Länge der Zeit hatte er sich mit demselben so vertraut gemacht, daß sich seine Verstellung und Arglist in eine Gewohnheit verwandelte. Er fuhr fort, seine Lieblinge und Creaturen mit Gnaden zu überhäufen, und denselben, die vornehmsten Stellen und die wichtigsten Statthalterschaften zu verleihen. Den Anna von Joyeuse machte er zum Herzog und Pair von Frankreich, und gab ihm die Schwester der Königinn zur Gemahlinn. Den Johann Ludwig von La Valette ernannte er zum Her-

zog von Epernon und zum Pair. Diejenigen Herren, welche nächst diesen in der größten Gnade des Königs standen, waren der Kanzler von Chiverny, der Herr von Villequier, Franz von O, von Bellievre, der Staatssekretär Villeroi, und die Marschälle von Retz und Matignon; da sie aber ein reiferes Alter und mehr Verstand hatten, so bekümmerten sie sich wenig um die ersten Stellen, welche sie dem Neide und den Streichen des Schicksals auch zuerst ausgesetzt haben würde. Sie überließen diese prächtigen Titel der Eitelkeit junger Günstlinge, und begnügten sich mit einem mittelmäßigen aber viel sichern Glücke. Die Klugheit des Marschalls von Retz war vorzüglich bemerkenswürdig. Er fühlte sehr wohl, daß er als ein Italiener dem Hasse und der Verfolgung der Franzosen ausgesetzt sey. Obschon der König ihn durch außerordentliche Gnadenbezeigungen und Wohlthaten zu der höchsten Ehrenstufe zu erheben suchte, so widersetzte er sich doch selbst seiner Erhöhung. Als er aber sah, daß der König darauf bestand, so suchte er die Sache so einzuleiten, daß diejenigen Gnaden, welche ihm der König bestimmte, gleichsam auf Vorsprache eines oder des andern Prinzen oder der vornehmsten Herren ertheilt wurden. Dieser Kunstgriff gelang ihm so glücklich, daß seine Erhöhung keinen Neid erregte, und die Großen dessen Beförderung als ihr eigenes Werk betrachteten. Joyeuse Epernon, und die andern Jünglinge, welche weder durch Alter noch Erfahrung diese Mäßigung gelernt hatten, ließen die Segel des Glückes voll streichen, und keine Gelegenheit entwischen, sich zu vergrößern. Das durch den Tod des Philipp Strozzi erledigte Generalat der Infanterie wurde dem Herzoge von Epernon mit einer viel größeren Gewalt verliehen. Da der Marschall von Biron sich mit dem Herzoge von Alençon nach Flandern begeben, und seine Generallieutenantsstelle in der Statthalterschaft von Guienne niedergelegt hatte, so erhielt dieselbe Jahr 1582.

Jahr der Marschall von Matignon. Die durch den Tod des Mar-
1582. schalls von Cossé erledigten Gouvernements von Orleans, Blois und Chartres, wurden dem Kanzler zugetheilt.

1583. In dem Jahre tausend fünf hundert und drey und achtzig suchte der Herzog von Alençon seine eingeschränkte Oberherrschaft in Flandern in eine unumschränkte zu verwandeln; der Erfolg entsprach aber nicht seinen Hoffnungen. Die Nähmlichen, welche ihn in die Niederlande gerufen hatten, lehnten sich gegen ihn auf, und Alexander Farnese verjagte ihn mit Gewalt. Der Herzog kehrte zum größten Leidwesen des Königs nach Frankreich zurück, und sein hitziger und stürmischer Geist ließ neue Unruhen befürchten. Kurze Zeit nachher wurde er durch seine Anhänger und denjenigen nach Flandern zurück berufen, welche seine Unbeständigkeit weniger fürchteten, als sie die spanische Herrschaft verabscheueten. Der König versprach ihm eine kräftige Unterstützung an Truppen und Geld; er würde auch sein Versprechen erfüllt haben, um sich dieses unruhigen Kopfes zu entledigen, wenn nicht der durch das widrige Schicksal niedergeschlagene, und durch die anhaltenden Strapazen, oder wie andere sagen, durch seine Ausschweifungen erschöpfte
1584. Herzog von Alençon im Juny des Jahres tausend fünf hundert und vier und achtzig zu Chateau-Thierry gestorben wäre. Durch seinen Tod ward Flandern, und der König von der Gefahr einer fast unvermeidlichen Revolution befreyt. Die Herzogthümer von Anjou, von Alençon und Berry, welche er zum Appanage erhalten hatte, mit der Krone wieder vereinigt. Der König weigerte sich, die Stadt Cambrai, welche der Herzog von Alençon zwey Jahre vorher erobert, und den Balagni zum Gouverneur desselben ernannt hatte, in Besitz zu nehmen, um einem offenbaren Bruche mit Spanien vorzubeugen. Die Königinn-Mutter bemächtigte sich von Cambrai als eines Erbschaftsstückes.

BIBLIOTEKA NAUKOWA
WAP
402411
I/2